D. II. 9.
1787.
1.
Coburger
Landes=
Bücherei

Familiengeſchichten.

Von

Auguſt Lafontaine.

Dritter Theil.

Saint Julien.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung,
1798.

Saint Julien.

Von
Auguſt Lafontaine.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1798.

St. Julien, und ſeine Familie.

Ich ergreiſe die Feder, nicht ſo wohl um der Welt die Begebenheiten meines Lebens mitzutheilen, als vielmehr um mich ſelbſt noch einmal zu überzeugen, daß ich keinen Haß gegen die Menſchen habe, unter denen ich erlag. Lächelnd ſitze ich hier, und beſchreibe meine Unglücksfälle, wie der Schiffer lächelnd ſeinen Freunden auf der Landkarte den Punkt zeigt, wo er im Schiffbruche ſein ganzes Vermögen verlor und nichts als das Leben rettete. Meine Blicke ſind gegen Weſten auf die blauen Gebirge gerichtet, hinter denen das geliebte Frankreich liegt, das mich Unſchuldigen auf immer aus ſeinem Schooße verbannt hat. Von Zeit zu Zeit blicke ich auf von dem Papiere, von dem Andenken an mein Unglück; und mein Blick über die Gebirge hin — gewiß, Fran-

zoſen, er ſegnet Euch, er wünſcht Euch Glück und Ruhe. Warum ſollte ein alter Mann, oder auch ein junger Menſch, einer ganzen Nation etwas Anderes, als Glück und Ruhe, wünſchen? Ich halte nicht Euch Alle für Unmenſchen, für Böſewichter, wie es viele Ausgewanderte in dem Schmerz über ihr Elend thun; ich weiß ja, wie mächtig Zeit und Nothwendigkeit ſind, wozu ſie den Menſchen treiben können. Gewiß werdet auch Ihr uns Ausgewanderten nicht alle für Böſewichter halten, weil wir unſre Titel, unſern Rang und unſer Gold nicht mit frohen Blicken zu Euern Füßen niederlegen wollten. Wie wenige Menſchen — das erfahrt Ihr gewiß täglich — ſind dazu groß genug! Ihr und wir waren Menſchen, und die Nothwendigkeit war ſchuldiger, als unſere Herzen; ſo kann ich es Euch vergeben, daß ich unglücklich wurde.

Ja, wenn ich mich und meine ſeufzende Familie betrachte; wenn ich meine Blicke auf das tauſendfache Elend der ausgewanderten Franzoſen hefte: ſo ſcheint es mir, als ſähe ich Opfer, die für das Vaterland in einer wüthenden Schlacht gefallen wären. Nicht Ihr

habt uns verbannt, denke ich dann, ſondern die Nothwendigkeit, das Glück unſres Vaterlandes; und ſo kann ich noch immer — was ja ein hülfloſer Greis allein vermag — Euch lieben und für Euer Glück beten. Dieſe Vorſtellung ſchmeichelt ſogar meiner Eitelkeit. Ich vergleiche mich mit den Helden des Alterthums, die der Oſtracismus aus dem geliebten Vaterlande trieb; und als heute mein Sohn über unſer allgemeines Elend ſeufzend ſprach, und beſonders den traurigen Gedanken aushob, daß Ihr uns ſogar gezwungen hättet, fremde Gräber für unſere Todten zu ſuchen — Es war in der That rührend, was er darüber ſagte. Meine Töchter fingen an zu ſchluchzen; und wenn ich ſelbſt jetzt daran denke, wie alle Völker der Erde ihre heimiſchen Gräber liebten, wie dieſe Liebe ſo tief in der menſchlichen Natur liegt: ſo möchte ich Euch bitten, daß wenigſtens meine Aſche mit der Aſche meiner Vorfahren vereinigt werden dürfte.

Aber ich wollte Euch ja einen Beweis geben, wie ich unſer Unglück anſehe. Als mein Sohn das ſagte, nahm ich lächelnd den Thucydides, und las ihm mit einer Art von Tri-

umph die Stelle aus Perikles Leichenrede für die erſten Gebliebenen vor: ἀνδρων ἐπιφανων πασα γη ταφος etc. „Jedes Land iſt ein Grabmahl für edle Menſchen; nicht die Inſchrift auf dem vaterländiſchen Denkmahl allein zeugt von ihrer Tugend, ſondern auch im fremden Lande bleibt ihr Andenken in dem Herzen Aller unauslöſchlich.” Ich muß Euch meine Schwachheit nur bekennen: die ganze Leichenrede las ich meinen Kindern Wort für Wort vor, und wendete ſie Wort für Wort auf die Ausgewanderten an. Müßt Ihr nicht ſelbſt geſtehen, daß dieſe meiſtens nur Opfer für das Glück der Zurückgebliebenen ſind? — Ich glaube, ſogar meine beiden Töchter waren gerührt; ſie weinten laut. Und ich? Die letzten Worte: „Nun, wenn ihr eure gefallenen Freunde beweint habt, ſo geht!” konnte ich vor Rührung kaum ausſprechen.

Ich wollte, Franzoſen, auch Ihr wäret darüber gerührt, daß es jetzt auf dem Erdenrunde tauſend und aber tauſend Familien giebt, die zu ihrem Troſte weiter nichts haben, als was ſonſt dem Menſchen das Schrecklichſte iſt: ihre Leichenrede anzuhören. Und

von wem können wir Mitleiden fordern, wenn Ihr es uns verſagt? Ihr haßt uns, ſagt man. Das iſt natürlich, weil Ihr uns immer mit Flamme und Schwert in den Händen an Euren Gränzen zu ſehen glaubt. Aber ich bitte Euch, werft Eure Blicke einmal über die Gränzen, über den Kriegesſchauplatz hinaus, auf Eure verbannten Landsleute, die unglücklicher Weiſe nicht da auf der Erde, wo ſie noch leben möchten, ſondern nur, wo die Natur hart und grauſam iſt, einen ſichern Aufenthalt und Mitleiden finden. O, ſoll denn die rauheſte Natur, der harte, ſtarre Norden, mitleidiger gegen Franzoſen ſeyn, als Frankreich, das menſchliche Frankreich? Ich bitte Euch, ſeht, wie die Tauſende von Unglücklichen alle Länder durchirren; wie die Trauerſpiele Eurer Dichter, denen Ihr Thränen weint, jetzt in allen Ländern, tauſend in einem Augenblicke, ſchrecklicher als Eure Dichter ſie je erfanden, von Euren Landsleuten nicht geſpielt, ſondern erlebt werden! Tauſende von blinden, armen, bettelnden Oedipen irren jetzt an den Händen hülfloſer Töchter in fremden Ländern umher, und ſie

ſind noch glücklich, wenn ihnen eine Tochter oder ein Sohn übrig geblieben iſt. Kein Dichter darf mehr, ſo lange die Erde ſteht, einen Plan zu einem Trauerſpiele erfinden; Ihr habt ihm dieſe Mühe erſpart. Kein Zuſchauer wird mehr ein Unglück für unwahrſcheinlich erklären; denn die Begebenheiten Eurer verbannten Landsleute ſind ſchrecklicher. Vergebens haben Eure Dichter oft die Geſchichte von ſechs Jahrtauſenden durchblättert, um einen Unglücklichen aufzufinden und mit deſſen Geſchicke die Quelle eurer Thränen zu öffnen. Fünf ſchreckliche Jahre geben ihnen tauſend Mütter, die ihre Kinder auf der Erde ſuchen, tauſend Söhne, Brüder, Schweſtern, Eltern, Gatten, die einander nicht kennen, und eben darum einander haſſen, tauſend ſchreckliche Kataſtrophen, die man der Einbildungskraft nicht zugetrauet hätte. Crebillon muß künftig der menſchliche heißen; wie aber Robespierre?

Doch laßt uns unſere Blicke davon abwenden; wie ſolltet ihr ſonſt eine Konſtitution lieben können, welche um dieſen Preis gebauet wurde? Aber, bei dem ewigen Richter,

deſſen furchtbarſtes Schwert Ihr Euch zu führen erkühntet! bei dieſem Richter, Franzoſen! Ihr habt das ſchwerſte Wagſtück unternommen. Ihr müßt das edelſte, tugendhafteſte, glücklichſte aller Völker werden, wenn man Euch die Grauſamkeit verzeihen ſoll, mit der Ihr die menſchlichſten Schwachheiten, die Eitelkeit, den verjährten Stolz Eurer Mitbürger, beſtraftet. Schon der Verdacht war ein Todesverbrechen; tauſend Unſchuldige ſtießt Ihr in den Abgrund des Elends, aus Furcht, daß ſie einſt Schuldige werden könnten. Ihr fordertet von dem Sohne die übermenſchliche Stärke, bei dem Leichname des ſchuldigen Vaters, den Euer Gericht traf, zu jauchzen. Die Thränen der Tochter, wenn man ihre Mutter auf das Blutgerüſt führte, waren ehedem Tugend; bei Euch ein Verbrechen. Ihr fordertet viel, Ihr ſtraftet ohne Mitleiden; ſo habt Ihr die Verpflichtung übernommen, zu thun, was Ihr fordertet, und ſo wird die Welt Euch ohne Mitleiden richten. Euer kleinſter Fehler iſt ein Verbrechen, und die glänzendſte Tugend ohne alle Flecken nur eine Schuld, die Ihr den

unglücklichen, von Euch auf ewig Verbannten abtragt. Begeht Ihr den kleinſten Fehler, ſo ruft jeder Unglückliche von uns: wurde ich darum aufgeopfert? — Gebe der Schutzgeiſt der Völker, daß Ihr bald glücklicher werdet, als Ihr es mit uns geweſen ſeyd! Dann will ich meine Ohren von den Seufzern meiner Familie zu dem frohen Jauchzen Frankreichs wenden, und glücklich ſeyn.

„Der Anfang jeder neuen Schöpfung iſt Zerſtörung," ſagt Ihr. Es ſey darum. Aber ſo zerſtört nicht mehr, als Ihr ſchaffen könnt! Gönnt Euren Bürgern Erholung von der ſchrecklichen einzigen Tugend, zu der Ihr ſie zwangt, von der Vaterlandsliebe; laßt die Franzoſen wieder Menſchen, Väter, Gatten, Söhne, Brüder werden! Brutus Hinrichtung ſeiner Söhne iſt die Tugend eines Verzweifelten. Sagt nicht, der Mann müſſe den Staat mehr lieben, als den Buſen, der ihn nährte, als den Buſen, der ihn zum Vater machte. Der Menſch war eher als der Bürger, Familienliebe eher als Vaterlandsliebe. Zuweilen mag ein Timoleon nöthig ſeyn; aber er verhüllt ſein Geſicht, wenn der Dolch

durch das Herz ſeines Bruders fährt. Wehe den Zeiten, wo ſolche Tugenden nöthig ſind, das Gute zu retten! Bedeckt nun die Blutgerüſte, die Aſchenhaufen, die Schedelſtätten, die Schlachtfelder mit dem frohen Anblick eines glücklichen Volkes. Ihr habt Eure Gränzen nun ſicher gemacht, und dürft Eure vertriebenen Mitbürger nicht mehr fürchten. Schuldig oder ſchuldlos — ſie ſind unglücklich. Euer Mitleiden folge ihnen in die Dunkelheit, wohin ſie ſich verbergen!

Ich rede nicht für mich; nein, für Euch ſelbſt, für Eure Größe. Ihr ſollt nicht einmal wiſſen, welches mein wahrer Nahme iſt; unter einem fremden will ich meine Begebenheiten erzählen. Aber hören ſollt Ihr, daß nicht alle Eure Mitbürger, die ihr Vaterland verließen, es darum thaten, weil ſie Böſewichter waren; hören ſollt Ihr, daß unter uns noch Franzoſen ſind, die Euch lieben, und die es verdienen, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Ich bitte die Welt im Voraus, nicht zu lächeln, wenn ich mit Entzücken von der Liebe, von der Einigkeit rede, die mich und die

Meinigen beglückte. Dieſe Familienliebe iſt die Quelle des Muthes geweſen, der uns bei allem Elende unterſtützt hat, und meine Kinder haben an meiner Bruſt die Stärke erhalten, lieber unglücklich als laſterhaft zu ſeyn. O, guter Himmel, daß es ein Menſch bei einem andern entſchuldigen muß, wenn er ſeine Kinder liebt!

Ich lebte zu — Sarzy mag das Dorf heißen, wo ich ſo glücklich war; und mich will ich St. Julien nennen. Meine Frau, die ich mit jedem Tage zärtlicher lieben lernte, gebar mir drei Kinder. Das älteſte war ein Mädchen, und hieß Anne; dann kam ein Sohn, und dann nach mehreren Jahren noch eine Tochter, die wir Adelaide nannten. Mein kleines Gut lag in einer reitzenden Gegend von Frankreich. Es fehlte an nichts, was den Aufenthalt da angenehm machen konnte; wir würden aber dennoch in Paris, wo ich ein einträgliches Amt hatte, geblieben ſeyn, wenn nicht die Sorge für Annens Glück uns zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, auf dem Lande zu wohnen. Ich war einfach erzogen; aber ich lernte ſehr bald einſehen, welche Gefahr der

Aufenthalt in der ausſchweifenden Hauptſtadt für meine Kinder haben könnte. Anne war ein reitzendes Mädchen, faſt ſo reitzend, wie ehedem ihre Mutter, und funfzehn Jahre alt. Wir kamen wenig in Geſellſchaft, und die Beſchäftigungen meines Amtes waren unbedeutend; daher lebte ich den größten Theil des Tages in den Armen meiner Familie. Meine beiden älteren Kinder (Adelaide war erſt geboren) erzog ich ſelbſt. Am Morgen las ich mit meinem Sohne die Alten; Anne und meine Frau ſaßen daneben, ſtrickten, hörten zu, und redeten ſogar mit hinein, wenn ihnen etwas intereſſant ſchien. Beſonders den Plutarch las mein Sohn mit Begierde, und ſchon als ein zwölfjähriger Knabe war er ein ſehr eifriger Republikaner. Als noch Leute, die nachher wüthende Jakobiner wurden, den Hut in der Hand hielten, ſo lange ſie mit einem Hoflakaien ſprachen, konnte ich ihn nicht dahin bringen, vor einem Miniſter den Hut tiefer abzunehmen, als vor einem Hausvater in der Vorſtadt St. Marceau, der Abends unter ſeinen ſchlechtgekleideten Kindern vor der Thüre ſeiner Hütte ſaß. Ich hatte nie dar-

an gedacht, daß man etwas Anderes als ein Monarchiſt ſeyn könne; jetzt wurde ich aus Grundſatz ein Anhänger der Monarchie, oder vielmehr aus Liebe zu meinem Sohne, der mit einer ſolchen Denkart in Frankreich unmöglich ſein Glück machen konnte. Meine Frau war auf meiner Seite, Anne hingegen hielt es mit ihrem Bruder; und ſchon mehrere Jahre vor der Revolution wurden in meiner Familie alle die Fragen debattirt, die nachher ganz Frankreich beſchäftigten. So unangenehm mir dieſe Wendung des Kopfes an meinem Sohne auch war, ſo mußte ich ſie dennoch gehen laſſen; und, aufrichtig geſtanden, ich ließ ihm oft freiwillig den Sieg in unſern kleinen Streitigkeiten, weil der republikaniſche Stolz, dieſer kalte Trotz, ihm ſo gut ſtand. Meine Frau bemerkte das noch früher, als ich; ſie verließ darüber ſogar meine Parthei, und wurde eine Republikanerin: wenigſtens in ihren Grundſätzen und Unterredungen; denn die tiefe Ehrfurcht, die ſie für Alles hatte, was vom Hofe war, behielt ſie trotz allem ihrem Republikanismus.

Die beiden Brutus, Timoleon und Dion

waren die Lieblingshelden meines Sohnes, meiner Tochter, und auch meiner Frau. Dieſe verwechſelte aber beſtändig einen mit dem andern, trat in dem heftigſten Streite gegen mich, ohne es zu wiſſen, auf meine Seite, und focht gegen ſich ſelbſt. So ſtand ſie in der ſeltſamen Meinung, Timoleon hätte ſeinen Bruder getödtet, weil der gegen den König von Korinth mitverſchworen geweſen wäre. Es war eine grauſame Handlung, ſagte ich zu meinem Sohne; ich wollte, deine Mutter hätte mir außer dir noch einen Sohn gegeben, damit du fühlen könnteſt, wie grauſam die Handlung iſt. — „Grauſam?" fiel meine Frau ein: „ich behaupte, es war recht! . . . Es war recht!" wiederholte ſie, und ſah meinen Sohn lächelnd an; „denn es wird doch wohl der geweſen ſeyn, der in Rom . . ." — Nicht in Rom, unterbrach ſie mein Sohn; in Korinth konſpirirte er gegen die Majeſtät des . . . — Volkes, wollte er ſagen; aber hitzig fiel meine Frau ein, um zu zeigen, daß ſie es wüßte: „recht! gegen Seine Majeſtät den König von Korinth konſpirirte er. Man hätte ihn rädern ſollen, wie Damiens!" — In

Korinth, ſagte ich lächelnd, hatten ſie weder Räder noch Könige, liebe Frau! — „Nicht? Nun, ſo hätten ſie Beides anſchaffen ſollen; nicht wahr, mein Sohn?" — Du biſt eine gute Republikanerin! ſagte ich, und reichte ihr die Hand. — „Wenn du nur einmal unſerer Meinung ſeyn wollteſt!" murmelte ſie, und drückte meine Hand an ihre Lippen. — Bis auf die Räder bin ich es ja auch, ſagte ich; und das Geſpräch endigte ſich mit einer herzlichen Umarmung. Wir Alle waren ſehr gute Republikaner und Monarchiſten, doch nur in Worten. Der König hätte mir für dieſe Unterhaltungen eine Miniſterſtelle anbieten können; ich würde ſie ausgeſchlagen haben.

Einen ähnlichen Ausgang hatten alle unſere Unterredungen von dieſer Art. So vertheidigte meine Frau den Brutus mit großem Eifer. Liebe Frau, ſagte ich, laß mich doch einmal deinen Republikanismus auf die Probe ſtellen. Setze den Fall, dein Sohn da hätte gegen die Freiheit konſpirirt. Du biſt nun Conſul in Rom, und da liegt dein Sohn. (Ich führte hier unſern Louis vor

ſie

ſie hin). Sterben muß er. Nun gieb mir den Befehl, ihm den Kopf abzuſchlagen, da unſerm Louis den Kopf mit einem ſcharfen Schwerte. Gieb den Befehl! — Da ſtand meine gute Frau mit dem zärtlichen Blicke der verzeihenden Liebe, drückte unter hervorquellenden Thränen ihren Sohn an ihr Herz, und küßte ihn auf die Stirn. Eine ſchöne Republikanerin! ſagte ich lachend. Meine Frau erröthete, und ſagte kein Wort weiter zu der ganzen übrigen Unterredung. — Sie treiben ihren Spott mit mir, lieber Vater! ſagte nun Louis, als er die Hand ſeiner Mutter mit Küſſen bedeckt hatte. — So? ſagte ich; alſo du, Louis! Ich führte ihn vor ſeine Schweſter hin, und ſagte ernſthaft: hätteſt du wohl das Herz, wenn deine Schweſter der Freiheit gefährlich wäre, ihr dies Meſſer in die Bruſt zu drücken? Ich gab ihm ein ſcharfes Meſſer in die Hand. Anne ſah ihn lächelnd an. Das würde er, rief ſie raſch, wenn es ſeyn müßte! Aber er ließ das Meſſer fallen, drückte ſeine Schweſter zärtlich an ſeine Bruſt, und ſagte leiſe: nein, bei Gott! Anne, das könnte ich nicht,

und wenn du . . . wenn du . . . Ihre Küſſe verſchlangen, was er ſagen wollte, und ſo trug ich dieſesmal einen entſchiedenen Sieg davon. Seht ihr? hob ich nun an, und führte meine Frau in die Umarmungen unſrer Kinder: — ſeht ihr, daß wir nicht für dieſe ſtolzen Tugenden gemacht ſind, welche die Phantaſie der Jugend billigt, und welche nur unbeſchränkter Ehrgeitz ausführen kann? Uns zu lieben, dazu ſind wir gemacht. — Wir ſanken einander in die Arme, und die Republik, wie die Monarchie, war gänzlich vergeſſen.

So lebten wir in dem unſchuldigen Genuſſe wirklicher und eingebildeter Freuden. Die Nachmittage machten wir Muſik, oder eine Spazierfahrt auf der Seine, oder auch eine Fahrt im Wagen auf die benachbarten Landhäuſer, und Abends ſahen wir wohl ein gutes altes Schauſpiel. Mein Sohn liebte die Trauerſpiele, beſonders die von Corneille, und Cäſars Tod verſäumte er nie; wir, ich und meine Frau, lachten lieber. Der Charakter meiner Kinder entwickelte ſich immer mehr. Was ich vermuthet hatte, geſchah nicht; je

älter Louis wurde, deſto mehr verlor ſich die Energie, von der ich fürchtete, daß ſie in unbeugſamen Trotz ausarten möchte. Sein Herz wurde immer weicher, ſein Charakter immer ſanfter; die jugendliche Energie ſeines Herzens verwandelte ſich in eine ſanfte Melancholie, die aber gar nichts Abſtoßendes hatte. Er war nicht ernſt, ſondern freundlich, wie ein Engel des Himmels; ſeine Phantaſie verließ die Erde, und erhob ſich in die Gefilde der Ewigkeit. Unter den Händen eines Heiligen wäre wieder ein Heiliger oder ein Schwärmer aus ihm geworden. Die Lautentöne ſeiner Schweſter lockten Thränen in ſein Auge; Plutarch hörte auf, ſein Liebling zu ſeyn. Er floh das Geräuſch der Stadt, und die dunkelſten, ſtillſten Plätze in den Tuilerien waren ſein Aufenthalt. Da ſaß er mit dem tragiſchen d'Arnaud, oder dem ſanften Florian, oder dem ſchwärmenden Petrarcha in der Hand, und las. Meine Frau hatte Recht gehabt; ſein Herz war in Zärtlichkeit getaucht, ſein Weſen nichts als ein Seufzer der treueſten Liebe. Ich fürchtete für ihn, aber ohne Noth. Seine ſchwärmeriſche Phan-

taſſe hatte ihm ein Ideal von weiblicher Voll-
kommenheit geſchaffen, von dem alle Pariſe-
rinnen auch nicht Einen Zug blicken ließen.
In Paris war er ſicher; aber ich fühlte, er
würde das erſte unſchuldige, demüthige, weibli-
che Geſchöpf, das er anträfe, mit unbegränzter
Zärtlichkeit lieben.

Zu meiner Verwunderung nahm Annens
Charakter den Gang, den ich meinem Sohne
zugetrauet hatte. Sie war nicht ernſt, aber
auch nicht eigentlich heiter; und wenn ſie an-
fing zu ſprechen, ſo ſchien es nur ihrem Kör-
per an ſanfter, freundlicher, kindlicher Heiter-
keit zu fehlen. Jedes Wort zeugte von der
Empfindlichkeit, von der Güte ihres Her-
zens; aber Alles, was ſie ſagte, was ſie that,
hatte eine edle Haltung. Ein ſehr edles Ge-
ſchöpf! ſagten ich und meine Frau oft von
ihr. Obgleich meine Frau bisweilen auch wohl
von ihr ſagte: das ſtolze Ding! das hochmü-
thige Mädchen! ſo war dennoch nichts an ih-
rem Vorwurfe. Sie mochte nicht gern Unrecht
haben, wenn ſie eine andere Meinung hatte,
als einer von uns, ſelbſt, wenn ſie einſah, daß
ſie irrte. Sie war gutherzig genug, dies zu ge-

ſtehen. „Du haſt Recht!“ ſagte ſie; „jetzt ſeh' ich es.“ Allein jedesmal fügte ſie noch ein Aber hinzu, und dann fing ſie gewiß denſelben Streit von vorn wieder an, focht ihn gerade, wie vorhin, wieder durch, und ſchloß, ſo lange man wollte, immer mit: „du haſt Recht; aber“ —. Ich und mein Sohn verſtanden es, den Streit auf eine gute Manier zu endigen. Bei dem zweiten oder dritten Aber meiner Frau bemerkten wir einen ſonderbaren Menſchen auf der Straße, oder uns fiel ein, daß die Tapete in dem blauen Zimmer die Farbe verlöre, und dergleichen. Darüber wurde der Streit vergeſſen, und der Sieg blieb unentſchieden. Anne hingegen ſah ihre Mutter bei dem erſten Aber ruhig an, ſchwieg, und ließ ſie den ganzen Streit noch einmal wiederholen, ohne eine Sylbe zu antworten. Meine Frau fühlte den Vorwurf, der in dieſem Schweigen lag. Sie fing an zu ſtocken, und ihre Fragen, ihre Apoſtrophen — ſie ſprach faſt immer in dieſen Figuren — verloren, weil Niemand ihr widerſprach, nach und nach an Feuer. Dann brach ſie erröthend ab, und ſagte, wenn ſie mich allein haben

konnte, von Annen gewiß: das ſtolze Ding! Ich mußte nun, um die Ruhe wieder herzuſtellen, den ganzen Streit noch einmal durchfechten und auf meine gewöhnliche Weiſe endigen. Dann war Anne wieder ein edles Mädchen, in dem etwas Großes ſteckte. „Sie ſchweigt," ſagte meine Frau, „und wenn ſie auch zehnmal Recht hat."

Anne war verſchloſſen gegen uns, und wortarm in jeder Geſellſchaft. Aber, was ſie ſagte, hatte Gewicht, und ſie verſtand die Kunſt, ihren Worten mit einem durchbohrenden Blicke, und mit einem ruhigen, kalten Tone der Stimme nachzuhelfen. Dieſe Eigenſchaft nahm ſichtlich bei ihr zu. Sie wurde immer ernſter und verſchloſſener, und anſtatt, daß wir die Urſache davon hätten unterſuchen ſollen, ſchoben wir ſie auf ihren Charakter. Wir nannten dieſe Eigenſchaft: ſtillen Edelmuth, Selbſtbewußtſeyn ihrer Größe; und meine Frau ſetzte noch hinzu: „Anne hat das von mir; ich bin in der Jugend eben ſo edelſtolz geweſen." Sie erinnerte mich an manche kleine Begebenheit aus unſerm Brautſtande: wie kurz ſie mich gehalten habe, wie ſtolz ſie

mir begegnet ſey. Das Alles hatte freilich nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit Annens Benehmen; indeß gab ich meiner Frau Recht, und ſagte: nun ſo gebe Gott, daß es Annen auch geht wie dir! denn du wurdeſt eine beſſere Frau, als du ein Mädchen warſt. Meine Frau umarmte mich; ſie hielt das für Lob, ob ich gleich nicht wußte, wie ſie es ſo verſtehen konnte. Wir waren Beide zufrieden; und von dieſem Augenblick an behauptete meine Frau, Anne ſey ihr wahres Ebenbild.

Man ſieht, daß jeder von uns, neben dem Familienſtempel, der Gutherzigkeit, ſein individuelles Gepräge hatte. Meine Frau war ungemein gutherzig, aber dabei heftig; Anne gutherzig und ſtolz; Louis gutherzig bis zum Uebermaß; und ich? nun, auch ich war in der That gutherzig, ob ich gleich bisweilen eine Laune hatte, oder ein wenig ſpöttiſch lächelte, oder einen Einfall einſchob, was doch aber, wie ich glaube, ebenfalls von der Gutherzigkeit herkam, meiner Frau nicht öffentlich widerſprechen zu wollen, weil ſie das nicht gut ertragen konnte. Wir hatten jeder unſere Weiſe, die Streitſucht meiner Frau zu behandeln. Ich

lächelte, oder ſagte ein bon Mot; Louis warf ſich ſeiner Mutter an das Herz, und küßte ſie mit Zärtlichkeit; Anne ſchwieg ganz ſtill. So war Angriffs- und Vertheidigungs-Syſtem in unſerm Hauſe von Allen gegen Alle feſtgeſtellt. Mich griff man mit Gründen an (Schein- oder wahren Gründen, gleichviel), wenn man mich zu etwas bereden wollte. Ich mochte gern auch jede Kleinigkeit bephiloſophirt haben. That man mir alſo nur ſo obenhin eine Vorſtellung über etwas, ſo hatte ich Muth genug, Allen Nein zu antworten. Brachte man aber das, was man von mir wollte, in eine gewiſſe Form, machte einen Eingang, und beſtimmte dann das Thema, oder brauchte man gar Abtheilungen und Unterabtheilungen, ſo hatte ich die Schwachheit, nicht widerſtehen zu können, ſo ungern ich auch zugab, was man verlangte. Dieſer Fehler hing mir noch aus der Jugend her an, wo ich mit großem Fleiß und vielem Beifall auf dem Jeſuiter-Collegio die Rhetorik getrieben hatte. Die Kunſt, mich zu überreden, verſtand Anne am beſten. Mein Sohn kam gewöhnlich gleich nach dem Thema aus dem Gleiſe; er vergaß, daß er mit

mir zu thun hatte, und fing an zu bitten, anſtatt Gründe zu gebrauchen. Die Reden meiner Frau hatten zwar genug Erſtlich, Zweitens, Drittens, u. ſ. w.; aber ſie verdarb Alles mit den ewigen Fragen und Apoſtrophen, die ſie unaufhörlich gebrauchte. Sie zu irgend etwas zu bringen, hatten meine Kinder ein eigenes Mittel erfunden, auf das ich in der langen Ehe mit ihr nicht gefallen war. Beide gaben das, was ſie wünſchten, für den Einfall ihrer Mutter aus, und beredeten ſie gewöhnlich: was ſie wollten, ſey ihr eigner Wille. Louis war durch ein gutes Wort und durch einen Händedruck, oder, wenn das nicht hinreichte, durch einen ſtarren betrübten Blick zu Allem in der Welt zu bringen; er hätte mir, glaube ich, für einen Händedruck ſein Herz aus der Bruſt gegeben. Annen war am ſchwerſten beizukommen; am wenigſten verſtand meine Frau ſie zu behandeln. Ein kaltes: „ich möchte das wohl!“ oder: „du würdeſt mir einen Gefallen damit thun, Anne!“ wirkte an meiſten auf ſie. Sie that es; man wußte indeß nie, ob mit ihrem oder wider ihren Willen.

Von Adelaiden ließ ſich noch weiter gar nichts ſagen, als daß ſie uns mit ihren unſchuldigen Spielen viele Freude machte, obgleich meine Frau behauptete, ſie ſey die beſte von Allen, und ihr Charakter der edelſte, ſchönſte, den je ein Menſch gehabt habe. „Hat das Kind nicht alle Tugenden ſeines Alters?“ fragte ſie lebhaft; „iſt es nicht folgſam? verſtändig? freundlich? Kann ein Engel im Himmel eine beſſere Stimme zum Singen haben, als das Kind?“ — Und auch zum Schreien, liebe Frau! fiel ich ein. Ich mag es nicht leiden, wenn die Kinder durch alle Töne ſchreien. Sie ſchreiet ja ordentlich angenehm. — „Iſt nicht Wohlthätigkeit die ſchönſte Tugend eines Charakters?“ fuhr meine Frau fort; „und hat das Kind nicht noch neulich dem Bettler einen ſilbernen Löffel geſchenkt?“

Nun, wenn das iſt, antwortete ich, ſo hätte ſie von dir keine Schläge dafür bekommen müſſen! — „Bekam ſie denn die Schläge dafür?“ fragte ſie aufs neue eifrig, aber etwas verlegen. „Nein! Aber gab ſie denn nicht den Löffel weg, den mir die ſelige Tante geſchenkt hatte? Und, o Himmel!“ — fuhr ſie

in einer Apoſtrophe fort — „muß ich mir das von meinem Manne vorwerfen laſſen!"

Die ſelige Tante, fiel ich ihr ſchnell ins Wort, muß doch eine liebenswürdige Frau geweſen ſeyn! — „Das war ſie, lieber St. Julien! das war ſie!" ſagte ſie mit leuchtenden Augen; „die edelſte Frau in Frankreich!" — Dich ausgenommen, liebe Frau; wahrhaftig, dich ausgenommen! — „Nein, nein, mich nicht ausgenommen, lieber Mann! Thu ihr nicht Unrecht! Die edelſte Frau, keine ausgenommen. Ach theure, theure Tante, wenn du noch lebteſt, und ſäheſt, wie deine Nichte, die du ſo ſehr liebteſt, ſo höchſt glücklich iſt; wenn du ſäheſt . . ." — Sie ſank an mein Herz; und meine Kinder, die nie eine Umarmung ſehen konnten, ohne ſie mit uns zu theilen, eilten herbei und ſchlangen die Arme um uns. Wir liebten uns wirklich; und noch jetzt geſteh' ich: meine Frau war die beſte Frau für mich in ganz Frankreich — auf der ganzen Erde, würde ich ſagen, wenn ich nicht fürchtete, die Welt möchte das für eine Hyperbel halten; und es ſoll doch nur die Wahrheit ſeyn, die reine nackte Wahrheit.

Meine gute Frau hatte Recht. Wir waren ſehr glücklich; und wenn ſie noch lebte, wir würden, trotz den Unfällen, die uns begegnet ſind, es auch jetzt ſeyn: denn wir liebten uns; und, guter Gott! können Menſchen unglücklich ſeyn, die einander lieben? — Die kleinen Unglücksfälle, die uns begegneten, waren ſo höchſt unbedeutend, daß jedermann, ſelbſt wir Vier, nur darüber lächelte.

Mein Sohn las zwar, mir zu gefallen, Iſokrates Reden, für die ich große Vorliebe hatte, mit mir durch; er fand ſie aber ein wenig geſchwätzig. Kam nun eine, nach meinem Bedünken ſchöne Stelle, und ich machte ihn darauf aufmerkſam, ſo lächelte er. Ich fragte ein wenig empfindlich: was lächelſt du? und der tolle Menſch hatte die Dreiſtigkeit mir zu ſagen: über den Leiſten, über den alle Griechen ihre Reden gemacht haben. Das Wort „Leiſten" war doch in der That etwas bitter. Ich verwies es ihm, und ſo geriethen wir in einen Streit über dieſen Punkt. Er fand es lächerlich, daß die Athenienſer immer und ewig davon redeten, daß ſie Urbewohner des Landes geweſen wären. Ich läug-

nete das „immer und ewig" ab; und Louis ſchlug mir den Iſokrates, den Demoſthenes, ſogar den Thucydides auf, und zeigte mir, daß das Lob Athens immer auf derſelben Saite und in demſelben Tone von allen „ge- geigt" würde. Der Ausdruck „geigen" ver- droß mich. Aber, was noch ſchlimmer war, er meinte, die Regeln der Rhetorik wären aus dieſen Reden hergeleitet, und könnten alſo für den Werth derſelben nichts beweiſen. Meine Frau miſchte ſich in den Streit, und bewies mir in einer Rede, die länger war als der Panegyrikus des Iſokrates, daß die Grie- chen, ſo viel ſie davon aus unſern Ueberſet- zungen urtheilen könnte, große Schwätzer wären. Ich erwähnte zum Beweiſe des Ge- gentheils (aber nur für meinen Sohn) die elliptiſche Art zu reden, die kein Volk in einem ſo hohen Grade gehabt hätte, als die Grie- chen. Louis ſchien dadurch aus dem Felde ge- ſchlagen. Meine Frau ließ ſich von ihm er- klären, was wir meinten. So bald ſie es wußte, behauptete ſie: die Griechen hätten aus keinem andern Grunde ſo gedrängt geſpro- chen, als um recht viele Zeit zum Schwatzen

zu haben. Mein Sohn fiel ihr bei, und ich ſaß nun ganz verlaſſen da. Dieſen ganzen Tag über war ich mürriſch, und ſprach nicht fünf Worte. Meine Frau, die den Streit ſchon rein vergeſſen hatte, fragte mit zärtlicher Unruhe, was mir fehlte; und ich ſagte ihr endlich mürriſch: ich übe mich, kürzer im Reden zu ſeyn, als die Griechen. — „O liebſter Mann," rief ſie mit Zärtlichkeit, und reichte mir den Iſokrates: „komm; lies mir die längſte Rede vor! Ich will geduldig zuhören; nur habe keinen Groll auf mich!" — Das wäre denn das erſte mal, ſagte ich ſchon beſänftigter, daß du die Rede eines Mannes anhörteſt, ohne ihn mit einer noch längern zu unterbrechen. Aber ich will dir und Louis beweiſen, daß die Griechen keine Schwätzer ſind, wenn Ihr zuhören wollt.

„Erſt beweiſe uns," ſagte ſie, „daß du wieder gut biſt." Sie nahm mich in ihre Arme; Louis liebkoſ'te mir. Der Streit war vergeſſen, und ich würde nie wieder daran gedacht haben, wenn nicht meine Frau nachher, ſo oft von etwas Kurzem die Rede war, aus Gefälligkeit gegen mich immer geſagt hätte: ſo

kurz, wie eine Griechiſche Rede. Mein einziges häusliches Leiden beſtand darin, daß Louis, wenn ich die Reden der Alten lobte, jedesmal ein wenig lächelte, ob er mir gleich nicht mehr widerſprach.

Meine Frau hatte weiter keinen Verdruß, als wenn ſie Niemanden fand, der Luſt hatte, einen Streitpunkt drei- oder viermal mit ihr durchzugehen. Unſre Kinder hatten gar keinen Verdruß. Wir alle liebten einander; was fehlte nun zu unſerem Glücke?

Anne führte zuerſt eine trübe Wolke über uns herauf. Sie war durch einen Zufall mit der Tochter des Polizei-Lieutenants bekannt geworden. Beide fanden Geſchmack an einander, und wurden vertraute Freundinnen. Ich hatte gegen dieſen Umgang nichts einzuwenden. Louiſe — ſo hieß die Tochter des Polizeilieutenants — war ein unſchuldiges ſüßes Geſchöpf, und das Haus ihrer Eltern frei von dem Schwarme junger Leute, die ſich ſonſt in jedem großen Hauſe einzuniſten wiſſen. Ich ſprach ihren Vater einmal, und er machte mir ein artiges Kompliment über meine Tochter und ihren Umgang mit der ſeinigen. Das

gab ich ihm zurück, und dann ſahen wir ein- ander nicht weiter.

Nach einiger Zeit wurde Anne ernſter, ſtiller; ſie nahm wenigen Theil an unſren klei- nen Freuden, verſank am Klavier in Träume, blieb ganze Abende auf ihrem Zimmer, und war ſich oft ungleich: zuweilen, gegen ihre Ge- wohnheit, heftig; dann wieder zärtlicher und weicher, als wir ſie ſonſt kannten. Wir wür- den das kaum gemerkt haben (ſo viele Ge- walt that ſie ſich an, es uns zu verbergen), wenn nicht ihre öfteren Abweſenheiten aus un- ſerm Wohnzimmer uns aufmerkſam gemacht hätten. Ich ſprach mit meiner Frau darüber; und nun erfuhr ich, daß ſie in großer Beſorg- niß über Annen war, und nur geſchwiegen hatte, um mir Sorgen zu erſparen. Wir riethen hin und her, was es mit unſrer Toch- ter ſeyn könnte, und brachten nichts heraus. Die Mutter fragte: was fehlt dir? Anne ſagte mit einer erborgten Ruhe: nichts! und hielt ſich einige Tage hindurch ziemlich leid- lich. Wir gaben ihrem Bruder, den ſie recht innig liebte, den Auftrag, die Urſache ihres Kummers zu erforſchen; aber er bekam die- ſelbe Antwort.

Eines Morgens, da meine Frau in der Meſſe, und mein Sohn auf einem Spaziergange war, ſaß Anne am Theetiſche, und ſchenkte mir ein. Ich ergriff ihre Hand. Meine Bewegung mochte etwas heftiger ſeyn, als gewöhnlich; Anne erſchrak daher, als ſie mich anblickte. Ich ſah, daß ſie ſich faſſen und mir gern entkommen wollte. Ihre Hand, die ich hielt, zitterte. „Es iſt unrecht, mein Kind," fing ich an, „daß du deinen Kummer nicht mit deinen Eltern theilen willſt, da du doch deine Freuden mit ihnen theilſt. Anne, zwinge dich nicht zu einer Verſtellung, die deinem Herzen nicht natürlich iſt! . . . Ich will mit dir reden," ſagte ich nun feierlicher, und ſtand auf: „ich bitte dich, höre zu."

Sie nahm in der Verwirrung meine Taſſe Thee, und ſetzte ſie an die Lippen, ohne zu trinken. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich mich halb und halb zu einer ordentlichen Rede an ſie vorbereitet hatte. Auch gerieth mir der Anfang recht gut. Den Eingang machte eine kurze Schilderung der Freude, welche die Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer dem guten Menſchen giebt,

beſonders aber die Theilnahme der Eltern an dem Geſchick ihrer Kinder. Eben wollte ich den Uebergang auf Annens jetzige kummervolle Lage machen; da perlte Thräne auf Thräne aus ihren ſchönen Augen, und rollte die Wangen hinab. Ich vergaß, was ich ſagen wollte, zog Annen an meine Bruſt, benetzte ſie mit Thränen, und rief, ob das gleich offenbar in den Schluß gehörte: „o, mein gutes Mädchen, wie weh thut es mir, daß ich dich unglücklich ſehe! O komm! vertraue dich dieſem Herzen, das deine Thränen zerreißen, das dein kummervoller Blick zerſpaltet! O, liebſte Anne, mein theuerſtes Kind, habe Zutrauen zu deinem Vater! Ich kenne ja kein anderes Glück, als das Glück meiner Kinder.“

Annens Buſen ſchlug hoch vor gewaltſamen Weinen. Sie bedeckte meine Hände mit Thränen und Küſſen, ſtammelte halbe Worte, wendete ſich dann auf einmal von mir ab, ſtreckte beide Arme gen Himmel, und ſagte: nein! nein! Sie ſollen nicht länger Kummer um mich haben. Ja, mein Vater, (ſie knieete vor mir hin), ich werde wieder ruhig. Gewiß,

das werd' ich! Ja, das werd' ich! rief ſie noch einmal, und ſchlang mit Innigkeit ihre Arme um mich. Ja, Vater, ich bin glücklich! Nur erlauben Sie mir, daß ich mich eine halbe Stunde erholen darf. — Kaum hatte ſie das geſagt, ſo ging ſie langſam auf ihr Zimmer.

Jetzt ärgerte ich mich über mich ſelbſt, daß ich meine Abſicht nicht beſſer in Augen behalten hatte. Ich war vorbereitet; ich wußte, was ich ſagen wollte. Wenn ich es aufgeſchrieben hätte, es wäre ein Meiſterſtück von Beredtſamkeit geweſen. Nun befand ich mich offenbar in einer übleren Lage mit dem Mädchen, als vorhin. Sie war mir einmal entſchlüpft; und hatte ſie nicht Luſt ſich zu entdecken, ſo wußte ſie nun ſchon durch Erfahrung, daß ſie entſchlüpfen konnte, wenn ſie nur wollte. Ich überlegte, machte noch manche kleine Abänderungen in meiner Rede, die jetzt nöthig waren, und ging ſo vorbereitet nach einer halben Stunde zu ihr auf ihr Zimmer. Da fand ich denn, daß ſie ein Tuch um ihre Augen gebunden hatte, und mit Adelaiden blinde Kuh ſpielte. „Vater,“ rief Ade-

laide; „nimm dich in Acht! Anne wird dich ſonſt haſchen!“ Ich dachte: ſie hat mich ſchon gehaſcht. – Was ſollte ich in dieſer Lage vorbringen? Konnte ich wohl anfangen, wie ich Willens geweſen war: „deine thränenvollen Augen, Anne . . .“? Sie lachte ja mit Adelaiden. — Ich ging unmuthig zurück; aber ich wollte darauf ſchwören, daß ſie ſich mir entdeckt haben würde, wenn ihre Thränen in, und das Tuch vor den Augen mich nicht beidemale verhindert hätten, meine Rede zu halten.

Einige Tage hindurch blieb Anne ſehr heiter, und meine Frau glaubte ſchon, ſie wäre völlig geheilt. Ich ſchwieg ganz von meiner verunglückten Unternehmung; denn erſtlich würde meine Frau die Schuld des Mißlingens, trotz allen meinen Verſicherungen, daß meine Rede nicht gehalten ſey, dennoch allein auf dieſe Rede geſchoben haben; und zweitens hatte ich durch mein Schweigen den Vortheil, daß ich doch einmal meine Menſchenkenntniß bei meiner Frau geltend machen konnte. Dieſe Menſchenkenntniß war in ihren Augen gar nicht ſonderlich; und ich muß geſtehen, daß ſie nicht Unrecht hatte. Ich

kannte den Menſchen im Allgemeinen recht gut, und beurtheilte ihn, ſo lange ich nicht einen Einzelnen vor mir hatte, ſehr richtig. Bekam ich aber ſelbſt mit irgend einem zu thun, ſo gerieth meine Menſchenkenntniß gewöhnlich ſehr ins Gedränge. Durchaus Jeden, der mir ſelbſt ſagte, daß er ehrlich wäre, hielt ich auch dafür. Ich verlieh Summen Geldes auf eine bloße wörtliche Verſicherung, daß ich ſie wieder bekommen ſollte, oder auf ein ehrliches Geſicht. „Haſt du dir denn keine Verſchreibung geben laſſen?“ fragte meine Frau. — Nein; denn das iſt gewiß ein ehrlicher Mann. — Ich wurde betrogen; und meine Frau ſagte: „ſiehſt du nun wohl? kennſt du denn noch die Menſchen?“ Ob es mir gleich ziemlich oft ſo gegangen war, ſo blieb es dennoch dabei: ich hielt jeden für ehrlich; meine Frau aber ließ ſich über jeden Louisd'or eine Handſchrift geben, weil ſie behauptete, man müſſe keinem trauen. Vielleicht hatten wir Beide Recht. Wir Männer haben unſere Menſchenkenntniß aus Büchern; die Weiber die ihrige aus dem gewöhnlichen Leben. Wir beurtheilen die

menſchliche Natur richtiger; ſie den einzelnen Menſchen.

Jetzt aber nahm ich der Gelegenheit wahr. Gieb Acht, ſagte ich zu meiner Frau: Anne iſt nicht geheilt, wie du glaubſt; dieſe Ruhe, dieſe Heiterkeit iſt erzwungen. Du kennſt den Menſchen nicht, liebe Frau. Wir wollen ſehen, wer Recht hat! — Ich glaubte, ſie würde mir widerſprechen, und wollte dann meinen Triumph ſo weit treiben, als möglich; aber wie bitter wurde meine Eitelkeit beſtraft! Es drangen Thränen in ihre Augen, und ſie ſagte mit ſchluchzender Stimme: „Gott gebe, lieber St. Julien, daß du nur dieſesmal nicht Recht haſt! Dann magſt du dein ganzes Leben hindurch Recht, und ich Unrecht haben! Nur dieſesmal nicht!"

O, meine Kinder! wie viel beſſer war eure Mutter, als euer Vater! Gute, liebe, unglückliche Anne! ich wußte, daß dein Herz gebrochen war, und konnte dabei eitel ſeyn. Deine Mutter gab, aus Beſorgniß, daß es gebrochen werden könnte, den einzigen Triumph hin, den ſie mit Recht über mich hatte. — Tief beſchämt ſank ich meiner Frau in

die Arme, und ſagte ſehr demüthig: nein, Liebe, ich habe mich doch wohl geirrt, und am Ende wirſt du Recht haben. Anne iſt wieder ruhig; nun wollen wir Alle glücklich ſeyn und uns lieben. Was, liebe Frau, ſoll die verdammte, elende Eitelkeit zwiſchen Herzen wie die unſrigen? Ja, du kennſt die Menſchen, kennſt deine Kinder tauſendmal beſſer als ich. In Louis, glaubte ich ja, ſtekke ein Brutus; du ſagteſt gleich: ſein Herz iſt weich wie Wachs. Ich irre mich in allen Menſchen, nur nicht in dir, liebe Frau; denn Gott Lob! dich habe ich immer für die beſte Frau auf der Erde gehalten, und ich lerne täglich mehr, daß ich mich nicht geirrt habe.

Ach, welche Freude iſt es, einen Fehler zu bereuen und wieder gut zu machen! Mein Herz war voll von Beſchämung und Stolz. — Nicht fallen, darf nicht der Stolz des Menſchen ſeyn; aber fallen und wieder aufſtehen, das iſt die ehrwürdigſte aller Freuden auf Erden!

Meine Frau ſah mich verwundert an, weil ſie nicht wußte, wie ich zu dieſer Heftigkeit kam. Ich faßte ſie aber in meine Arme, und

führte ſie zu Annen. In meinem Auge — denn ich ſelbſt war voll Empfindung — lag gewiß der ſchöne Glanz der fröhlichſten Tugend. Sieh, meine Tochter, ſagte ich, und zog ſie in die Arme ihrer Mutter: ſieh, wenn dir auch ein Schmerz, ſo ſchwer wie eine Welt, auf der Bruſt läge, ſo trage ihn muthig, und ſey heiter. Du weißt nicht, wie ſehr deine Mutter dich liebt. Jede Thräne, die dein Auge weint, iſt eine bittere Undankbarkeit gegen ſie. Anne ſah uns Beide mit Verwunderung an; und das Gefühl unſeres Glückes preßte Thränen in unſere Augen. Ich hoffe wenigſtens, daß auch Annens Thränen aus keiner andern Quelle kamen; denn ſie floſſen aus großen offenen Augen, und ſtahlen ſich nicht unter den Augenliedern hervor. „Meine Mutter!" rief das Mädchen auf einmal, nachdem ſie uns lange rathend angeſehen hatte, und breitete die Arme aus. So ſtand ſie da, wie eine Verklärte; das große offene, in Thränen ſchwimmende Auge war gen Himmel gehoben, auf ihren Lippen ſchwebte das himmliſche, entzückte Lächeln einer Heiligen. — Es ſchien, als wollte ſie die weit

ausgebreiteten Arme um die Welt werfen, ſie voll dankbarer Liebe an ihre Bruſt zu drük-ken; oder, als wollte ſie ſich in die unverſie-gende Quelle der ewigen Liebe ſtürzen, um die Bürde zu vergeſſen, die auf ihrem Leben im Staube lag. So ſtand ſie ein Paar Sekunden, in ſich oder in die Ewigkeit verlo-ren. Ihr Auge wurde mit jeder Sekunde heller; es war, als ob ſich ihre Bruſt aus-dehnte, um den großen Entſchluß umfaſſen zu können, den ihre Seele dachte. Meine Frau griff ängſtlich nach ihrer Hand, um ſie in dieſes Leben zurückzuſchütteln. In dem Au-genblicke verwandelte ſich das geiſtige Ent-zücken auf den geöffneten Lippen in ein irdi-ſches, liebliches Lächeln. „Meine Mutter!" ſagte ſie noch einmal ſanfter, und lehnte ſich an der Mutter Herz: „ich bin Ihre Anne, Ihre dankbare, gute, glückliche Anne."

Sie ſagte das mit einer Natur, mit ei-ner ruhigen Heiterkeit, die mir es beinahe zur Gewißheit machte, daß ſie entſchloſſen wäre, unſer Glück wieder herzuſtellen. „Biſt du das mein Kind?" ſagte die Mutter, und zog ſie mit Innigkeit auf ihren Schoß. (Ich

ſetzte mich auf die andre Seite.) „Nun, ſo ſage mir, Anne: was hat dir auf dem Herzen gelegen?“ Anne blickte ſie ſanft lächelnd an: liebe Mutter, ich habe mir vorgenommen, das Alles zu vergeſſen. Es iſt vorbei. Ich bitte Sie, laſſen Sie es vorbei ſeyn. — Nun hätte meine Frau, glaube ich, ſchweigen müſſen; aber ſie that es nicht, und drang jetzt wohl nur aus Neugierde in das Mädchen. Anne beſann ſich, und ich faßte ihre Hand. Auch Sie, mein Vater? fragte Anne, und ich ließ die Hand ſogleich fahren. Liebe Mutter, ſagte ſie endlich, und ſtand auf; es muß ganz vorbei ſeyn, ganz! Glauben Sie mir das! und ich ſelbſt muß es vergeſſen. Ich bin glücklich, ich will es ſeyn. Laſſen Sie mich, meine gute Mutter.

„Haſt du ſo wenig Liebe zu deiner Mutter?“ fragte meine Frau, und man las in ihren Augen, daß ſie jetzt weiter nichts als neugierig war. Ich hätte die Frage in dieſem Augenblicke nicht für einen Thron thun mögen. Können wir Menſchen denn in den heiligen, ſeltenen Augenblicken, wo die Liebe rein und unverfälſcht aus dem Herzen wie

echtes Gold ſich uns darbietet, ſie niemals annehmen, ohne ſie durch einen häßlichen Zuſatz von Eitelkeit oder Neugierde zu verfälſchen? Hier war der Vater beſſer, als die Mutter! — Ich fand auch, daß der reine Strahl hingebender Liebe in Annens himmliſchen Augen ſchon erloſch, und daß der Verdruß, ſich abgeſtoßen zu ſehen, ihn mit ſeiner finſtern Wolke verſchlang. Nun faßte ich Annens Hand, und ſagte: liebe, edle Anne! deine Mutter will die Bürde auf deinem Herzen kennen lernen, um ſie auf ihr Herz zu legen. Verzeihe das deiner Mutter, mein Kind. Ich ehre dein Geheimniß, deinen Schmerz; denn ich weiß jetzt, daß wir dich nicht mehr lieben, als du uns. Wir brachten dir das Opfer, das wir dir ſchuldig waren: Mitleiden unſerm Kinde; du brachteſt das beſſere, ſchwerere: du opferteſt deinen Schmerz der Zufriedenheit deiner Eltern auf. Ich umarmte ſie, und brachte ſo die Empfindung, die eben ſauer werden wollte, wieder in das Geleiſe der ſchönſten Menſchlichkeit. Der himmliſche Hauch, der reine Geiſt überirdiſcher Liebe war nun freilich entflohen;

aber vielleicht zu unſerm Glücke: denn hätten wir nicht einer in des andern Armen vor Liebe vergehen müſſen? Jetzt verließen wir einander nur höchſt beglückt.

Als ich und meine Frau wieder auf unſerem Zimmer waren, ſetzten wir uns ſtumm jeder in einen Winkel. Endlich hob meine Frau an: „ich möchte doch wiſſen, was dem Kinde gefehlt hat!" Auf dieſe Frage wartete ich ſchon lange. Ich war ſo neugierig, wie ein Menſch es ſeyn kann; und doch antwortete ich — wie falſch man bisweilen iſt! —: bloße Neugierde, liebe Frau! Und könnte ich auch Annens Gedanken behorchen, ich möchte es nicht. — Wird es mir ein Leſer glauben, wenn ich ſage, daß mir während der Zeit, da wir Beide ſchwiegen, der Sekretär eingefallen war, worin Anne die Briefe aufbewahrte, die ſie von der Tochter des Polizeilieutenants bekam?

„Neugierde?" rief meine Frau, und ſchlug das Schnupftuch vor die Augen. „Nein, Gott weiß, daß es keine Neugierde iſt! Aber ſoll eine Mutter nicht wiſſen, warum ihrer erwachſenen Tochter das Herz bricht? Kann

denn Anne ſich ſelbſt leiten? kann ſie die Wunde in ihrem Herzen, die tiefer und gefährlicher iſt, als du denkſt, ohne den Rath der Erfahrung heilen? Iſt denn nicht jedes Mädchen, dem das Herz zum erſtenmale wehe thut, wie eine Mücke, die um das Licht her flattert?" Ich war wieder beſchämt; aber dieſesmal, ich weiß ſelbſt nicht recht warum, konnte ich mich nicht entſchließen, mein Unrecht zu bereuen und gut zu machen. Es mochte wohl an mir und auch an meiner Frau liegen. Ich war ein Heuchler geweſen, und meine Frau mochte wohl ebenfalls eine kleine Heuchelei anwandeln; ich war ſchuldig, ſie nicht unſchuldig. Du haſt Recht, liebe Frau; daran dachte ich nicht! ſagte ich, wie ich freilich ſagen mußte. Aber, ſetzte ich aus Verdruß hinzu: wie oft ſoll ich dir ſagen, daß man behutſam mit der Frage-Figur und mit der feierlichen Anrede umgehen muß! Eine Frage iſt erlaubt, wenn man ſpotten will; das iſt die Frage aus Ironie.

„Ach, mein Gott!" unterbrach ſie mich; „wer könnte wohl hier, bei dem Unglücke des lieben Mädchens, ſpotten?"

Oder zweitens, fuhr ich ruhig fort, wenn man in Affekt iſt.

„Nun? und bin ich denn nicht in Affekt?“ fragte ſie aufs neue; „oder ſoll eine Mutter es ruhig mit anſehen, wenn ihr Kind auf einen Abgrund zutaumelt? O ihr Männer! ihr harten, gefühlloſen Männer!“

Wir ſetzten uns wieder jeder in ſeinen Winkel; und eh' ich es mir verſah, ſtieß ich die Worte heraus: ich bin doch in der That neugierig, Annens Kummer zu erfahren. Kaum hatte ich das geſagt, ſo fürchtete ich, meine Frau würde die Blöße, die ich gab, benutzen. Aber ſie war großmüthiger als ich; ſie ſah mich an, ob ich das ernſtlich gemeint hätte, ſetzte ſich dann vertraulich zu mir hin, und ſagte: „glaub mir, St. Julien, es iſt eine unglückliche Liebe.“ — Annens Sekretär, liebe Frau ... — fuhr ich aufs neue unbeſonnen heraus — muß einmal gebohnt werden, ſetzte ich ſtockend hinzu. Gott weiß, wie mir bei dieſen Worten zu Muthe war. Meine Frau ſah mir befremdet ins Geſicht, und blickte dann gen Himmel. Nun hielt ich es nicht länger aus; ich ſprang

auf, ſchloß ſie in meine Arme, und ſagte: magſt du doch wiſſen, wie falſch und heuchleriſch ich bin! Könnt' ich es mir nur vergeben, wie du und der Himmel es mir vergeben wird! Ich geſtand meiner Frau Alles, und auch meine Gedanken bei Annens Sekretär. Schon am Abend — Anne war mit Louis in ein Koncert gegangen — kam ſie mit einer Handvoll Briefe zu mir in das Zimmer. „Hier ſind die Briefe,“ ſagte ſie, und legte ein Päckchen vor mir auf den Tiſch.

Ich ſchob ihr das Licht hin, und ſie mir die Briefe. Dann ſchob ich ſtillſchweigend die Briefe ihr wieder hin; ſie reichte mir eilig meine Brille, und nahm ihr Strickzeug. Wir ſahen einander ſchweigend an, und errötheten Beide. Endlich nahm ich einen Brief, und betrachtete die Adreſſe, die von einer Frauenzimmerhand war. Meine Frau hatte die Augen auf ihr Strickzeug geheftet, als ob ſie gar nicht bei der Sache intereſſirt wäre, und horchte nur. Ich beſah einen Brief nach dem andern, und wartete darauf, daß meine Frau ein „Nun?“ oder ſo etwas ſagen ſollte; aber ſie ſagte gar nichts. Um ihre Ungeduld zu

reitzen, ſtellte ich die Briefe an einander, als ob ich ein Haus davon bauen wollte. Der Gedanke, Annens Briefe zu leſen, hatte etwas Unangenehmes für mich. Ich wollte es auch nicht thun, ausgenommen, wenn meine Frau es wünſchte; ſie ſtrickte aber ſo ununterbrochen, als wäre ſie die Parze, die den Faden des menſchlichen Lebens ſpinnt. Ich huſtete, um ſie zum Sprechen zu bringen; ſie blieb aber bei ihrem Schweigen. Endlich hob ich an: wenn wir nun nichts fänden, was Annens Kummer beträfe! Nun mußte ſie doch irgend etwas antworten. „Dann wünſchte ich,“ ſagte ſie, „wir hätten die Briefe nicht angerührt, viel weniger geleſen! . . . War es mir nicht bei dem Eröffnen des Sekretärs,“ fragte ſie ſich ſelbſt, „als ob ich dem Könige die Krone ſtöhle?“

Im Vertrauen geſchrieben! ſagte ich laut, als ob ich überlegte: in dem argloſen Vertrauen, daß nur Annens Auge, und nie ein andres ſie jemals ſehen würde! — „Und hat nicht Anne,“ ſagte meine Frau, „aus eben dem argloſen Vertrauen zu uns den Schlüſſel ſtecken laſſen?“ Ich glaubte, meine Frau ſollte die Eva

werden, die den Apfel pflückte, und ſchob die Briefe mitten auf den Tiſch. Da lagen ſie, wie der Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſes. Meine Frau ſtreckte endlich die Hand aus, und nahm die Briefe. Die gute Mutter Eva! dachte ich ſchon. Aber ſie ſagte ſehr ernſthaft: es iſt doch unrecht, lieber Mann, weil wir nicht wiſſen, ob es recht iſt. Jetzt ſtand ſie auf, trug die Briefe wieder in Annens Sekretär, und kam dann mit dem heiterſten Geſichte von der Welt wieder.

In der That, die Stärke hatte ich meiner Frau nicht zugetrauet. Ich betrachtete ſie dieſen Abend mit einer Hochachtung, die nie ſo echt geweſen war. Als Anne zurückkam, gingen wir ihr Beide, wie verabredet, entgegen, und umarmten ſie mit zutrauender, ſüßer Zärtlichkeit. Wir hatten einen ſehr glücklichen Abend, durch Vertrauen, durch den Erguß aller beſſeren Empfindungen. „Wären wir,“ fragte meine Frau, „dieſen Abend ſo glücklich geweſen, wenn wir die Briefe geleſen hätten?“ Ich zog den Fuß, den ich ſchon in mein Bett geſetzt hatte, wieder zurück, um ſie noch einmal in meine Arme zu nehmen;

und lange war ich nicht mit ſo ſüßen Empfindungen entſchlummert, wie heute. Iſt es doch, als ob jede Selbſtüberwindung das Blut erfriſchte und jede Bewegung unſeres Körpers leichter machte!

Am andern Morgen ſtand ich ſo heiter auf, wie nur ſelten. Die Briefe waren die Urſache nicht mehr; denn ich hätte ſie jetzt ſo gleichgültig leſen können, wie den Komödienzettel auf heute, den der Bediente herauf gebracht hatte. Ich ſann darüber nach. Der geſtrige Tag war mir hingegangen, wie eine Stunde; und jetzt ſchien er mir drei Tagen gleich zu ſeyn. Sonſt iſt der Fall gewöhnlich umgekehrt: die Zeit währt uns lang, wenn ſie da iſt, und ſcheint uns kurz, wenn wir uns ihrer erinnern. Geſtern, und an dem Tage, da mir meine beiden Reden verunglückten, hatten eine Menge mannigfaltiger Empfindungen, und gerade die ſchönſten — Mitleiden, Liebe, Hochachtung, Bewunderung, Freude, Zufriedenheit mit mir ſelbſt, u. ſ. w. (Erwartung, Ahnung, Reue, Eitelkeit und Neugierde noch ungerechnet) — eine um die andere mein Herz in Bewegung geſetzt. Ich berech-

nete die Länge der Tage nach den Bewegungen meines Herzens. Die feinſten Saiten deſſelben waren auch noch jetzt in Bewegung, und dies Gefühl des inneren Lebens, dieſer Nachhall der himmliſchen Harmonieen, machte mich ſo heiter. Guter Gott! ſagte ich mit entblößtem Haupte, und machte das Gebetbuch zu, ohne dieſen Morgen eine Zeile darin zu leſen, (es war mir, als ob meine jetzige Empfindung ein hinlängliches Gebet ſey) — guter Gott! kann denn ein Hauskreuz zu einer Quelle von Glückſeligkeit, von Genuß werden?

Solche Anmerkungen, die ich unmittelbar aus den kleinen Begebenheiten meines Lebens zog, gingen ſelten bei mir verloren. Ich fand, daß ich viel glücklicher geweſen ſeyn würde, wenn ich mehr Theil an den Empfindungen, an den Begebenheiten meiner Familie genommen hätte. Was kann nicht alles ſchon meinem Louis begegnet ſeyn? dachte ich. Ich habe ihn ſchon ſo oft traurig geſehen; und, ich Thor! anſtatt die Empfindungen ſeines Herzens mit ihm zu theilen, wodurch ich glücklicher und er beſſer hätte werden können, ließ

ich ihn gehen. Nein, ſagte ich laut, künftig ſoll kein Herz in meinem Hauſe ſich bewegen, ohne daß ich eine Zollſteuer davon ziehe.

Ich klingelte dem Bedienten, und ließ meiner Familie ſogleich ſagen: wir wollten den Thee zuſammen trinken. Sie kamen alle, und ſahen mich verwundert an, vermuthlich weil ihnen etwas Feierliches in meinen Bewegungen auffiel. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen meine Gedanken über die häusliche Glückſeligkeit in einer kleinen Rede zu eröffnen. Während daß man den Thee und geröſtetes Brot brachte, ging ich ein Paarmal das Zimmer auf und nieder, um mich zu ſammeln. Als der Bediente das Zimmer verlaſſen hatte, knöpfte ich meinen Schlafrock zu, und fing an: „Die Einrichtung, die nach unſern Sitten faſt in allen Familien eingeführt iſt, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, kenne ich ſehr wohl. Die nehmlich, welche Kinder gezeugt und geboren haben, halten ſich deshalb (und zwar, wie es mir ſcheint, mit einigem Unrecht) für ihre Herren, und lieben ſie nur in ſo fern, als ſie hoffen können, daß die Kinder ſich auch ihre Herrſchaft werden gefallen laſſen. Hin-

gegen glauben ſie, Unrecht von ihnen zu leiden, wenn die Kinder ſich, wie es dem Menſchen natürlich iſt, dieſer Herrſchaft zu entziehen ſcheinen, für Befehle Rath, für Rath Vertrauen, für Vertrauen Mitleiden, für Mitleiden Hülfe von ihnen erwarten oder gar fordern. Zuerſt alſo, du meine gute Frau und ihr meine Kinder, will ich von dem Rechte, das den Eltern über ihre Kinder zuſteht, reden, beſonders da ich unſere gegenſeitige Verbindung künftig auf Regeln der Vernunft, und nicht auf die unerweislichen und zufälligen Geſetze des Gebrauches zu gründen gedenke. Ihr alſo, meine gute Frau . . ." — So weit kam ich. Meine Frau, die unſern Sohn hatte lächeln ſehen, unterbrach mich mit der Frage: „wollen wir nicht erſt unſern Thee trinken, mein guter Mann? Er wird ſonſt kalt."

Das war die dritte Rede, die mir in acht Tagen verunglückte. Ein Leſer, der mehr Geſchmack hat, als leider meine Familie, kann ſie dennoch kennen lernen. Es iſt die Rede, welche die Lesbier bei der acht und achtzigſten Feier der Olympiſchen Spiele über die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Athener und

ihrer Bundesgenoſſen gehalten haben. Und in der That, ſo wie es Athen mit den Völkern machte, die ſeine Bundesgenoſſen ſeyn ſollten, ſo machen es die meiſten Eltern mit ihren Kindern, welche die Natur und die Vernunft zu ihren Bundesgenoſſen, und nicht zu ihren Sklaven, beſtimmte.

Was konnte ich anders thun, als mich in mein Geſchick ergeben? Ich ſetzte mich, und ſchlürfte meinen Thee ſchweigend aus. Gewiß, ich begriff nicht, und begreiſe noch jetzt nicht, was meine Familie ſo gegen alle Reden, die doch wirklich nach den Regeln der Rhetorik gebildet waren, einnehmen konnte. Wie geſagt, ich hatte ſchon in meinen Jünglingsjahren bei Fremden Bewunderung und Erſtaunen mit meinen rhetoriſchen Uebungen erregt. Die Rhetorik war auf der Schule beinahe mein einziges Studium geweſen, und ich trieb es noch bis in mein Alter mit muſterhaftem Fleiße; aber bei meiner Familie hat mir nie eine Rede glücken wollen, ein einziges mal ausgenommen, als das Elend uns alle zerſchmettert hatte. Und — was das Seltſamſte dabei iſt — meine Frau redete oft ganze halbe

Stunden, obendrein faſt nur in Fragen und Ausrufungen; und dennoch hörte man ſie geduldig an.

Genug, ich hätte es, während daß ich Thee trank, beinahe abgelobt, je wieder eine Rede zu halten. Wenigſtens nahm ich mir vor, meinen Plan der häuslichen Glückſeligkeit nun nicht mitzutheilen, und aus dem genauen Umgange mit meinen Kindern ſo viel Glück zu ziehen, als möglich. Dieſer Gedanke erheiterte mich wieder. So bald ich angekleidet war, machte ich mit meinem Sohne einen Spaziergang, den er ſonſt allein zu machen pflegte. Dabei fing ich an ſein Herz abzuhören; doch, ich konnte nichts erfahren. Ich glaubte, es läge an dem Tone, den ich gewählt hatte, gab mir Mühe, in den ſeinigen zu kommen, und ſprach viel in Hyperbeln; aber entweder hatte ſein Herz nichts zu entdecken, oder es fehlte ihm an Vertrauen. Kurz, ich erhitzte mich durch die Anſtrengung, welche die Hyperbeln mir koſteten, ganz vergebens. Als ich wieder zu Hauſe war, verſuchte ich daſſelbe mit meiner Frau und mit Annen; ich merkte aber, daß ſich das Glück eben ſo wenig zwingen läßt,

wie das Herz. Auf meine zärtlichſten Reden bekam ich nichts als kahle, kalte Antworten. Es hatte mir Niemand etwas zu entdecken, und alle Anſtrengungen, eine Scene voll Gefühl einzuleiten, mißlangen mir eben ſo gänzlich, wie die Reden, die ich hatte halten wollen.

Ich gab indeß die Hoffnung, meine Hausgenoſſen zu bekehren, nicht gänzlich auf. Mein Ton gegen meine Kinder wurde ſanfter. Ich rieth ihnen, wo ich ſonſt befohlen hatte, und nahm Theil an allen ihren Grillen und Kleinigkeiten. Nun gelang es mir in ſo weit, daß Louis nicht mehr ohne uns ſpazieren ging, und daß Anne aus Liebe zu mir (wenigſtens glaubte ich das damals) ihren Umgang mit der Tochter des Polizeilieutenants gänzlich aufgab. Wir waren in der That ſehr glücklich. Eine rührende Eintracht knüpfte das Familienband alle Tage feſter. Jeden Geburts- oder Nahmenstag feierten wir mit einer Freude, um die uns Engel hätten beneiden können, wenn auch ſie, wie die Menſchen, des Neides fähig wären. Und noch jetzt, da ich dies ſchreibe, heute an dem Geburtstage meiner theuren, guten Frau,

geſtehe ich der Welt, daß ich ein ſehr glück⸗licher Mann war.

So ging es eine Zeitlang fort, bis zu dem Abend, von dem an das Unglück ununterbro⸗chen, bald in leichten Wolken, bald in ſchwar⸗zen Gewittern, über unſerem Leben hing. An⸗ne kam von einem Beſuche nach Hauſe, und hatte, als ſie in das Zimmer trat, etwas Aengſt⸗liches in ihrem Weſen. Bei Tiſche ſprach ſie nicht ein Wort, aß faſt gar nichts, und ging dann, als abgenommen war, ſogleich auf ihr Zimmer. Am folgenden Morgen kam ſie mit verweinten Augen zum Thee, und klagte über Kopfſchmerz. Die Unruhe nahm mit jedem Tage zu; man ſah, welche Kraft ſie anwen⸗dete, wenigſtens äußerlich die Heiterkeit zu er⸗halten, womit ſie uns beglückte.

Endlich ſtürzte das künſtliche Gebäude ih⸗rer Ruhe und ihres Muthes auf einmal zu⸗ſammen. Eines Morgens war ſie in einer unnatürlichen Spannung. Um ſich zu zer⸗ſtreuen, ſollte ſie uns etwas vorleſen. Sie las einige Seiten; man hörte aber an ihrer De⸗klamation, daß ſie nicht wußte, was ſie las, und dabei drängte ſich ein Seufzer nach dem

andern mit Heftigkeit aus ihrer Bruſt. Es war in der That ängſtlich, und ich wußte eben ſo wenig mehr, wie Anne, was geleſen wurde. „Mein Gott, gutes Kind,“ ſagte meine Frau; „du erſchreckſt uns!“ Da ſank Annen das Buch aus der Hand, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen. Sie ſaß zitternd da, und legte die Hand feſt auf die ſchlagende Bruſt, als ob ſie noch einen Verſuch machen wollte, den gewaltſam hervorbrechenden Schmerz zurück zu drängen. Doch bald ſank ihre Hand nieder; alle Muskeln ihres Geſichtes ſanken, und man ſah, daß ſie ſich dem Schmerze ganz hingab. Nein, rief ſie nun auf einmal: ich kann nicht mehr! Sie ſank vor ihrer Mutter auf die Kniee, beugte das Geſicht in ihren Schoß, und ſchluchzte einmal über das andere: ich kann nicht mehr! Todtenbleich, zitternd, faltete meine Frau die Hände, und hob ſie betend über dem Haupte ihrer unglücklichen Tochter gen Himmel; auf mich richtete ſie den furchtſamen Blick.

Ich fühlte, daß ich tröſten mußte, und machte mich ſo ſtark, als ich konnte. Ehe ich anfing zu reden, ſagte ich mir ſelbſt, womit ich

mich ſchon oft in Verlegenheiten beruhigt hat- te: das Schlimmſte iſt doch nur, daß ſie ſter- ben kann. Noch einmal ſammelte ich allen Muth, um gefaßt reden zu können; aber als ich die Lippen öffnete, um ihr Troſt einzu- ſprechen, fing ich an laut zu weinen, wie ein Kind, zum erſtenmal, ſeitdem ich erwachſen war. Ich erſchrak über dieſe weibiſche Schwä- che; allein ich konnte mir nicht helfen. Meine Frau ließ ihre Tochter fahren, und ſtürzte mit dem Geſchrei: „o, um Gottes willen, liebſter Mann!" auf mich zu. Sogar Anne blickte auf, vergaß einen Augenblick ihr eigenes Elend, und ſah mich erſchrocken an. Sie hob ſich langſam von der Erde auf, ſchlug furchtſam die Blicke zu Boden, und ſagte: ich Unglück- liche! mein Tod wird doch endlich wieder Frie- den hierher bringen! Als ſie nun weggehen wollte, ſtürzten wir ihr Beide nach, und um- armten ſie einer um den andern. Sie legte ſich matt an die Bruſt meiner Frau, und wur- de bleich; ich möchte ſagen: ſie war wie todt; ihr Kopf hing auf die Bruſt herab, und ihre Finger ſpielten, als ob ſie ein Kind wäre, mit meiner Uhrkette.

Man brachte Annen zu Bett, und beinahe hätte ich mich ebenfalls niederlegen müſſen: ſo hatte mich dieſe Scene erſchüttert, oder vielmehr, aufrichtig geſtanden, ſo ſehr hatte mich die Furcht vor Annens Geſtändniſſe Ihres Unglückes gefaßt. Ich muß hier den Leſer ein- für allemal mit einer Seltſamkeit an mir bekannt machen. Es fehlt mir durchaus an Muth, irgend einem Unglücke, deſſen Größe oder Wirkung ich noch nicht kenne, mit Faſſung entgegen zu ſehen, und ich bin in dieſem Falle äußerſt kleinmüthig und furchtſam. Zu dem Helden eines Romans hätte mich kein Menſch brauchen können. War ich auch nur drei Tage von Paris entfernt geweſen, und kam zurück, ſo wurde meine Aengſtlichkeit unbeſchreiblich groß, wenn ich die Stadt nun in der Entfernung vor mir liegen ſah. Dann fuhren mir die traurigſten Bilder durch den Kopf. Bald ſah ich meine ganze Familie ſchon auf dem Stroh liegen, mein Haus abgebrannt; bald war ich in einen ſeltſamen ſchändlichen Prozeß verwickelt; die Gerichtsdiener warteten ſchon auf mich an der Thüre, oder eine lettre de cachet, oder wenigſtens ein Verweis von dem

Miniſter, in deſſen Departement ich arbeitete. Kein Poſtillon konnte mich ſchnell genug fahren. Selbſt wenn ich nach Hauſe kam, trauete ich dem freundlichen Geſichte meiner Frau und den Liebkoſungen meiner Kinder nicht recht. Meine erſte Frage war: iſt nichts an mich eingelaufen? Hat der Miniſter nichts geſchickt? (Er ſchickte mir nie etwas.) Und erſt nach einer halben Stunde war ich wieder ruhig. Es fiel kein Lärm in der Straße vor, wo ich wohnte, keine Unordnung in dem Departement, worin ich arbeitete, ohne daß ich anfing zu fürchten, ich könnte mit hinein verwickelt werden. Dieſe Kleinmüthigkeit habe ich gehabt, ſo lange ich mich kenne. Nichts iſt mir lächerlicher, als daß ich bei aller dieſer kindiſchen Furchtſamkeit von allen meinen Freunden dennoch für einen großen Philoſophen gehalten wurde. Und doch hatten ſie nicht ganz Unrecht; denn gegen das wirkliche Unglück, ſo bald ich deſſen Grenzen kannte, bewies ich eine Standhaftigkeit, die einem Epiktet Ehre gemacht haben würde. Ich wußte meine Schwäche recht gut, wie meine Stärke. Stand ich mit meinem Departement nicht recht, (und das

war der Fall, ſo oft der Präſident deſſelben etwa üble Laune hatte), ſo wünſchte ich jedesmal eifrig: wenn du nur erſt in der Baſtille ſäßeſt! Das iſt doch das Aergſte, was dir widerfahren kann. Ich wußte gewiß, daß ich nicht mehr unglücklich ſeyn würde, ſo bald ich da wäre. Aber die Ungewißheit, was mein Schickſal ſeyn könnte, marterte mich. Ich konnte mir nichts Schrecklicheres denken, als den Zuſtand eines Verbrechers vor ſeinem Urtheile. Davor würde ich gezittert haben; vor dem Schwerte des Nachrichters nicht. Bei allen Unglücksfällen, die ich fürchtete, war das mein Troſt: man kann dir doch höchſtens nur das Leben nehmen! Die Armuth habe ich mit einer Geduld ertragen, die faſt beiſpiellos iſt; aber die Furcht vor der Armuth war mir ſchrecklich. Nichts iſt für mich Bedürfniß, und ich weiß, daß ich mich gewöhnen könnte, Alles zu entbehren; nur muß ich dies nicht fürchten dürfen. Das ſcheint unmöglich; aber ich verſichere dem Leſer, daß es ſo iſt.

So ging es mir nun auch mit Annen. „Ich kann nicht mehr!" rief ſie. Dieſe Paar Worte ſetzten meine Phantaſie in die fürchterlichſte

Bewegung. Sie hat, dachte ich, den Polizeilieutenant beleidigt, (es waren damals gerade einige Verdächtige eingezogen worden) oder etwas Unbeſonnenes von mir geſchwatzt. Der Polizeilieutenant iſt ein fürchterlicher Mann; wie kann es uns gehen! Oder Anne hat Jemanden ermordet, oder ſelbſt Gift genommen; oder ſie iſt heimlich verheirathet, oder gar ſchwanger, wenn es nicht noch ſchlimmer iſt. Alle dieſe Vorſtellungen fielen über mich armen Mann her. „Mein Tod wird doch endlich wieder Frieden hierher bringen!" hatte ſie noch geſagt. Da flogen tauſend neue ängſtliche Gedanken durch meine Seele. Ich dachte ſchon daran, mit welcher Rede ich mich vertheidigen wollte; kurz, ich zitterte vor allem Unglück in der Welt, und war ſo matt, daß ich mich gewiß niedergelegt haben würde, wenn ich nicht mein Unglück erſt hätte erfahren wollen.

Ich klingelte, ließ meine Frau bitten, zu mir zu kommen, und gab ihr mit allen Zeichen der Angſt den Auftrag, Annen zu examiniren, und im Nothfalle ſogar Strenge zu gebrauchen. Ich blieb allein, und präparirte

mich auf die Baſtille, auf eine Vertheidigungsrede, auf einen Mord, auf tauſend fürchterliche Dinge, die ich nun erfahren ſollte. Nach einer halben Stunde ſtürzte meine Frau mit einem todtenbleichen Geſicht in mein Zimmer, und ſchrie: „O, wir unglücklichen Eltern!" Ich wurde todtenbleich. Nun? was iſt es denn? brachte ich endlich mit ſchwerer Zunge hervor. — „Anne iſt ſchwanger!" rief meine Frau mit entſetzlicher Stimme. Nun war das Unglück da; es hatte ſeine Schrecken für mich verloren, und ich athmete wieder leichter. Meine Frau warf ſich verzweifelnd auf einen Stuhl; und ich ſann nach, was nun zu thun wäre. Das arme Mädchen! ſagte ich vor mir ſelbſt. Ich dachte an alle die Plane nicht mehr, die ich auf Annens Verheirathung gebauet hatte. Sie muß, hob ich ruhig wieder an, aus Paris, liebe Frau: nach Clichy, zu unſerm alten Lukas; da kennt ſie kein Menſch, und ſie kann in der Stille niederkommen. Das Kind (ich wollte, es wäre ein Junge) nehmen wir nachher zu uns. Louis iſt von mir erzogen, und macht mir Ehre. Ich kann noch einen, noch zwei, wenn es ſeyn

muß,

muß, erziehen. Wir werden älter, liebe Frau. Louis muß uns doch einmal verlaſſen; ſieh! ſo könnte . . . — Hier unterbrach mich meine Frau mit den Worten: „o, du gefühlloſer Mann!" Sie that mir Unrecht. Es war weder Gefühlloſigkeit, noch Philoſophie, was mich ſo ruhig machte. Tauſend ſchöne Plane, die ich auf Annens Tugend gebauet hatte, gingen mit ihrem jetzigen Zuſtande verloren. Ich war ſogar erbittert auf ſie und ihre Heuchelei, auf den Polizeilieutenant und ſeine Tochter. Er würde ein ſchlimmes Spiel mit mir gehabt haben, wenn er jetzt herein getreten wäre, ſo ſehr ich ihn auch noch kurz vorher gefürchtet hatte. Meine Ruhe war nichts weiter, als Zufriedenheit, daß es nicht noch ärger war, und, um es nur zu geſtehen, großen Theils Egoismus. Ich kam doch nun nicht in die Baſtille, und Anne nicht auf das Blutgerüſt; wie hätte ich alſo das kleinere Unglück nicht mit Faſſung tragen ſollen? Noch jetzt danke ich der Natur, daß ſie mich ſo machte. Ich habe mein Unglück gefürchtet, wie ein Kind, aber getragen wie ein Mann; und, dem Himmel ſey Dank! es iſt mir in meinem Leben

nie mehr Unglück begegnet, als ich gefürchtet habe.

Wer iſt denn der unwürdige Verführer? hob ich wieder an, und legte, meiner Frau zu gefallen, mehr Zorn in die Stimme, als in meinem Herzen war. Der nichtswürdige — denn glaube mir, liebe Frau, Anne war unſchuldig, rein wie der Mond — der nichtswürdige Verführer muß der Gegenſtand unſres Zornes ſeyn. Das ſagte ich mit lauter drohender Stimme. In dem Augenblicke fiel mir aber ein, welche fürchterliche Begebenheiten aus dieſem Handel entſtehen könnten; ich ſetzte alſo ſehr kleinmüthig hinzu: Daß nur um des Himmels willen Louis den Nahmen des Verführers nicht erfährt! Laß uns mit dieſem Unglücke zufrieden ſeyn, liebe Frau, und den Blitz über uns nicht reitzen!

„Wie?" rief meine Frau im höchſten Zorn; „der Elende ſoll frei aus gehen? Wenn du das Unglück deines Kindes nicht rächen willſt, ſo danke ich Gott, daß ich einen Sohn geboren habe, der nicht gefühllos gegen die Schande ſeiner Schweſter iſt!" Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer. Ich befürchtete von

ihrer Hitze alles mögliche Unglück, und lief zu meinem Sohne hinüber.

Da die Erfolge aller menſchlichen Begebenheiten, hob ich ganz kurz an, ungewiß ſind; da durch die Unbeſonnenheit der Menſchen, die das Unglück nicht zu ertragen wiſſen, die trotzig gegen kleine Uebel, und verzagt gegen die größeren ſind, aus einem kleinen Unglücke gewöhnlich ein größeres entſteht, wie aus einer kleinen Quelle die reißendſten Flüſſe werden; da du, mein Sohn, ein Menſch, und als ſolcher, beſonders als ein erfahrungsloſer Jüngling, dieſer Unbeſonnenheit unterworfen biſt; da deine Mutter ſogar, von Zorn hingeriſſen, auf dem Wege iſt, die Schläge des Unglücks, die uns getroffen haben, zu verdoppeln: ſo warne ich dich als Menſch, rathe dir als Freund, ermahne dich als ein Aelterer, und befehle dir als Vater, dich in keinem Falle zu duelliren.

In der Hitze, worin ich war, hatte ich vergeſſen, daß mein Sohn vielleicht noch gar nichts von der ganzen Sache wußte; und ſo war es wirklich. Er ſah mich ſtarr an, und fragte: „mit wem ſoll ich mich ſchlagen?" — Mit Niemanden, mein Sohn, wenn du

mich liebſt. Es iſt ohnehin ſchon ein großes Unglück, daß deine Schweſter ſchwanger iſt; ſoll noch . . .? — Er ſtürzte neben mir weg hinaus, ohne mich auszuhören, und in Annens Zimmer. Ich folgte ihm langſam und mit Scheu zu der Unglücklichen. Schweigen durfte ich nicht; ich war ja Vater. Aber ſollte ich die arme Anne, auf deren Herzen ſchon die ſchwere Laſt der eigenen Vorwürfe lag, noch mehr niederdrücken? War ſie nicht unglücklich? und ſoll eine unglückliche Tochter von ihren Eltern etwas Andres hören, als Troſt und Mitleiden? Ich trat mit dem Entſchluſſe, ſo wenig als möglich zu ſagen, in das Zimmer. Aber als ich ſie ſah, wie ſie bleich, in Thränen zerfließend, an der Bruſt ihrer Mutter lag, da ſchien mir auch das Wenige noch zu hart. Ich nahm ſie in meine Arme, liebkoſte ihr, und verſicherte ſie meiner allerzärtlichſten Liebe. Sey ruhig, ſagte ich, liebe, unſchuldige Anne. Du ſollſt nach Clichy, zu dem guten Lukas. — Meine Frau trat mich hart auf den Fuß. Anne aber ſah mich freundlich an. Ich fuhr, trotz den Winken meiner Frau, fort: Niemand ſoll deinen Unfall erfahren; und

wenn der Himmel dir einen Sohn giebt . . . — Hier ſah Anne mich erſtaunt, mit ſtarren Blicken an, und meine Frau trat mich ſo ſtark auf den Fuß, daß es mich ſchmerzte. „Was denn?“ rief Anne, und ſprang auf; „um Gottes willen, was denn? Mutter! was ſagt der Vater?“ Das waren mir Räthſel; und da ich nun gar nichts mehr zu ſagen wußte, ſo ſchlich ich mich beſchämt zur Thür hinaus, und wartete zwiſchen Furcht und Hoffnung, alſo in einem üblen Zuſtande, auf meine Frau.

Sie kam endlich, und ich erfuhr nun, daß Anne gar nicht ſchwanger war. Als ihre Mutter ſie auf ihr Zimmer bringt, wirft Anne ſich ihr zu Füßen, und ſagt: „liebe Mutter, ich bin ſehr unglücklich. Sie wiſſen nicht, wie ſehr. Ich muß Paris verlaſſen; gewiß ich muß! Bringen Sie mich in die menſchenleerſte Einöde. Ich muß fort, ich bin in einem ſo unglücklichen Zuſtande . . .“ — Meine Frau erſtarrt vor Schrecken. In unſrer Nachbarſchaft hatte ſich vor Kurzem eine ähnliche Begebenheit zugetragen; ein hübſches junges Mädchen war verführt und auf das Land gebracht worden, um da ihre Entbindung abzu-

warten. Daran erinnert ſich meine Frau, und nun iſt ihr nichts gewiſſer, als daß Anne ſich in demſelben Zuſtande befindet. Sie ſtürzt voll Schrecken in mein Zimmer, um mir dieſe fürchterliche Nachricht zu bringen. Als meine Frau wieder zu Annen geht, um den Nahmen ihres Verführers zu erfahren, ſieht ſie aus den Antworten des guten Mädchens, wie ungegründet ihr Verdacht geweſen iſt. Anne merkt nicht, in welchem Verdachte ihre Mutter ſie gehabt hat, bis ich denn unglücklicher Weiſe komme, und von Clichy, dem guten Lukas, u. ſ. w. ſpreche.

Meine Frau ließ über meine Plauderei (woran ſie doch ſelbſt ſchuld war) erſt ein unbarmherziges Gericht ergehen; dann kamen wir zu der Frage: was denn Annen fehle. „Ihr Kummer," ſagte meine Frau, „iſt eine unglückliche Liebe;" und aus Annens Aeußerungen zu ſchließen, verhielt es ſich wirklich ſo. „Ich danke Gott mit fröhlichem Herzen," ſetzte ſie heiter hinzu, „daß es nichts weiter iſt." — Nichts weiter? ſagte ich zitternd. Abgerechnet alles andre Unglück, alles Schreckliche, das noch daraus entſtehen kann — (mir fielen

tauſend Dinge ein: der Polizeilieutenant hat-
te einen Sohn, der von ſeinen Eltern zu einer
großen Partie beſtimmt war; wenn der nun
Annen liebte! oder gar der Duc de***, den
Anne ein Paarmal unter den Menſchen, die
ſie dort geſprochen hatte, mit erwähnte!) —
alles das abgerechnet, was noch daraus für
uns entſtehen kann, ſehe ich doch nicht ein,
warum wir Gott dafür danken ſollen, daß un-
ſere Anne unglücklich iſt. Doch, wie dem auch
ſeyn mag, ſetzte ich nach einer Pauſe hinzu:
Anne ſagt, ſie müſſe Paris verlaſſen; und
ſie hat Recht: Gott weiß, ſie hat Recht! Wir
können dem unglücklichen Mädchen nicht genug
zu Liebe thun, und wollen Alle Paris verlaſ-
ſen, nach Sarzy gehen, und uns frei machen
von den Banden, die uns hier immer an die
Furcht vor Unglück feſſeln. Ich will meine
Stelle verkaufen, oder verſchenken — gleich
viel. Die ganze Einnahme iſt nicht ſo viel
werth, wie ein Lächeln von Annen, und eine
Nacht, da ich ohne Sorgen einſchlafen kann.
Ja, nach Sarzy will ich. Die Familie des
Duc de * * * hat Einfluß, und fragt nichts
darnach, ob ein ehrlicher Mann in der Baſtille

verſchmachtet, oder nicht. Oder wenn es auch nur der Polizeilieutenant wäre. Ich kenne die Leute! ſie ſind gerade wie du, die lieber ihre Tochter unglücklich wiſſen will, als ſchwanger. Wie geſagt, wir wollen nach Sarzy.

Meine Frau ſtand wie verſteinert da; ſie wußte nicht, was der Duc de * * * mit unſerm Handel zu thun hatte. Ich war ſehr verlegen; denn ich ſprach von meiner Aengſtlichkeit niemals ſo deutlich, wie jetzt zu dem Leſer. Indeß eben das Myſtiſche in meinem Vortrage bewog meine Frau, daß ſie einwilligte. In Kurzem verkaufte ich alſo meine Stelle, und zwar ſehr vortheilhaft. Mein Sohn blieb in Paris, ſeine Studien zu vollenden; ich aber ging mit meiner übrigen Familie nach Sarzy. Der Leſer kann ſich vielleicht kaum denken, wie froh ich war, daß ich den einzigen Wunſch meines Lebens, frei von allen gefährlichen Verbindungen mit der Welt zu ſeyn, nun erreicht hatte. Nun konnte ich in ungeſtörter Ruhe meine Lieblingsbeſchäftigung treiben, und machte Reden über Reden an die Athener, an alle Völker Griechenlands, die mir, wenn ich ſie vor zweitauſend Jahren

wirklich gehalten hätte, wahrſcheinlich Freiheit, Vermögen und Leben gekoſtet haben würden. Ich ging dabei mit einer Freimüthigkeit zu Werke, über die mein Pfarrer in Sarzy erſtaunte. Wahrſcheinlich hätte ich anders geredet, wenn ein Polizeilieutenant oder ein Duc de * * * aus Athen in meiner Nähe geweſen wäre.

Unſere Einrichtung war ſehr bald gemacht, und ich glaube, daß Menſchlichkeit den Plan unſeres Lebens bildete. Wir dachten an den Armen, den Hülfloſen, den Unglücklichen in der umliegenden Gegend nicht erſt dann, wenn er ſich zeigte und Hülfe von uns verlangte; er hatte ein eignes Kapitel in dem Plane, den ich ſogleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes in Sarzy niederſchrieb. Dies Kapitel von unſerm Verhalten gegen die Unglücklichen in unſerer Gegend war auch nicht etwa ein bloßes Anhängſel zu dem Lebensplane, den ich aufgeſetzt hatte, ſondern vielmehr Nr. I. unter den Mitteln, glücklich und zufrieden zu leben, die darin ſtanden.

Als ich meiner Frau und Annen den Plan vorlas, und mich im Eingange etwas ausführ-

lich über die menſchliche Natur und die menſchliche Glückſeligkeit ausließ, erwartete ich, nach dem Geſichte meiner Frau und nach ihren ungeduldigen Bewegungen zu urtheilen, jeden Augenblick, daß ſie ſagen würde: wollen wir das nicht bis zum Abend oder bis morgen verſparen? Und das hätte denn, wie immer, geheißen: ich will es gar nicht hören. Aber ſo ſehr ihre Ungeduld auch meine Deklamation verdarb, weil ich nicht weniger auf ihr Geſicht achtete, als auf das, was ich las, ſo fuhr ich dennoch fort. Meine Tochter Anne hörte gar nicht zu, ſondern war in das Andenken an ihr Unglück verſunken; indeß that ſie doch, als ob ſie zuhörte. Ich wendete mich alſo mit der Stimme mehr zu ihr, als zu meiner Frau; und dieſe konnte doch nun Ehrenhalber eine Vorleſung nicht unterbrechen, die Zwei von uns zu intereſſiren ſchien. Ich dankte indeß dem Himmel, als ich den Eingang zu Ende hatte. Meine Frau haßte nichts mehr als Eingänge, die länger als höchſtens von einigen Perioden waren; da ich hingegen einen guten Eingange für die Hauptſtütze einer guten Rede hielt. Sie hatte nie einen andern Eingang, als: „höre

einmal!" oder: „ich muß dir etwas ſagen!" und dann folgte ſogleich das Thema, in eine Frage oder Anrede eingekleidet. Als mein dies- maliger Eingang zu Ende war, erhob ich mei- ne Stimme, und las: Das erſte und haupt- ſächlichſte Mittel, glücklich zu werden, und uns glücklich zu machen, iſt Wohlthätigkeit gegen die Armen, gegen die Unglücklichen in unſerer Gegend.

Meine Frau, die ſchon den Fuß unter ſich hin gezogen und die Hand auf die Stuhllehne geſtützt hatte, um aufzuſtehen, ſtreckte den Fuß wieder aus, und legte die Hand ruhig vor ſich hin in den Schooß. Anne richtete den Kopf vom Buſen auf, und ſah mich an. Ich bekam wieder Muth, und las mit Pathos. Meine Frau fing an ſich vorzubeugen, um in mein Papier zu ſehen, und Anne rückte mit ihrem Stuhle näher an den Tiſch. Ich wünſche noch jetzt, daß ich dieſen Punkt doppelt ſo weit- läuftig bearbeitet hätte; denn es entging mei- nen beiden Zuhörerinnen kein Wort. Während des Leſens ſchlug meine Frau den Arm um meine Schulter, und ich glaube ſogar, ſie wiſch- te ſich ein Paarmal das Auge. Als ich mit

Nr. I. fertig war, umarmte ſie mich mit herzlichem Vergnügen, und ſagte: „dieſe Rede wird dir Gott belohnen, und dein Gewiſſen. Ich habe ſie mit Vergnügen gehört, und will ſie Punkt für Punkt in Erfüllung bringen. Das Uebrige, lieber Mann" — ich räuſperte mich, und nahm das Papier wieder auf — „ſollſt du uns auf ein andermal vorleſen. Unſer Glück wird ſich finden, wenn nur die Armen glücklich ſind." Ich mußte mit dieſem Siege zufrieden ſeyn, obgleich das Uebrige nun zur Vergeſſenheit verdammt war. Meine Frau und Anne beſuchten einen Unglücklichen im Dorfe, der mit ſieben Kindern im höchſten Elende lebte; und, recht aufrichtig geſtanden, ſie thaten daran wenigſtens eben ſo gut, als wenn ſie das Uebrige noch angehört hätten.

Wir hielten Wort. Schon nach kurzer Zeit war in Sarzy weiter kein Unglücklicher mehr, als unſre Anne. Die Urſache ihres Grams hatten wir nicht erfahren, weil ſie über dieſen Punkt unbeweglich verſchwiegen war; indeß mochte ihr Unglück nun ſeyn, welches es wollte — es hatte ſie veredelt; verſchönert ſogar, möchte ich ſagen: ſo wie eine ſchöne Ge-

gend noch ſchöner wird, wenn ſie nur hier und da eine Maſſe Sonnenlicht hat, und das Uebrige von dunkeln Gewitterwolken beſchattet wird. Der Gram in ihrem weißen Geſichte, die Stille, die Dunkelheit in ihrem funkelnden Auge, das Matte in ihren Bewegungen, das Melodiſche in der klagenden Stimme, und die ſanfte Güte, zu der bei guten Menſchen der Schmerz allemal wird: machten ſie intereſſanter, als ehemals die volle Heiterkeit, der Glanz der fröhlichen Jugend. Sie ſchien ihre eigene Exiſtenz aufgegeben zu haben, und fand ſie nur in dem Glücke anderer Menſchen wieder. Der Keim der Glückſeligkeit war in ihrem Herzen vertrocknet; die Freudenthränen der Unglücklichen, denen ſie wohlthat, erfriſchten ihr Herz aufs neue. Sie behalf ſich mit fremden Freuden, da ſie keine eignen hatte. Ihr Daſeyn war in dem Daſeyn der Unglücklichen gleichſam vervielfacht, und ſie würde erſt unglücklich geweſen ſeyn, wenn ſie keinen zu beglücken gefunden hätte. Das Unglück, das den Boshaften noch unmenſchlicher macht, hatte ihr Herz gehoben; ſie lebte unter uns, wie eine Unſterbliche, wie ein höherer Geiſt, der nur Glück-

liche macht, ohne an ihrem Glücke Theil neh⸗men zu können, weil ſeine Freude in einer an⸗dern Welt liegt. So betrachteten und ſo behan⸗delten wir ſie auch. Das Unglück macht frei⸗lich allemal den Unglücklichen ehrwürdig; aber hier war es mehr als das. Meine Frau, die gegen Niemanden ihre Heftigkeit mäßi⸗gen konnte, war gegen Annen ſanft wie ein Lamm. Ich ſelbſt gerieth nie in Verſuchung, über Annen ein bon Mot zu ſagen; ja, ich ſcherzte nicht einmal mit ihr, und war feier⸗lich, wenn ſie zu mir kam. Am liebſten be⸗ſchäftigte ſie ſich mit Adelaidens Erziehung. Sie war nicht einen Augenblick ohne dieſe jüngere Schweſter, und goß in die heitere, frohe Seele des Kindes die Erhabenheit, den überirdiſchen Ernſt, den edlen Stolz, den heiligen Muth, den ſie ſelbſt durch ihr Un⸗glück bekommen hatte; faſt möchte ich ſagen, ſie breitete die ſchauervolle Dunkelheit, das heilige Grauen einer andern Welt, über die frohen lachenden Roſen dieſes Lebens in Ade⸗laidens heiterer Seele aus. Ich hatte ſehr viel gegen eine ſolche Bildung. Freilich ſah ich, daß Adelaiden dieſer hohe Schwung ſelbſt im

den dunkelſten Wellen des menſchlichen Elendes nie ganz würde verſinken laſſen; denn ſie hatte eine Welt, ſie hatte die Ewigkeit in ihrer Bruſt, wenn dieſe Welt ſie ausſtieß. Aber ich ſah auch, daß dieſe Welt Adelaidens ſo weit geöffnetes Herz nie ganz füllen konnte. Ich fürchtete, ſie würde nie ganz glücklich ſeyn; aber auch nie ganz unglücklich, das wußte ich. So oft ich mir auch vornahm, eine Aenderung zu treffen, ſo geſchah es dennoch nicht. Ich konnte wohl unterrichten, aber nicht eigentlich erziehen. Unſere Kinder waren aufgewachſen, ohne daß wir eigentlich etwas Beſtimmtes dabei gethan hatten. Zwar ſetzte ich in der erſten Schwangerſchaft meiner Frau einen Erziehungsplan auf, der mir viele Mühe und Zeit koſtete; aber ich konnte ſie nie bewegen, mehr als die Hälfte des Einganges anzuhören, der von der Perfektibilität des Menſchen handelte. Dieſer Plan wurde alſo nicht ausgeführt. Es wäre auch, wie ich gern geſtehen will, eben nicht leicht geweſen: denn er forderte unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Kinder, die ich ſo wenig als meine Frau haben konnte; er war auf einen Charakter der

Eltern kalkulirt, den wir nicht hatten; er for⸗
derte Domeſtiken, wie in Frankreich keine ſind.
Sonſt war er richtig, und unſre Kinder hät⸗
ten, wenn er ausgeführt worden und wenn
Annens Umgang mit der Tochter des Polizei⸗
lieutenants aus dem Spiele geblieben wäre,
die beſten und glücklichſten Menſchen werden
müſſen. Ich geſtehe bei dieſer Gelegenheit,
ich habe eine große Menge Plane gemacht —
„aber keinen einzigen ausgeführt,“ warf mir
meine Frau immer vor, und nicht mit Un⸗
recht. Allein das Planmachen hat dennoch viel
Ehrwürdiges. Ein Plan, der auch für jetzt
unmöglich auszuführen iſt, ſetzt doch eine Zeit
voraus, wo es möglich ſeyn muß. Ich habe
mir die Wirklichkeit einer künftigen Welt nie
anders bewieſen, als mit der Menge von Pla⸗
nen, die ich machte, und die nicht ausgeführt
wurden, ja, die man nicht einmal anhören
wollte; und ſo behielt ich immer den Muth,
einen neuen Plan zu entwerfen, trotz der Ge⸗
wißheit, daß ich es mit dem Vorleſen nicht
bis über den Eingang bringen würde. Es iſt
doch, ſagte ich während des Schreibens, ein Be⸗
weis mehr von der Fortdauer meiner Exiſtenz.

Adelaide

Adelaide wurde alſo in einer andern Welt für dieſe erzogen: (freilich noch immer das Beſte, wenn nicht dieſes Leben die Erziehung für jene Welt ſeyn kann); und ſo ging jeder ſeinen Weg ruhig fort, wie er wünſchte und konnte. Aber, noch einmal, wir waren glücklich.

Ich habe angeſtanden, ob ich dem Leſer Annens Geſchichte jetzt erzählen ſollte, oder erſt dann, wenn ich auf die Zeit kommen würde, da ich ſie ſelbſt erfuhr. Es iſt aber wohl beſſer, wenn ich es jetzt thue. Ich fand Annens Betragen nicht befremdend; denn ſie war nun einmal ſo: ein Leſer aber will doch wiſſen, wie der Menſch ſo geworden iſt, wenn er nicht alle Augenblicke Anſtoß an ihm nehmen ſoll.

Meine Frau hatte wieder Recht. Anne hatte einen Liebeshandel, und zwar einen von nicht gewöhnlicher Art. Ihr Tagebuch, das vielleicht noch einmal ſo ſtark iſt, als dieſes Buch werden ſoll, liegt vor mir. Ich werde nur das Merkwürdigſte ausheben. Mein Sohn meint zwar, Alles, was eine ſo ſchöne Seele gedacht habe, ſey merkwürdig; das iſt aber

nicht ſo. Der Eingang des Tagebuches, zum Beiſpiel enthält Betrachtungen über die Entwickelung der menſchlichen Schickſale in der Ewigkeit, die nichts mehr und nichts weniger erweiſen, als daß jeder Menſch ſeinen Empfindungen, ſie mögen nun wirklich, oder Spiele einer gereizten Phantaſie ſeyn, die Ewigkeit zutrauet. Ich übergehe ſie alſo ganz, und fange ſogleich mit der Geſchichte ſelbſt an.

Anne iſt eines Abends bei dem Polizeilieutenant, und man ſitzt eben am Tiſche, als vor der Thüre des Zimmers ein Lärm entſteht. „Ich will Euren Herrn ſelbſt ſprechen!“ ruft eine Mannsſtimme. „Ich muß ihn ſprechen, dieſen Augenblick! Um Gottes willen! wo iſt er?“ Der Polizeilieutenant ſteht auf und öffnet die Thür; in dem Augenblicke ſtürzt ein ärmlich gekleideter junger Menſch in das Zimmer. Wer ſind Sie? fragt der Polizeilieutenant. „Ein Unglücklicher,“ antwortet der junge Menſch mit einem rührenden Accente: „ein Unglücklicher, der von Ihnen die Ruhe einer ganzen zerrütteten Familie fordert.“ Anne kann die Wirkung nicht groß genug beſchreiben, welche der Ton der

Stimme wenigſtens auf die Frauenzimmer machte. Der Polizeilieutenant hingegen faßte den jungen Mann ſcharf ins Auge, und fragte ſtreng: wie heißen Sie? — „Mein Nahme iſt Borde; ich bin eines Handwerkers Sohn aus Soiſſons.“

Schon ſeit vierzehn Tagen in Paris! fuhr der Polizeilieutenant noch ſtrenger fort: ein Wildfang, der aus einem verdächtigen Hauſe in das andre läuft, und mit der hübſchen Figur da und den hellen Augen ein Gewerbe treibt, das . . . Ich kenne Sie ſchon, junger Menſch! Sie haben ein großes Notabene auf meiner Liſte, und ſollten den Polizeilieutenant nicht aufſuchen. Wir würden uns, fürcht' ich, noch immer zu früh geſprochen haben! . . . Was iſt Ihr Begehr? ſagte er nun in dem ſtrengſten Tone: ich will Wahrheit.

Borde wechſelte weder Farbe noch Stimme bei dieſer Beſchuldigung, welche die Weiber mit Abſcheu hörten. „Das iſt ſo, mein Herr,“ ſagte er ſehr ernſt; „aber ich bitte Sie, halten Sie mich wenigſtens noch eine halbe Stunde für rechtſchaffen, und retten Sie meine arme einzige Schweſter aus dem Abgrunde der Schan-

de und des Elends. Eine hölliſche Liſt hat die Unſchuldige aus den Händen ihres alten ehrwürdigen Vaters geriſſen, und ſie dem wollüſtigen Marquis de Briant verkauft. Sie hält ſich in der Straße Guinaude, bei einer gewiſſen Madame Bernard, Nro. 430. auf. Ach, vielleicht iſt es ſchon zu ſpät, und uns bleibt nichts anderes übrig, als unglücklich zu ſeyn."

Madame Bernard? Alſo auch in einem liederlichen Hauſe! Wiſſen Sie das gewiß? Wie heißt Ihre Schweſter?

„Marie heißt die Unglückliche."

Der Polizeilieutenant giebt einige Befehle, und der junge Menſch bleibt während deſſen bei den Damen im Zimmer. Sie bemerken jetzt alle, daß er eine ſehr edle Figur hat, und daß ſein Kummer ihn ungemein kleidet. Die Tochter des Polizeilieutenants fliſtert Annen zu: nicht wahr? du hältſt ihn doch für unſchuldig? — Ich habe nie ein edleres Geſicht, nie ſo viel Unſchuld in eines Mannes Augen geſehen, ſagt Anne. Der Polizeilieutenant kommt zurück, und der junge Menſch muß nun die Begebenheit ſeiner Schweſter erzählen. „Wir, ich und meine Schweſter," hebt er mit ſeiner

rührenden Stimme an, ſind die beiden einzi-
gen Kinder unſres Vaters, und ſein Glück, glauben Sie mir, ſein einziges Glück. Was haben wir Armen anders als unſre Liebe und unſre Schuldloſigkeit? Meine Schweſter war ein reitzendes Geſchöpf. Der Marquis de Briant ſieht ſie von ungefähr, und ſeine Wolluſt iſt in Bewegung. Er macht verſchiedene Verſuche, mit ihr bekannt zu werden und ſich in das Haus meines alten Vaters einzuſchleichen. Schon das war ſchwer; denn mein Vater weiß ſehr wohl, daß die Güte eines Großen gegen die Armen oft noch gefährlicher iſt, als ſein Stolz. Sobald aber des Marquis Abſicht nur geahnet wird, verbietet mein Vater ihm mit gerechtem Unwillen das Haus. Der Marquis verläßt Soiſſons, und mein Vater hält die ganze Sache für geendigt. Ungefähr nach einem halben Jahre kommt eine ehrwürdige, alte Dame, eben dieſe ſchändliche Madame Bernard, nach Soiſſons. Unter der Larve der Frömmigkeit weiß ſie meinen Vater zu bereden, ihr ſeine Tochter als Geſellſchafterin anzuvertrauen. Meine Schweſter hat nehmlich mehr Bildung, als andre Mädchen ihres Standes; auch

mein Vater iſt ein gebildeter Mann, und nur Unglücksfälle haben ihn unter ſeine Bildung herabgeſetzt. Dieſer ehrwürdigen adeligen Dame (dafür gab ſie ſich aus) wird das unſchuldige Mädchen anvertrauet. Sie reiſen ab, und vier und zwanzig Stunden nachher bekommt mein Vater einen Brief ohne Nahmen, wahrſcheinlich von einem redlichen Domeſtiken des Marquis, mit der Warnung, ſeine Tochter ja nicht in die Hände dieſer Frau zu geben. „Ihre Tochter (ſo ſchließt der Brief) iſt verloren; denn die Frau iſt eine Kupplerin des Marquis de Briant.“

So weit hatte der junge Menſch mit ziemlicher Ruhe erzählt; jetzt aber fingen ſeine Augen an zu blitzen, und eine ſchöne Röthe färbte ſeine Wangen höher. Er fuhr heftiger fort. „Der ſchändliche Raub war begangen, ein armer Greis um ſeine letzte Freude betrogen, ein unſchuldiges Geſchöpf verführt! verführt! O Gott!“ (Er hob die beiden Hände geballt empor.) „Ich bin der Bruder!“ rief er zitternd. —

„Ich hielt mich gerade bei meinem Oheim, einem Landgeiſtlichen, auf. Auf ein Paar

Worte meines Vaters eile ich nach Soiſſons. Ich ſehe die Thränen meines Vaters, mein Herr, ich höre; und, wie ich war, ohne Geld, ohne Wäſche, eile ich nach Paris, meine unglückliche Schweſter zu retten, oder, wenn ſie ſchon das Opfer des Ungeheuers geworden iſt, den elenden Böſewicht ..." — Seine Bewegungen wurden hier fürchterlich, und der Polizeilieutenant bat ihn, ſich zu beruhigen. Anne war aufgeſtanden, um ihre Thränen zu verbergen. Sie lehnte ſich in ein dunkles Fenſter, und heftete ihre Blicke auf den jungen Menſchen.

Er fuhr nach einer Pauſe, in der er ſich erholte, fort: „mein erſter Gang war zu dem ſchändlichen Marquis. Das Ungeheuer hatte kein Gefühl für das Elend eines Greiſes; und für die Drohungen eines armen Bruders war er zu mächtig. Ich wurde zum Hauſe hinausgeworfen, und ſah nun ein, daß ich, nach dem, was zwiſchen ihm und mir vorgegangen war, nicht einmal meiner Freiheit mehr gewiß ſeyn konnte. Wenn ich nicht meine Schweſter zu retten gehabt hätte, er lebte nicht mehr. Noch Ein Mittel blieb mir übrig. Ich durchſuchte

jeden Abend einige verdächtige Häuſer, machte Bekanntſchaften mit liederlichen Mädchen, und ſtürzte mich unter den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes, um meiner unglücklichen Schweſter auf die Spur zu kommen. Vergebens. Jeden Abend ſteckte ich mit allen wilden Burſchen, die Paris hat, zuſammen; aber Marie Borde war ihnen unbekannt, und Briants Ausſchweifungen ſind unzählig."

Ohne Geld, ſagten Sie, edler, junger Menſch! unterbrach ihn der Polizeilieutenant gerührt. Woher nahmen Sie das Geld dazu?

„Ich brauchte viel; ſolche Bekanntſchaften waren für meine Lage koſtbar. Mein Vater wollte mir das Letzte aufdringen. Es iſt für Marien, ſagte er. Ich warf ihm das Geld hin, und ging, nur mit einigen Livres in der Taſche. Die koſtete die erſte Nacht. Am folgenden Morgen ging ich durch den Quai an die Seine. Ich Unglücklicher ruderte die glücklichen Pariſer den Tag durch auf der Seine ſpazieren. Liebe zu meiner Schweſter gab mir die Kräfte zweier Menſchen. Ich lebte von Brot, und hatte nun Geld, des

Abends meine Streifereien machen zu können."

Hier trat der Polizeilieutenant ſchnell auf den jungen Menſchen zu, und faßte deſſen beide Hände: auch das weiß ich, junger Menſch; es war mir ein Räthſel. Gott ſegne Sie dafür! Dieſe Schwielen in den Händen... — Er hob Bordens Hand auf; der junge Menſch wollte ſie zurückziehen. Wie? ſagte jener ſehr gerührt: Ihre Hände ſind verwundet? Sie bluten? Was iſt das? — Borde lächelte. „Ich bin des Ruderns nicht gewohnt. Die erſten Tage ſchmerzte es freilich; doch die Natur deckte dieſe Wunden mit heilſamen Schwielen, wie das wunde Herz." Der Polizeilieutenant zog die Hände näher an das Licht, und ſagte: ſie bluten noch! Was macht man da? Seine Gemahlin rieth zu einem Verbande mit Wein. — Kommt, rief der Polizeilieutenant: kommt, Mädchen! ihr könnt nie ehrenvollere Wunden verbinden. Borde verbat das; allein jener befahl. Die beiden Mädchen näherten ſich mit Thränen in den Augen. Meine Anne nahm die eine Hand, und hielt ſie, während daß die Mutter das Nöthi-

ge ſuchte. Sie beugte ſich über die wunde Hand, um zu ſehen, wo das Verbinden am nöthigſten wäre; und in dem Augenblicke fielen heiße Thränen aus ihren Augen in die Wunden. Borde ſchwieg, und that, als ob er es nicht merkte; aber dennoch wendete er ſein Geſicht zu Annen, als beide Mädchen zugleich ihm die Hände verbanden, wobei meine Tochter zitterte.

In dem Augenblick entſtand auf dem Saal ein Getümmel. Borde hörte die Stimme ſeiner Schweſter, und riß ſeine Hand von Annen weg. Er ſtürzte gegen die Thüre zu; doch nur zwei Schritte. Dann wendete er ſich wieder um. „Gott!“ ſagte er leiſe, mit bleichem Geſicht, und faßte ganz außer ſich Annens Hand: „wenn ſie . . . wenn meine Schweſter ſchon . . . Es iſt ſchrecklich!“ — Er rang die Hände, und der Verband ging wieder ab. Jetzt öffnete ſich die Thür. Marie trat ängſtlich, bleich, in das Zimmer; ihre Augen flogen wild umher, und jeder ihrer Tritte war heftig, erſchütternd. Sie eilte auf die Mutter zu, ſank ihr zu Füßen, und rief: Hülfe, wenn das ihre Töchter ſind! Hülfe,

W. Jury. del. L. sc. 1797.

wenn Sie Mutter ſind! — Ihren Bruder, der das Geſicht in beide blutige Hände geſchlagen hatte, bemerkte ſie nicht. Die Gemahlin des Polizeilieutenants umarmte ſie, und ſagte: Sie ſind hier ſicher, mein Kind. Sehen Sie doch nur; da ſteht Ihr Bruder!

Marie ſah auf, und erkannte ihren Bruder an der Geſtalt; denn er hielt noch immer die Hände vor das Geſicht. Wilhelm! rief das Mädchen, und ſprang auf. Sie flog mit froher Röthe im Geſichte auf den Bruder zu, der noch immer keine Bewegung machte, hängte ſich an ſeinen Hals, jauchzte, und war außer ſich vor Freude. Mit zitternder, kalter, abgebrochner Stimme fragte nun der Bruder, noch immer mit bedecktem Geſichte: „Marie, biſt du noch unſchuldig?" — Ich bin es, Wilhelm! ich bin es! rief das Mädchen in einem zerſchmetternden Tone. Nun flogen des Bruders Hände aus einander, und umſchlangen Marien. Er konnte nicht ſprechen; nur das Wort: „Vater!" hörte man ſehr deutlich unter dem Schluchzen hervor. Alles zerfloß in Thränen, und war glücklich. Der Polizeilieutenant umarmte die beiden

Geſchwiſter, ohne daß ſie es merkten. Anne umarmte ihre Freundin unter einem Strome von Thränen, unter lautem Freudengeſchrei. „Nun laß mich!" ſagte Borde auf einmal, und ergriff ſeinen Hut; „ich will nach Soiſſons." — Morgen, mein Sohn, ſagte der Polizeilieutenant, und wollte ihm den Hut nehmen. „Nicht morgen!" rief der edle Menſch; „ich kann meinen Vater zwölf Stunden früher glücklich machen." Mit dieſen Worten eilte er zum Zimmer hinaus. Der Polizeilieutenant ſchickte ihm einen Bedienten nach, der ihm ein Reitpferd anbieten ſollte; allein er war verſchwunden.

„Die Füße werden ihm bluten, wie die Hände!" ſagte Anne ſchmerzlich. — Hm! erwiederte der Polizeilieutenant: Hände und Füße, das geht noch, liebes Kind; aber dieſer Menſch ſieht gerade ſo aus, als würde er ſich auch das Herz für Andere eben ſo blutig arbeiten, wie ſeine Hände.

Madame Bernard war mit in dem Zimmer, ohne zu wiſſen, was ſie hier eigentlich ſollte. Marie warf von ungefähr einen Blick auf ſie, und ſchauderte zuſammen. Der

Polizeilieutenant kannte nach einigen Fragen ihre Schuld. „Sechs Jahre auf das Zuchthaus, meine ſaubere Madame Bernard, bei Waſſer und Brot, und Arbeit vollauf! Ich hoffe, das ſoll Ihnen gut thun.“

Gnädiger Herr, ſagte das Weib mit einem bedeutenden Tone, Sie wiſſen wohl nicht, daß der Marquis de Briant mein Beſchützer iſt?

„Nein; aber es iſt gut, daß ſie ſeiner erwähnt. Alſo acht Jahre, damit der Marquis und ſie volle Zeit haben, ſich zu beſinnen. Acht Jahre! Hört ihr? bei Waſſer und Brot, und Arbeit vollauf! Der Aufſeher ſoll ſich in Acht nehmen! Du biſt mir ſchon einmal entwiſcht, Mütterchen; damals hießeſt du Mutter Lande. Wage es alſo nicht, dem Marquis Mühe zu machen!“ Das Weib wurde todtenbleich, und warf ſich zitternd vor dem Polizeilieutenant auf die Kniee. „Fort, fort!“ rief er aufgebracht. „Biſt du noch eine Minute hier, ſo ſitzeſt du zehn Jahre!“ Das Weib ſprang auf und ging.

Nun umringten Alle die ſchöne Marie, und ſie mußte die Geſchichte ihres Unglücks er-

zählen. Sie fing an; aber immer kam ſie auf ihren Vater, auf ihren Bruder zurück. Wie es ſchien, vergaß ſie ſich ſelbſt, und dachte nur an die beiden theuren Menſchen. Sie erzählte mit Feuer von ihrem ehrwürdigen Vater, von ihrem edlen Bruder. Der Polizeilieutenant beruhigte ſie mit Nachrichten von dem Wohlbefinden ihres Vaters.

Anne kam diesmal erſt gegen Mitternacht zu Hauſe, und von dieſem Tage an war ſie unruhig, und ernſter als gewöhnlich. Am folgenden Morgen ging ſie wieder zu dem Polizeilieutenant, wo Marie ſo lange blieb, bis ihr Bruder zurückkommen und ſie abholen würde. Die beiden Mädchen machten mit Marien eine Spazierfahrt, um ſie zu zerſtreuen. Hier erzählte ſie von ihren Familienumſtänden, unter andern, daß ihr Bruder zum geiſtlichen Stande beſtimmt ſey. Er wünſcht das nicht, ſetzte ſie mitleidig hinzu; aber wir ſehen ein, daß es nothwendig iſt. Mein Vater fürchtet, daß ſein Herz, ſein volles, zärtliches Herz, ihn ſonſt unglücklich machen würde. Anne und ihre Freundin fanden das ebenfalls. „So ein ſchöner junger Mann!" ſag-

te Annens Freundin: „es iſt Schade, ſehr Schade! Und mit dieſem Herzen voll Gefühls, mit dieſem Muthe, dieſer Entſchloſſenheit! In der That, es iſt Schade!" — Ach! ſetzte Marie hinzu; mit dieſem zarten, vollen Gefühle für häusliches Glück! Glauben Sie mir, ich habe mich hundertmal gegen ihn erboten, den Schleier zu nehmen; aber wenn ich ihm das ſagte, ſo faßte er meine Hand, ſah mir mit dem gutherzigen Blicke ins Auge, mit einem Blicke — ich wollte, Sie hätten den Blick geſehen! Und dann ſagte er: „nein, Marie, um mein Glück muß kein empfindendes Weſen eine Minute lang trauern; und du ſollteſt dein ganzes Leben verſeufzen? Es muß ſeyn; und ſo iſt es gut!" Ich konnte dann immer nicht ein Wort mehr aufbringen: ſo überredend war ſein Ton, ſein Blick.

Anne nahm keinen Theil an dieſer ganzen Unterredung, ſo ſehr auch das Geſchick des jungen Menſchen ſie jammerte. Gern hätte ſie einen Theil ihrer künftigen Erbſchaft hingegeben, um ihn glücklich zu machen. „Ach!" dachte ſie; „welch ein Gatte, welch ein Hausvater geht da verloren!" Sie konnte

ſein Bild nicht wieder aus ihrer Phantaſie los werden. Immer ſah ſie, wie er mit ſeinen blutigen Händen vor ihr ſtand, und wie ſie ſeine Wunden mit ihren Thränen benetzte. Kann denn wohl ein junger Menſch einem Mädchen reitzender ſeyn, als bei einer edlen That, die Muth, Entſchloſſenheit und Aufopferung ſeiner ſelbſt erfordert hat?

In einigen Tagen kam Borde mit ſeinem Vater nach Paris, um Marien abzuholen. Der Polizeilieutenant, der, troz ſeinem Amte, noch immer an Tugend glaubte, und ſie ehrte, wo er ſie auch fand, nahm Beide in ſein Haus auf. Es gab, wie jeder Leſer denken kann, der nur einen Menſchen auf der Erde liebt, eine rührende Scene zwiſchen Vater und Tochter. Jezt erfuhr der Vater erſt, was der Bruder für die Schweſter gethan hatte. Er ſaß zwiſchen ſeinen beiden Kindern, als der Polizeilieutenant von dem Rudern u. ſ. w. erzählte, und warf verſtohlen einen lächelnden Blick auf ſeines Sohnes Hände. Auch die Schweſter that das, und Anne konnte ſich nicht enthalten, dem Beiſpiele zu folgen. Der junge Menſch gerieth in Verlegenheit.

heit. Er umarmte ſeinen Vater. Marie that, als ob ſie dieſen von der andern Seite eben⸗falls umarmen wollte; ſie legte aber unver⸗merkt ihre Lippen auf die eine Hand ihres Bruders, und dann auf die andre. Anne ſah dieſes Zeichen von Dankbarkeit der Schwe⸗ſter, und ſie geſteht, zu ihrer Ehre, ſich ſelbſt, daß es auch ihr Vergnügen gemacht haben würde, dieſe wohlthätigen Hände zu küſſen. Damals bewog nur das Gefühl ſeines Edel⸗muthes ſie zu dieſer Aeußerung.

Ich habe dem Leſer den Anfang von An⸗nens Geſchichte ganz nackend hingeſtellt, oh⸗ne irgend eine von meinen Anmerkungen, oder von Annens Betrachtungen, die ich häufig in ihrem Tagebuche finde, hinzu zu thun; und ich laſſe ihn ſelbſt beurtheilen, ob nicht eine ſol⸗che Begebenheit tiefen Eindruck auf ein Mäd⸗chen, wie Anne, machen mußte. Nun rollt die Kugel, nach dem erſten Anſtoße, von ſelbſt herab, und es wird nicht viel Unterſchied ma⸗chen, ob dieſe aufkeimende Liebe ſo oder an⸗ders wächſt. Es kann alſo dem Leſer gleich viel ſeyn, ob ich oder Anne zuweilen ſchrei⸗

be. Er wird, hoffe ich, uns Beide wohl am Styl erkennen.

Zu Annens großer Freude blieb der junge Borde in Paris, weil der Polizeilieutenant ihn ſehr gut als Sekretär brauchen konnte. Bei einem geſellſchaftlichen Spiele, wo ſie ihren Platz neben dem jungen Menſchen bekam und ihm die Hand geben mußte, fühlte ſie, daß ihm die Schwielen von dem Rudern noch nicht vergangen waren. Sie hätte das ſchon ſehr oft ſehen können; aber ſie wagte es nicht, ihre Blicke auf ſeine Hände zu richten. Es ſchien ihr weit weniger gefährlich, ſich durch das Gefühl zu überzeugen, als durch das Auge; aber der Erfolg widerlegte ſie. So wie ſie die Finger in Bordens Hand legte, und ſie berührte, drückte ſeine Hand ihre Finger, und ſein Auge ſah vor ſich hin über den Kreis von Menſchen weg in eine ſo weite Ferne, daß es ihr ſchien, als hinge ihr Herz da, wohin er blickte. Sie erröthete über und über; er wendete langſam das Geſicht zu ihr um. Sie ſah vor ſich hin; er betrachtete ſie ſehr ernſt. Sie fühlte, daß er ſie errathen hatte, und erröthete jedesmal,

wenn ſie ihm die Hand geben mußte. Es wurde noch ſchlimmer. Anne ſchlug den Wagen ihres Wirthes aus, weil ſie darauf rechnete, mit einigen Frauenzimmern gehen zu können, deren Weg an unſerem Hauſe vorüber führte. Aber dieſe Frauenzimmer wollten auf dem Rückwege noch eine Tante beſuchen; alſo mußte Borde Annen nach Hauſe begleiten. Sie hatte den Wagen in ſeiner Gegenwart verbeten; konnte er nun nicht glauben, ſie habe mit ihm allein ſeyn wollen? Nun mußte ſie etwas Gleichgültiges ſprechen, um den übeln Eindruck auszulöſchen. Mit jedem Schritte fühlte ſie das ängſtlicher, und mit jedem Schritte wurde ſie ſtummer. Borde ſprach eben ſo wenig. Sie gingen ſchnell, Anne mit geſenktem Blicke. Auf einmal blieb Borde ſtehen, und fragte: „wohin ſoll ich Sie denn führen?" Sie waren ſchon einige Straßen unrecht gegangen; und das brachte ihr Geſpräch in den Gang.

„Verzeihen Sie," ſagte Borde; „ich war zerſtreuet, weil ich an meinen Vater dachte. Seine Geſundheit wankt; die Angſt um Marien . . !" Anne erheiterte ſich. Beide ſpra-

chen nun, und zuletzt ganz natürlich. Vor unſerm Hauſe nahm Borde Annens Hand, und drückte ſie nur ganz leicht an ſeine warmen Lippen. So gleichgültig das war, ſo zitterte Anne doch. Dieſe Kleinigkeiten ließen ſie die ganze Nacht nicht ſchlafen. Und iſt denn, frag' ich, das oft wichtiger, was unſre Nächte ſchlaflos macht? Ich konnte ja über die finſtere Miene meines Präſidenten bisweilen kein Auge zuthun; und war d i e nicht noch weniger als Bordens Händedruck, deſſen Bedeutung Anne in dieſer Nacht berechnete?

Für den andern Tag hatten die jungen Leute eine Spazierfahrt auf der Seine nach einem kleinen Landhauſe des Polizeilieutenants verabredet. Anne ging mit Herzklopfen zu dieſer Partie, und ſtieg mit noch ſtärkerem in den Nachen. Borde ſaß neben ihr auf der letzten Bank. Sie ſah auf dieſer Seite in den Fluß, Borde auf jener, und Beide ſagten weiter nichts, als daß es angenehm ſey, zu ſchiffen. Auf einmal ſieht Annens Freundin ſich um, und ruft: „lieber Borde, wir haben hier vorn abgemacht, daß jeder Herr für ſeine Dame rudern ſoll. Die Herren wollen nicht

daran. Sie werden gewiß für Mlle. Saint-Julien galanter ſeyn. Auch verſtehen Sie ja das Rudern. Und wiſſen Sie wohl, daß Sie es meiner Freundin noch ſchuldig ſind von dem Abend her, da wir Sie kennen lernten? Ihr Beiden da hinten tragt ohnedies wenig zur Unterhaltung bei; und ſo können Sie wohl unſer ſchnelleres Fortkommen befördern helfen." Jedes Wort war ein Schlag auf Annens armes Herz. „O," ſagte Borde, und nahm das Ruder —: „könnte ich ſo meine Schuld bezahlen; dieſe Hände . . ." — Er hielt ſie dem Mädchen hin, das aber eben wieder vorwärts blickte. Borde mußte fortfahren — „dieſe Hände" — er hielt ſie Annen hin — „möchten ewig bluten," ſagte er leiſer, in einem zärtlichern Tone, als er angefangen hatte; und nun ruderte er mit allen Kräften. Anne hatte nicht den Muth, ihn zu bitten, daß er aufhören möchte. Nun! ſagte ſie endlich, als er nach einer Pauſe wieder anfangen wollte, und ſtreckte die Hand nach dem Ruder aus. Er ergriff die Hand, betrachtete ſie, und legte endlich ſeine Lippen auf die Finger. „Nein," ſagte er dann ſanft; „ich werde dieſe Hand

nie vergeſſen, die mich verbunden hat, nie die Thränen, die meine Wunden heilten.“ Er erröthete über das, was er geſagt hatte, und ſah vor ſich hin in die Luft. Annens Hand ſank, immer loſer gehalten, unvermerkt aus der ſeinigen, und Beide nahmen die vorige Stellung wieder.

Ich will nicht ſagen, was Anne meint, daß Beide einander ſchon liebten. Es war vielleicht nur das zehnte mal, daß ſie ſich ſahen, und ſie hatten bis jetzt kaum hundert Worte mit einander gewechſelt; aber eben hierin lag es vielleicht, daß ihre Herzen ſich zu einander neigten. Sie waren auf eine ſo ganz ungewöhnliche Art mit einander bekannt geworden, und alle Empfindungen, deren die Seele ſich nicht zu ſchämen hat, dabei in Bewegung geweſen. Dieſe Empfindungen mußten aufs neue erwachen, ſo oft ſie einander ſahen. Wären ſie in ein anhaltendes Geſpräch gerathen, (eine ruhige Konverſation iſt der beſte Ableiter der Gefühle): es würde anders gekommen ſeyn. Jetzt ſahen ſie einander nur, phantaſierten die Geſpräche nur, die ſie hätten halten können. Zwei junge Leu-

te, die auf ſolche Art, wie Borde und Anne, mit einander bekannt geworden ſind, und die eine Stunde lang ſtumm neben einander durch die Straßen von Paris gehen, müßten ſelbſt nicht einmal eitel ſeyn, wenn ſie nicht in ihren Gefühlen weiter kommen ſollten, als in den vertrauteſten Geſprächen. Bordens Schickſal und Annens trübes Schweigen hatten gegenſeitig ihre Herzen weich gemacht, und ſie in zwei Thränentropfen verwandelt, die in einander fließen, ſobald ſie ſich berühren. Sie deutelten Beide aus dem Händedruck, aus ihren Blicken, ihrem Schweigen, und dem Wenigen, was ſie einander ſagten, eine Welt hervor. Ich begreife den Zuſammenhang der Scene, die nachher vorfiel, ſehr wohl, ohne gerade an eine heiße Liebe zu denken. Beide waren jung: das iſt das ganze Geheimniß.

Die Geſellſchaft kam auf dem Landhauſe an, und hielt Rath, wie der Tag hingebracht werden ſollte. Man that alles, um ſich zu unterhalten, und doch ſah man ſich am Ende gezwungen, ſeine Zuflucht zu den ſeltſamſten Dingen zu nehmen. Anne und Borde, die faſt ganz ſtumm waren, wußten allein nicht,

wo die Stunden blieben. Man beſpritzte einander bei der Fontaine im Garten mit Waſſer, man neckte die Arbeiter, man ſpielte Sprichwörter; und dennoch drängte die Langeweile ſich ein.

Auch in der engen Hütte des Gärtners feierte die Liebe heute ein kleines Feſt, und die jungen Leute mußten von den Freuden eines Armen ihre Unterhaltung borgen. Die Gärtnerin, ein junges Weib, war heute ein Jahr lang Mutter. Ihr Mann hatte ſie mit einem Blumenſtrauß, und ſeinen einjährigen Sohn mit einer Kinderklapper angebunden. Der Aufwand von zehn Sous machte dieſe Menſchen glücklich. Die Tochter des Polizeilieutenants hatte das junge Weib beſucht, und endlich herausgebracht, warum ſie heute ſo feſtlich gekleidet war.

Und wiſſen Sie, rief das Mädchen, als ſie wieder zu der Geſellſchaft kam, daß wir heute hier einen Geburtstag feiern? Man drängte ſich um ſie her, und ſie erzählte. Nun wurde die Freude wieder lebendig. Alles zog in Prozeſſion zu dem einjährigen Knaben, ihm Glück zu wünſchen und ihm einige

kleine Geſchenke zu machen. Der Mutter ſtanden Freudenthränen in den Augen, als ſie die Thaler ſah, die man dem ſchlafenden Kinde mit den ſeltſamſten Komplimenten in die Wiege legte.

Eine Idee gab die andere. Wir müſſen, rief einer, den Helden des Geburtstages bei uns behalten. Seine Wiege ſoll bei Tiſche obenan ſtehen, wenn wir eſſen. Man hob die Wiege in Triumph auf, und trug ſie unter einen Kreis von hohen Platanen. Die Mutter folgte in der Ferne nach, und lächelte über die Ehre, die ihrem Säuglinge widerfuhr. Bald beſchloß man, eine feierliche Anrede an den Helden des Feſtes halten zu laſſen, und Borden traf das Loos, es zu thun. Die Wiege wurde mitten in den Kreis geſtellt; ringsum ſetzten ſich die Zuhörer, und Borde fing ſeine Rede an, die ich Wort für Wort abſchreibe.

„Da liegt der Held unſeres Feſtes, meine ſchönen Zuhörerinnen und Zuhörer, und feiert ſeinen Geburtstag mit einem ſüßen Schlummer. Er bedarf ſeines eigenen Geburtstages nicht, um vergnügt zu ſeyn; wir aber brau-

chen ihn, um die Freude an ihren Flügeln feſt zu halten. Wenn ich das Kind betrachte, und uns, ſo kommt es mir vor, als ob nur die Wiege der Thron der Freude, nur der Laufzaum und der Fallhut der Königsſchmuck des menſchlichen Glückes wären. Der Vater nimmt das Kind auf, und legt es, um es ruhig zu erhalten, an den Buſen der Mutter: das iſt ſein Lebenslauf. Und uns legen, wenn unſre Hoffnungen, unſre Freuden alle vergangen ſind, nach tauſend Sorgen, nach zehntauſend Seufzern, unſere Kinder ebenfalls, damit wir endlich ruhig werden, an den Buſen des Todes, in den Sarg, die zweite Wiege des Menſchen, um die kein zärtliches Lied ſummt, die kein fröhliches Auge ſegnet. Nur rothgeweinte, thränenvolle Augen blicken auf die zweite Wiege, und der dumpfe Ton fallender Erdſchollen iſt das rauhe Lied, das über ſie herab donnert. Man legt den Menſchen an die Bruſt der Mutter, dann an den Buſen des Todes: das iſt ſein Lebenslauf. Was dazwiſchen liegt, iſt nichts als ein unruhiger Traum, das Schwirren eines Nachtvogels zwiſchen Gräbern, das gegenſtandsloſe Lächeln, der gegen-

ſtandsloſe Schmerz eines ſtill Wahnſinnigen, das Hinfliegen eines Sonnenſtrahls über Hügel und Gründe zwiſchen zwei ſchwarzen Wolken. — Sie lächeln. Und iſt die Armſeligkeit, die wir Leben nennen, mehr werth als ein Lächeln? Dies Herz zernagen erſt tauſend Sorgen, und dann im Sarge die Würmer. — Ja, Kleiner! „— rief der Redner nun, und ſein Lächeln ging in Ernſt und Wehmuth über — „ja, Kleiner, ich wünſche dir Glück zu deinem Schlummer. Um deine Seele her hat die Natur das Gehirn wie Waſſer hingelegt. Das Glück und der Schmerz können beide ihre Züge nicht hineingraben. Deine klagende Stimme bezeichnet nicht Schmerz; es ſind nur die prophetiſchen Töne deiner künftigen Tage. Die Natur unterrichtet dich ſchon im Weinen, ehe der Schmerz da iſt. Weine nur, holdes Kind, weine nur! Iſt denn das Leben der Menſchen, iſt denn dieſe Erde etwas Anderes, als eine Camera obſcura? eine Trauerkammer? Alles ſchwarz und grauenvoll; die Wände ſind mit der Trauerfarbe bedeckt: eine ſchwarze Gardine, ein Leichentuch, umhüllt ſie; nur durch eine enge Röhre fallen

ein Paar Strahlen einer helleren Welt, der Ewigkeit, in das Trauergemach, doch nur Bilder dieſer Strahlen, erſt von einem Spiegel aufgefangen. Nur erſt, wenn es in der optiſchen Kammer recht dunkel, wenn die Trauergardine recht eng zugezogen iſt, ſind die Farben hell. Ach, müſſen wir Menſchen denn nicht die Ahnungen der Ewigkeit, den Lichtſtrahl aus einer andern Welt, mit Thränen, Trauer und ſchwarzem Kummer erkaufen? Muß nicht auch erſt das Leichentuch des Unglücks um unſere Seele gehängt werden, ehe das tröſtende Farbenſpiel der Ewigkeit in ihr aufgeht? Armer, armer Knabe! das Unglück wird auch dein Leben mit ſeinem Leichentuche bedecken. Wie deine Stimme jetzt prophetiſch über künftiges Unglück weint, ſo wird dein Herz einſt in der Morgenröthe der Jugend prophetiſch nach einer Freundſchaft und Liebe ſchlagen, welche dieſes Leben nicht kennt. Jede aufkeimende Blüthe eines beſſeren Daſeyns, die, von dem Feuer deines jungen Herzens erwärmt, von den Thränen deiner ahnenden Wehmuth begoſſen, aus deiner Seele hervorſteigt, wird der ſcharfe Froſt der Kon-

venienz tödten. Drücke deine heiße Bruſt nicht an eine andere. Die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwiſchen, und deine oder die andre Bruſt erſtarrt. Das kalte Grab iſt wärmer als das Leben. Du wirſt dir Schwielen in die Hände, Wunden in das Herz rudern, und Niemand wird ſie dir verbinden, keine Thräne eines mitleidigen Auges einen Tropfen Kühlung in den heißen Schmerz hinab weinen."

Hier brachen Thränen aus den Augen des Redners hervor, und er ſah einige Augenblikke ſchweigend zu Boden. Annen war das Herz ſchon lange in Thränen zerfloſſen; ſie ſah mit ihren naſſen Augen durch die Platanen gen Himmel. Borde fuhr mit einer mächtigen Gewalt in der Stimme fort: „Und wenn auch ein thränenvolles Auge ſich ſanft an die Wunden deines Herzens legt; wenn auch eine . . ." — Er hielt wieder inne; ſeine Bruſt ſchlug ſehr hoch — . . . „ſo mußt du dein Auge abwenden von den lindernden Thränen, dein Herz bedecken, deine Wunden größer reißen, und fliehen, wo allein keine Thräne iſt: in das Grab!"

Es war eine Todtenſtille in der ganzen Geſellſchaft. Einer nach dem andern ſtand auf; jeder ging ſeinen eigenen Weg, Borde in das Gebüſch. Anne blieb allein ſitzen. Ihr Blick flog noch immer durch die Platanen gen Himmel; es kam ihr vor, als ſäße ſie in einem dunkeln Krater, von Allem in der Welt getrennt. Ihre Seele hatte ſich ausgedehnt für ihre erhabne Wehmuth und für ihre Liebe. Sie ſtand auf, und ging langſam über den Platz an die Wiege. So eben öffnete das Kind die großen Augen, und lächelte ſie an. Sie knieete nieder; ihre Empfindung — ein Gefühl des Glücks, in trauernde Wehmuth getaucht — war zu feierlich, als daß ſie ſich ſtehend hätte zu dem Kinde hinab beugen können. Knieen ſchien ihr die natürlichſte Stellung für den Menſchen. „Nein,“ ſagte ſie ſanft weinend, und nahm des Kindes Hand in ihre beiden Hände: „nein, du ſollſt dein Herz nicht bedecken, und deine Wunden nicht größer reißen. Nein, nein, an dies thränenvolle Herz will ich dich legen, und dein und mein Herz ſollen nicht erſtarren.“ Sie nahm das Kind bei dieſen Worten auf, und drückte es

mit naſſen Augen an ihre Bruſt. Den Kopf auf das Kind niedergebeugt, ging ſie in das Gebüſch, wohin Borde gegangen war, und ſtand nach zwei Schritten dicht vor ihm.

Es fiel ihr ein, daß er gehört haben könnte, was ſie geſagt hatte; aber in dieſem Augenblicke fragte ſie nichts darnach. Sie ſah ihn lächelnd an. Borde zitterte, und wendete den Blick von ihren brennenden Augen auf das Kind. Nun konnte ſie nicht zweifeln, daß er ſie gehört hatte; aber es war ihr gleich, ſogar lieb. Sie betrachtete ihn, wie er ſich über das Kind hin beugte, und wie eine Thräne nach der andern aus ſeinen Augen tropfte. Unentſchloſſen, zweifelnd, hob ſie ihre zitternde Hand, und reichte ſie dann auf einmal Borden. Er nahm ſie, und legte ſie eine Sekunde lang mit einem heftigen Drucke auf ſein Herz; dann ließ er ſie fahren. Beide hielten nun das Kind. Anne beugte ſich nieder, und küßte die Lippen des Kleinen mit Herzlichkeit. Auch Borde beugte ſich auf ihn nieder; aber er drückte ſeine Lippen nicht auf den Mund, ſondern küßte die Stirn. Nun nahm er lächelnd den Knaben aus Annens Armen,

um ihn in die Wohnung des Gärtners zu tragen; und Anne ſah durch die Zweige, daß er jetzt des Kindes Lippen küßte.

Anne ging unter die Platanen zurück, und ein Meer von Entzückungen bewegte ſich in ihrer Seele. Sie war der Lichtſtrahl, der eines edlen Menſchen dunkles Leben erhellte; ſie hatte die edelſte Beſtimmung des Menſchen auf der Erde erreicht. In dem Stolze dieſer hohen Gefühle, legte ſie ihr Herz an Bordens Herz, ihre Seele nahe an ſeine Seele. Dies Gefühl war ihr noch nicht genug; ſie wollte Zeugen ihrer Liebe, Zeugen ihrer Schwüre haben. Nun trat ſie in das helle Licht, das durch die Oeffnung in dem Platanen-Gewölbe herabfloß, blickte mit dem glänzenden Auge in den Lichtſtrom, und ſagte, mit dem frohen Lächeln des feſten Glaubens an ſich ſelbſt: „lege deine heiße Bruſt an die meinige, du Unglücklicher! Keine kalte Todtenhand ſoll ſich dazwiſchen legen. Meine Seele iſt dein. Wende du nur dein Herz nicht ab; es iſt nicht mehr einſam. Ich bin dein, ewig dein, edler, weicher, guter Menſch.“

Ihre

Ihre Seele hob ſich bei dieſen Worten noch mehr. Erde, Rang, Zeit, ihr Geſchlecht — Alles vergaß ſie; nur ein fühlendes Weſen blieb in ihr übrig, das ſich einem anderen Weſen zum Beglücken hingab. Jetzt fürchtete ſie gar nicht mehr, daß ſie gegen Borden allzu deutlich; ſie erröthete, daß ſie aus Mißtrauen, aus Eitelkeit, es zu wenig geweſen war. Sie ging, wie eine Unſterbliche, in der Welt ihrer ſchönen, erhabnen Gefühle. Jetzt blickte ein Zauberſchimmer durch die leiſe wankenden Gebüſche; und ihr ſchien der Glanz weiter nichts als der Widerſchein ihrer Seele. Es war der Mond, der hinter den dürren Gebüſchen jenſeits der Seine aufging, und mit einem langen Lichtſtreiſe auf den zitternden Wellen ſpielte. In ſich verſenkt, ging Anne langſam und mechaniſch die Allee hinunter, dem Lichtmeere entgegen. Auf einmal zogen ſich die Gebüſche aus einander, und vor ihr lag die rothe brennende Scheibe, und das wogende Lichtmeer. Sie ſah ſich um, erkannte, wo ſie war; und ſo eben kam Borde mit einem jungen Menſchen, der ſich zu ihm geſellt hatte, in tiefem Geſpräche daher.

Anne faßte, ohne ein Wort zu ſagen, vertraulich Bordens Arm, und ging mit an den Gebüſchen, welche den Fluß einfaßten, hinunter. Nun, ſagte der junge Franzoſe zu Borden; fahren Sie fort. Mademoiſelle St. Julien wird gern an unſrem Geſpräche Theil nehmen.

Borde ſchwieg, als Anne den Arm an ſeine Bruſt legte. Nach einigen Seufzern fuhr er fort: „es iſt wahr, was Sie ſagen. Dieſe Erde ſcheint aus den Trümmern einer alten allgemeinen Zerſtörung gebauet zu ſeyn. Unter dem lachenden Segen der jetzigen Oberfläche liegen überall die Spuren von Erdbeben, von Vulkanen, Ueberſchwemmungen und Zerſtörung. Aber was Sie daraus beweiſen wollen, widerſteht meinem Herzen, wie meinem Kopfe. Und ſagen Sie, wie könnte die Natur ein Herz, einen Kopf geſchaffen haben, deren Empfindungs- und Denkgeſetze ihren Geſetzen widerſprächen? Wie könnte dieſes Herz" — Er wollte die Hand auf ſein Herz legen, und drückte Annens Hand auf ſeine Bruſt — „Wie könnte," fuhr er nach einem Seufzer fort, „dieſes Herz, das in Liebe

ſchlägt, das gezwungen iſt, eine ewige unbe‑ gränzte Liebe, die wie ein großer ewiger Oce‑ an die Gränzen der Schöpfung umfließt, zu ſeiner ſchönſten Hoffnung, zu der nothwendi‑ gen Bedingung ſeines eigenen Daſeyns zu machen; wie könnte dieſes Herz, das, außer der phyſiſchen Welt, allein in einer morali‑ ſchen ſein Daſeyn, wie ſeinen Zweck, findet; — wie könnte es das Gebilde einer bloß mechaniſchen Urſache ſeyn? Kann denn die tiefſte Nacht die Quelle des Lichts, der Froſt die Quelle der belebenden Wärme werden? Kann der Tod das Leben zeugen? können Rollen, Seile, Räder, Hebel, Maſchinen, ſie mögen ſo fein gebauet ſeyn wie ſie wollen, nur Einen freien Gedanken, nur Einen Wunſch hervorbringen? kann eine mechaniſche Ord‑ nung, ſo ewig ſie auch gedacht werden mag, einen Faden, einen Punkt unſerer moraliſchen Natur bewirken? Muß nicht eine ewige Lie‑ be die Herzen der Menſchen gebildet haben, da ſie lieben können? Nein, mein Guter, ei‑ ne Thräne, die an eines Menſchen Herzen hängt; ein Gefühl der Liebe, welches das Herz einen Pulsſchlag lang hebt, erweiſt mir

das Daſeyn einer Quelle der Liebe, ſo lange ich Wirkung mit Urſache zuſammen denken muß.“

Allein die Spuren jener alten Zerſtörungen ſprechen eben nicht für dieſe ewige Liebe, der Sie den Thron über die Welt geben.

„Mich dünkt, ſie ſprechen gerade ſehr dafür. In dem Oceane des Aethers ſchwamm der dunkle, einſame Erdball, noch unbewohnt von fühlenden Weſen. Da ergriff ihn die ſchaffende Hand der ewigen Liebe. Er ſollte der Wohnplatz des Glückes und der Tugend werden. Das Feuer brach gewaltig hervor, und trug auf ſeinen glühenden Flügeln das Land, die Gebirge, aus dem Sumpfe heraus. Die Meere wurden über einander gewälzt. Erſchütterungen riſſen in die Oberfläche der Kugel große Schlünde, wohin die Meere, von Sturmwinden, von reißenden Flammen, von emporgehobenen Ländern und Gebirgen getrieben, ſich ſtürzten. Sehen Sie denn nicht mitten in dieſen daher fliegenden Meeren, in dieſem Flammenwirbel, in dieſen aufwallenden, aufgehobenen Ländern, mitten in dieſem furchtbaren Sturme der Zerſtörung den ſanf-

ten Geiſt der Liebe, der mit ausgebreiteten Schwingen die Zerſtörung bedeckt, die Hand, die dem geliebten Kinde, dem Menſchen, einen ſichern, lieblichen Wohnplatz bereitet? Iſt es Haß, wenn der Vater ein finſtres, unbewohnbares Haus niederreißt, und dem geliebten Sohne aus den Trümmern deſſelben einen ſchönen Pallaſt erbauet?"

Sie vergeſſen, daß alle Sagen der Vorwelt ſolche Zerſtörungen, ſolche Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Vulkane, auch noch in die Zeit, da der Menſch ſchon war, hinlegen. Thut der liebende Vater auch das? ſoll auch das Liebe ſeyn?

„Was anders?" ſagte Borde wehmüthig, und hob ſeine beiden Hände, um Annens Hand geſchlagen, langſam gen Himmel auf. „Oder wäre es keine Liebe, wenn der Vater noch einen Seitenflügel an den Pallaſt anbauet, noch ein Hintergebäude wegreißt, während daß ſein Sohn ſchon im ſichern Vordergebäude wohnt? noch in der Nähe ſogar ein Paar Zimmer anlegt, wo die Braut des Sohnes wohnen ſoll? einen Seitenflügel für ſeine Kinder und Enkel? — Aſien, die

Wiege des Menſchengeſchlechtes, war fer-
tig, der hōchſte Rūcken der Erde ſicher. Da-
hin fūhrte der Ewige die Menſchen. Ein
Eden, ein Garten gegen die ūbrige Erde. Da
ſchūttete ſchon der Piſang ſeine geſunde Frucht
in den Schoß des Menſchen, der Pagoden-
Baum hatte ſchon ſein wohlthātiges Dach in
den reinen heiteren Himmel ausgebreitet. Die
ūbrige Erde deckte noch giftiger Nebel; Luft,
Waſſer, Feuer und Erde lagen noch in furcht-
barem Kreiſſen, in zerſtōrendem Werden da.
Das Chaos tobte noch ringsum; nur berūhr-
te die Zerſtōrung den heiligen Zauberkreis
nicht, in welchem die Menſchen lebten. Wo-
hin ſie ihren Fuß, ihren Blick trugen, ſchwieg
der Sturm, erloſch die Flamme, verrannen
die Meere. Die Zerſtōrung zog ſich in immer
engere Kreiſe zuſammen, und der Erdtheil, in
welchem die Schōpfung am ſpāteſten vollendet
wurde, vielleicht noch jetzt es nicht vōllig iſt,
Amerika, erhielt auch zuletzt erſt ſeine Bewoh-
ner. Was beweiſt es nun anders, als daß
der Ewige ſelbſt mit der Zeit haushālteriſch
iſt, und die Erde ſegnete, wie der Menſch
ſich verbreitete?"

Lieber Borde, die Revolutionen wütheten nicht allein in menſchenleeren Wüſten. Die Sagen der Vorwelt ſind voll von ſolchen furchtbaren Erzählungen; und wer hätte ſie ihr aus den Wüſten gebracht?

„Auch das. Und dennoch werden Sie die liebende Vorſorge nicht ableugnen, die ihren Stempel, leuchtend wie das Siegel Gottes am nächtlichen Himmel, der Mond dort, auf die Zerſtörung drückte. Die Zeit der großen phyſiſchen Revolutionen auf der Erde fiel in die Kindheit des menſchlichen Geſchlechtes. Die Horde floh mit ihren Heerden das unglückliche Land, das unter dem Zorne der Götter lag; und konnte ſie nicht entfliehen, ſo glaubte ſie nur in dem Streite feindſeliger Weſen zu erliegen, ſo kämpften in dem Erdbeben nur die Titanen mit den Unſterblichen, ſo war der Vulkan der Hauch der racheſchnaubenden Rieſen. Ihre moraliſche Natur verlor keine Hoffnung.“

Ich verſtehe Sie nicht, Borde. Wahrhaftig, ich verſtehe Sie nicht.

„Dieſe Menſchen bedurften des Glaubens an die Liebe des Ewigen nicht, der allgemei-

nen Liebe unter einander nicht ſo ſehr als wir; ſie hatten Götter, wie ſie ihnen nöthig waren. Die Revolutionen der Erde konnten weiter nichts, als ſie nur auf Augenblicke elend machen; uns aber, uns, die wir die Natur der Revolutionen kennen, die wir des Glaubens an einen moraliſchen Weltſchöpfer, an eine liebende Vorſehung, wie Sie ſelbſt nicht leugnen, zum Grunde unſerer Tugenden bedürfen, uns würden dieſe Revolutionen, wenn ſie noch jetzt wütheten, in die hoffnungsloſeſte Verzweiflung ſtürzen. Wenn noch jetzt uns, die wir an Eine Urſache, an Ein Urweſen glauben, Sündfluthen, allgemeine Verwüſtungen verfolgten, ſo würde Zerſtörung uns das Geſetz der Natur, und Haß der Geiſt ſcheinen, der die Welt belebte; und was würde dann aus unſerer moraliſchen Natur werden? Darum legte der Ewige die großen Naturunfälle in die Kindheit des menſchlichen Geſchlechtes; die Menſchen klagten und flohen, aber ſie verzweifelten nicht. Wohin ſollten, wohin könnten wir fliehen? Was würde aus meinem Herzen, wenn ich ſähe, daß der Ewige mich haßte? O nein! nein!" — Er

ſtreckte beide Hände dem Monde entgegen, der immer höher ſtieg, und rief mit Thränen in den Augen: „Blutroth gingſt du auf, wie das Geſchick der Menſchen; aber je höher du ſteigſt, deſto reiner wird dein Licht, du liebliches Bild der Menſchen, dämmernder Mond. Du leuchteſt, wie wir, in der Nacht der Erde. Aber ſollen wir uns deines holden Lichtes nicht freuen, weil es nicht das Licht der Sonne iſt?" Er hing mit fröhlichen Blicken an der reinen Scheibe.

„O warum," hob er wieder an, und drückte den jungen Menſchen an ſeine Bruſt: „warum wollen Sie nicht den leuchtenden lebendigen Buchſtaben jenes Buches, das der Ewige aufrollte," (er zeigte hoch gen Himmel) „lieber glauben, als den ſchwarzen, dunkeln Buchſtaben, die der Staub dem Staube aufdrückte, und die Frankreich mit ſo vieler Frechheit das Buch *) nennt? Sagen Sie, könnte ich ohne den Glauben an eine ewige Liebe meinen Arm um einen Menſchen ſchlingen?"

*) Le Syſtème de la nature nannte der verbildete, ſich aufgeklärt nennende Theil der Franzoſen eine Zeitlang, wahrſcheinlich im Gegenſatz der Bibel: das Buch, par excellence.

(Er ſchlang ſeinen Arm um Annen.) „Könnte ich mein Herz an ein fremdes Herz drücken, meine Thränen der Wehmuth und der Freude in einen Buſen weinen?“ (Er legte die überſtrömenden Augen auf Annens hochſchlagende Bruſt.) „Könnte ich zu dieſem holden Geſchöpfe je ſagen: ich liebe dich, ewig, einzig! wenn nicht über uns ein Weſen wäre, das unſre Liebe ſegnete?“ —

Man denke ſich Annen, die, ſeitdem ſie unter dem Lichtdache der Platanen den Schwur gethan hatte, ihr Herz an das ſeinige zu legen, alle Gegenſtände um ſich her ohnehin ſchon im Widerſchein einer höheren Welt ſah — man denke ſich Annen jetzt, da ihre bewegte Seele noch voll war von den lebendigen Bildern der Zerſtörung, von aufſchlagenden Flammen, rollenden Meeren, verſinkenden Ländern! Mitten unter dieſen Bildern, durch welche die ſanfte wehmüthige Stimme des begeiſterten Jünglings erklingt, wie die Töne der ewigen Liebe, von der er ſpricht, mitten unter dieſen Bildern, fühlt ſie ſich von ſeinem Arme umſchlungen, an ſeine Bruſt gedrückt. Die Erde verſank unter ihr, ſo hef-

tig rollte ihr Blut; der Mond ſchwankte in ihren zitternden Thränen; das Rauſchen der Seine ſchien ihr das Rauſchen der vergehenden Schöpfung. Sie umfaßte Borden mit beiden Armen, und drückte ihr weinendes Auge an ſeine Stirn, den Mund an ſeine heißen Wangen. Nein! ſagte ſie, (ihre Seele rief es laut durch die Schöpfung; ihre Lippen hauchten die Worte leiſe hervor): nein; wir ſinken nicht! die ewige Liebe hält uns!

In dem Augenblicke erſchollen ganz nahe ein Paar Waldhörner aus dem Gebüſche hervor. Anne und Borde fuhren aus einander, ſahen ſich verwundert an, blickten forſchend um ſich her, und erſtaunten, daß ſie an der Seine auf dem Erdboden ſtanden. Ihr Geſellſchafter hatte ſie verlaſſen, um ſich dem Tone der Hörner zu nähern. Sie gingen nun Beide ſtumm neben einander am Ufer des Fluſſes hin. Anne dachte an ihren Schwur, umſchlang vertraulich den Arm des Jünglings mit beiden Händen, und ſah ihn zärtlich von der Seite an. Borde ging mit ernſten Blicken und ſchweigend neben ihr. „Ich bin ein Thor,“ ſagte er endlich, als ſie gerade die Allee nach

den Platanen zu einlenkten; „jeder ſchöne Abend macht mich zum Schwärmer, und ich vergeſſe dann nur gar zu leicht die äußeren Verhältniſſe. Vergeben Sie mir! Man ſollte mit einem Frauenzimmer nie ſo ſprechen, wie ich vorhin. — Vergeben Sie mir," ſetzte er kalt hinzu; „ich bin ein lächerlicher Thor!"

Die letzten Worte ſagte er unter dem Platanen-Gewölbe. Die Leier am Himmel blitzte gerade mitten in die Lichtöffnung der Platanen. Hier hatte Anne ihr Herz an das ſeinige legen, und ſagen wollen: Borde, ich bin dein! Darum war ſie in die Allee gegangen. Jetzt erſtarrte ſie, als er das ſagte, und es überfiel ſie ein kalter Schauer. Sie blickte hinauf zu der funkelnden Leier, und es ſchien ihr, als fliſterte Jemand die Platanen herab: Anne, drücke dein heißes Herz nicht an ſeine Bruſt; die Zeit legt ihre kalte Todtenhand dazwiſchen.

Man ſchämt ſich vor nichts ſtärker, als vor ſeiner Begeiſterung in Gegenwart eines kalten Menſchen. Anne bereuete jetzt ihre Wärme, ihre Thränen, ihren Schwur, ihre Umarmung. Jetzt hätte ſie unter eben der

Oeffnung ſchwören können, ihn zu haſſen: ſo unbeſtändig iſt die Empfindung der Menſchen! Sie gingen langſam zu der Geſellſchaft, und Anne ließ dabei ihre Hand nur nachläſſig auf Bordens Arme ruhen. Es ſtand ein Wagen da für die, welche die Abendluft auf der Seine fürchteten. „Ich fahre im Wagen,“ ſagte Anne eifrig, als Borde die Rückkehr auf dem Fluſſe anpries. „Dort fürchte ich mich vor einer Erkältung!“ ſetzte ſie ein ganz klein wenig höhniſch hinzu. Sie würde noch etwas Aehnliches geſagt haben, wenn Borde nicht mit einem Seufzer ſchnell zu Boden geblickt hätte. Dieſer Seufzer machte, daß ſie beinahe ihren Entſchluß änderte.

Als ſie zu Hauſe allein war, ging ſie die Begebenheiten des heutigen Tages noch einmal Schritt für Schritt durch: von dem Augenblicke an, da ſie ſich zitternd zu Borden in den Kahn ſetzte, bis zu dem, da er ſeufzend zu Boden blickte. Das Reſultat dieſer Träumereien war, daß ſie das Fenſter öffnete, die Leier am Himmel ſuchte, und dieſem Geſtirne ſchwor: ich will mein Herz an das ſeinige legen!

Seine Kälte ließ ſich ja leicht erklären. Er zum geiſtlichen Stande beſtimmt, der Sohn eines Handwerkers; ſie die Tochter eines Adeligen. Deshalb war er kalt geweſen; und Anne fand das jetzt erhabner als Alles, was er gethan, ja, was er geſagt hatte. Wie viel mehr gehört dazu, dachte ſie, eine Geliebte zu verleugnen, als für eine Schweſter zu rudern! — „Hat er es mir denn,“ ſagte ſie laut und eifrig, „in ſeiner Gratulationsrede nicht deutlich genug geſagt, daß die Konvenienz die Blüthen der Liebe tödtet?“

Indeß war durch ſeine Kälte, mochte ſie auch noch ſo großmüthig ſeyn, doch ihr Vertrauen erſtorben. Sie konnte ihm nicht ſagen, was ſie fühlte, und blieb ſogar einen Tag lang von dem Polizeilieutenant weg. Am folgenden Tage fand ſie große Geſellſchaft dort. Sie trat hocherröthend in den Saal, und Borde erröthete gleichfalls. Beide befanden ſich den ganzen Abend jeder an einem andern Ende des Saales, und doch ſprach Borde nie, wenn Anne ſprach, Anne nie, wenn Borde ſich bewegte.

So ſehr Anne ſich auch heute wieder über-

zeugt hatte, daß Borde ſie liebte, ſo war den=
noch ihr Vertrauen noch mehr erſtorben. Als ſie
nach Tiſche im Gedränge einmal dicht neben
ihn kam, was ſie gewünſcht hatte, wendete
ſie ſich (ſie fühlte das mit einer ängſtlichen
Hitze) kalt von ihm ab, um lachend eine Poſſe
zu ſagen. In dem Hauſe des Polizeilieute=
nants kam ſie nicht einen Schritt weiter, das
fühlte ſie wohl. Es wurde wieder von einer
Partie auf das Landhaus geſprochen. Sie
hörte ängſtlich zu, ohne etwas zu ſagen.

Die Partie kam zu Stande, und Anne ah=
nete eine Entſcheidung, die ſie wünſchte, und
vor der ſie doch zitterte, ſo daß ſie einmal ſchon
Willens war, die Partie auszuſchlagen. In=
deß zu der beſtimmten Zeit kleidete ſie ſich reit=
zend an, und fuhr mit anderen Damen nach
dem Landhauſe. Borde war noch nicht da.
Es verging Eine Stunde, und noch eine; und
er kam noch immer nicht. Anne wagte es
nicht, nach ihm zu fragen; allein ſie war
nicht von dem Hügel wegzubringen, von dem
man auf den Weg nach Paris ſehen konnte.
Endlich gegen Abend ſah ſie Borden in der
Ferne. Er lief mehr, als er ging; dann ſtand

er wieder, dann ging er vorwärts. Sie merkte mit frohem Herzklopfen, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte, ob er kommen wollte oder nicht; denn er blieb lange in der Allee ſtehen, die zu dem Landhauſe führte, und ging nur zögernd weiter. Anne verließ den Hügel, und eilte auf das Haus zu, mit dem feſten Entſchluſſe, ihm entgegen zu gehen. Aber im Hauſe ſuchte ſie einen Vorwand, da ſeyn zu können. Als Borde die Thür öffnete, lachte Anne ſo eben ganz laut über etwas, das die Gärtnerin ſagte. Ein ſchöner Empfang für einen Menſchen, dem man zeigen will, daß man ihm mit Sehnſucht entgegen geſehen hat! Anne verbeugte ſich kurz, und ſprach mit der Gärtnerin weiter. Borde ging hinter ihr weg in den Garten. Anne blieb eine ganze Stunde bei der Gärtnerin, und ärgerte ſich über ihre Unentſchloſſenheit. Sie wäre noch eine Stunde geblieben; doch endlich holte ihre Freundin ſie ab, und erzählte ihr unterweges: Borde ſey gekommen; allein er habe eine unleidliche Laune mitgebracht.

Borde und Anne thaten einander alles Mögliche zu Leide. Sie ſprach eine ganze Stunde

von ihrer Spitzenwäſcherin mit unverwüſtlicher Apathie. Er ſang Trinklieder, und war ausgelaſſen; nannte den Mond, der eben aufging, die geöhlte Papierlaterne eines Bettlers, ſagte Satiren auf alle Sternbilder, die man in der Allee ſehen konnte, und machte den ganzen Kreis der jungen Leute um ſich her auf Koſten des ſchönen Abends witzig. Das eben reitzte Annens Empfindlichkeit. Es kränkte ſie nicht mehr, überſehen zu werden; es that ihr weh, daß ein Menſch, dem ſie ſo viele Erhabenheit des Charakters zugetrauet, und der erſt noch vor einigen Tagen ſo viel Rührendes über den Himmel geſagt hatte, jetzt ſo verächtlich ſeyn konnte, über ihn zu ſpotten. Sie ſtand unwillig auf, ging die Allee hinunter, und war nach einigen Minuten auf eben der Stelle an der Seine, wo er ſie neulich in ſeine Arme ſchloß. Sie wiederholte ſich Alles, was er hier geſagt hatte. Ihre Empfindungen hoben ſich; aber je höher ſie ſtiegen, deſto ſchwärzer ſchien ihr Vorde: ſo wie das Blau des Himmels deſto ſchwärzer ſcheint, je höher der Menſch ſteht, der es betrachtet. Sie ſetzte ſich, troſtlos über Vor-

dens Zweideutigkeit, in das Gebüſch auf eine verſteckte Bank.

Kaum hatte ſie fünf Minuten da geſeſſen, ſo kam Borde ſelbſt mit verſchränkten Armen daher, und blieb, mit dem Rücken zu ihr gekehrt, an eben der Stelle ſtehen, wo Anne geſtanden hatte. Vorſichtig bog Anne das große Blatt eines jungen Platanus zurück, das ihr die Ausſicht nahm. „Hier! hier!" ſagte Borde leiſe. „Eine Minute lang war ich glücklich!" ſetzte er nach einer Pauſe in großer Bewegung hinzu, und ſchwieg dann lange. „Eine Minute hier! Auch das hatte ich nicht gehofft. Und dort! dort über den Sternen," ſagte er lauter und begeiſtert, „wo kein Rang, kein Gelübde die Herzen ſcheidet!" — Borde! Borde! riefen jetzt einige Stimmen. Borde, wo ſind Sie? Borde ſprang in einen Kahn, der am Ufer hielt, ſtieß ab, und war mit einigen Ruderſchlägen über den Fluß auf der jenſeitigen Wieſe.

Anne beugte jetzt das Geſicht aus dem Gebüſche hervor, und ſah ihn drüben einſam, wie einen Geiſt, umher gehen. Alſo war ſie dennoch geliebt; nur Rang und Gelübde

trennten ſie. „Borde,“ ſagte ſie leiſe, und lehnte ſich vorwärts zu ihm hin: „davor zitterſt du? davor? Das ſoll unſre Herzen auch hier nicht trennen!“ Sie verſank in tiefes Nachdenken über die Mittel, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und es wurde ihr immer leichter. Zuletzt lächelte ſie darüber, daß es in ihren Augen ein Hinderniß hatte seyn können. „Er konnte für ſeine Schweſter rudern, dachte ſie; was würde er nicht für m i c h können?“ Sie ſtand eilig auf, und ging an das Ufer. Zwanzig Schritte weit von ihr ſprang Borde aus dem Nachen. Sie ging heiter auf ihn zu; und voll von ihrem Gedanken, ohne überlegt zu haben, ob er ſich mittheilen ließe oder nicht, bat ſie ihn, ein wenig am Garten hin zu rudern. Sie ſtieg ein. Borde ſetzte ſich zu ihr, ließ den Nachen vom Fluſſe treiben, und hielt ihn nur mit dem Ruder unter den Akacien, die den Garten einfaßten.

Jetzt bemerkte Anne, daß es ſchwer ſey zu rudern, und ſchwieg dann wieder. Borde ſprach mit unverſtellter Heiterkeit und Ruhe von der Schönheit des Abends; es entfuhr

ihm nicht Eine Anmerkung über ſein Geſchick, nicht Ein Seufzer, nicht Eine Anſpielung, die Annen hätte Gelegenheit geben können, ihr volles Herz zu öffnen. Jetzt entfernte er den Kahn von dem dunkeln lieblichen Gebüſche, und fuhr in dem Lichtglanze des Fluſſes dem Monde entgegen. Hier in dieſem heitern Lichte konnte Anne ſich nun gar nicht entdekken; es war ihr zu hell, zu ſchimmernd zum Vertrauen. Sie machte ihm einen kleinen, witzigen Vorwurf über ſeine vorherigen Spöttereien; und er küßte ihr die Hand, ohne etwas darauf zu erwiedern. Beide ſtiegen heiter aus. Anne wußte ſchlechterdings den Ton nicht zu finden, den ſie mit ihm nehmen ſollte. Noch ein ſolches heiteres Geſpräch hätte ihr auf immer den Muth genommen, ſich ihm zu entdecken. Sie verließ ihn, ſo bald ſie konnte, und kam unentſchloſſener, als je, nach Hauſe.

Anne ſprach ihn noch zwei- oder dreimal; er war aber heiter, und zeichnete ſie durch nichts aus. Wäre, wenn er ſie anredete, nicht immer eine gewiſſe Heftigkeit an ihm ſichtbar geweſen, und hätte ihre Freundin ihr nicht

geſagt: Borde hat einen Kummer, den er verbergen will; ſo würde ſie gedacht haben, er hat mich vergeſſen, oder mich nie geliebt. Nur zuweilen brach aus ſeinen Augen ein Blick auf ſie hervor, der ſie in ſein Herz ſehen ließ.

Jetzt ereignete ſich eine Begebenheit, die ſogar in Paris Aufſehen machte und die Augen der halben Stadt auf Borden zog; wie konnte nun wohl mein armes Mädchen gleichgültig dabei bleiben? Borde geht einmal nach dem Landhauſe des Polizeilieutenants, und trifft unterweges auf einen Mann, deſſen kummervolles, bleiches Geſicht ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Er geht vorüber; doch ſieht er ſich bald wieder um. Der Mann ſteht jetzt dicht am Fluſſe, blickt mit ſtarren Augen hinein, und ſchüttelt den Kopf, als ob er mit ſich ſelbſt ſpricht. Borden ergreift der Gedanke, dieſer Unglückliche habe vielleicht die Abſicht, ſich in den Fluß zu werfen. Er geht ſchnell zurück, und ſieht, daß Thränen aus den finſtern Augen des Mannes fallen.

„Sie ſtehen ſehr nahe am Waſſer," ſagt Borde; „das Ufer iſt nicht ganz ſicher."

Der Fremde ſieht ihn finſter von der Seite an, tritt noch näher an den Rand des Ufers, und fragt ſehr rauh: was beliebt? Mir beliebt, hier zu ſtehen. Borde iſt erſchüttert. Er bietet dem Fremden die Hand, und fängt ſanft an: „welch eine Menge Unglück mag dazu gehört haben, Sie, mit einem ſo ſtandhaften entſchloſſenen Geſichte, auf dieſe Stelle der Hoffnungsloſigkeit zu ſtoßen! Aber verlaſſen ſind Sie nicht, mein Herr; denn hier ſteht ein Menſch, der Ihnen ſeine Hand bietet." — Die Hand? erwiedert der Fremde bitter lachend: ich brauche Geld.

„Auch das!" ſagt Borde, und hält ihm ſeine Geldbörſe hin. „O mein Herr, ich habe auch ein Herz für Sie." Der Fremde ſchlägt ſich vor die Stirn. Almoſen? ſagt er wehmüthig und bitter. Endlich ſtreckt er die Hand aus, nimmt zitternd die Börſe, ſieht Borden finſter an, und will gehen. Borde faßt ſeine Hand, und ſagt zutraulich: „darf ich nicht mehr für Sie thun, mein Herr?"

Mehr? großer Gott! wollen Sie denn mehr thun? denn dies ... freilich — ſetzt er nun

abgebrochen hinzu — ich habe fünf Kinder, eine blinde Frau, und nicht einen Sou in Vermögen. Gott verdamme den Miniſter***! Der hat mich an dieſe Stelle gebracht.

„Wer ſind Sie? wie heißen Sie? Was haben Sie mit dem Miniſter***?“ Vorde kehrte mit dem Unglücklichen um, und dieſer erzählte ihm ſeine Geſchichte. Paris weiß ſeinen Nahmen; warum ſoll ich ihn verſchweigen? Aber ſeine Geſchichte iſt entſtellt. Er hieß Guindeniere, war Capitain unter dem Regiment in Metz, und ein braver Soldat, wie alle ſeine Kameraden ihm das bezeugen. Der Dienſt, beſonders der Krieg in Amerika gegen die Engländer, hatte ihn invalide gemacht. Er bekam ſeinen Abſchied, und konnte mit Recht eine Penſion von dem Miniſter fordern. Deshalb war er nach Paris gekommen. Man hatte aber ſo viel an Operntänzerinnen, Virtuoſen, Bälle und Schauſpiele zu wenden, daß der arme Mann und ſeine Familie noch nichts hoffen durften. Er iſt richtig jeden Morgen im Vorzimmer des Miniſters, er trägt richtig jeden Morgen ſeine Bitte vor, erhält richtig jeden Morgen die

Antwort: Sie ſollen nicht vergeſſen werden, Herr Capitain; und kommt richtig jeden Morgen troſtloſer wieder zu ſeiner jammernden Familie. Der arme Capitain verzehrt das Wenige, was er hat, und lebt dann von ſeinen Kleidern, von ſeiner Wäſche. Die Frau nähet, und, als die Noth zunimmt, auch Abends in der Dämmerung und bei Lichte. Dadurch werden ihre Augen krank. Der Capitain nimmt einen Quackſalber, weil er keinen Arzt bezahlen kann, und die Augen ſeiner Frau ſind verloren.

Seine Sollicitationen bei dem Miniſter werden in dem Maße dringender, wie ſeine Noth größer wird; und immer bekommt er dieſelbe Antwort: Sie ſollen nicht vergeſſen werden! — Muß man erſt dann an den Unglücklichen denken, wenn ſein Elend die Quellen der Freude ausgetrocknet hat? Sage doch Niemand dem Flehenden: warte bis morgen, oder bis am Abend! Warum ſoll er noch eine Stunde leiden? warum nicht gleich glücklich ſeyn? Iſt es denn nicht ohnehin mit der Freude, wie mit einem ganz heitern Tage, an dem ſich kein Wölkchen am Himmel zeigt? Nur

zwanzig Tage unter den dreihundert und fünf ſechzig im Jahre ſind nach meiner eigenen Erfahrung ganz heiter, und hundert und funfzig ganz dunkel.

Der brave, unglückliche Officier ſchildert, als er am Rande der Verzweiflung iſt, dem Miniſter, der ihn noch warten heißt, ſein Elend, das Elend ſeiner Familie. Ich bedaure Sie, Herr Capitain, ſagt der Miniſter; aber in der That, Sie müſſen noch warten.

„Warten kann ich noch," erwiedert der Unglückliche mit Bitterkeit; „aber hungern kann ich nicht länger, als Ew. Excellenz und als jeder Andre, höchſtens vier oder fünf Tage."

Der Miniſter ſieht ihn meſſend an. Sie fallen in einen Ton, Herr Capitain . . .

„Der nichts als wahr iſt, Ew. Excellenz. Sie werden mich nicht vergeſſen, das haben Sie mir ſo oft geſagt, daß ich nicht das Recht habe, daran zu zweifeln; aber Sie werden mich mit meiner Familie verhungern laſſen."

Warum haben Sie aber auch Familie! ſagt der Miniſter mit gerunzelter Stirn.

„Warum? Weil ich ein Menſch bin, ſo gut wie einer, ſo gut wie Sie, ſo gut wie der

König; weil ich ein Herz hatte, meine Frau zu lieben, und meine Kinder; weil ich mit dieſen Wunden, die ich in des Königs Kriegen bekam, und durch die ich invalide bin, Anſprüche auf Brot für Weib und Kinder machen kann! . . . Wenn ich gegen den Feind kommandirt wurde, ſagte ich nicht, was ich ſeit einem Jahre hier gehört habe: der Feind muß noch warten; ich will ihn nicht vergeſſen. Ew. Excellenz, man verpraßt hier an einem Mittage mit Operntänzerinnen Summen, von denen ich mit meiner Familie ein Jahr lang leben könnte!

Der Miniſter erröthete; er hatte jetzt eben eine Geliebte, die Operntänzerin war. Der arme Capitain, der nicht aus dem Hauſe kam, wußte nicht, welche Bitterkeit er dem Miniſter ſagte. Dieſer machte eine kleine Verbeugung, und den folgenden Morgen wurde der Capitain von dem Schweizer des Miniſters ein- für allemal abgewieſen. So war er von Elend zu Elend, und endlich an den Rand der Seine gekommen, wo Borde oder die Hand der Vorſehung ihn aufhielt. Dieſe Geſchichte erzählte er Borden unterweges.

Borde fand das Elend noch weit größer, als er geglaubt hatte, und in ſeiner Gegenwart nahm es noch einen ſchrecklichen Grad zu. Des Capitains Lebenskeim war heute durch den Vorſatz, ſeine Verzweiflung in den Wellen zu begraben, furchtbar erſchüttert. Der Gedanke an das Elend ſeiner Familie, die ſchnelle, unerwartete Hülfe, die er erhielt, die Hoffnungen, welche Borde ihm gab: das alles hatte einen zu gewaltſamen Wechſel ſeiner Empfindungen hervorgebracht, als daß ſeine lange untergrabene Geſundheit länger hätte widerſtehen können. Er führte Borden zu ſeiner Familie in das Dachſtübchen, das ſie bewohnten, und ſagte matt: hier iſt Hülfe, Weib, und ein Engel vom Himmel, uns zu retten! Dann warf er ſich auf einen hölzernen Stuhl, wurde immer blaſſer, und lag nach einer halben Stunde ſchon ganz erſchöpft auf dem Strohlager, in einem heftigen Fieber. Borde beſorgte einen Arzt, Lebensmittel und Erquickungen. Erſt ſpät am Abend ging er mit dem Verſprechen, wieder zu kommen. Die blinde Frau ergriff ſeine Hand. „Wenn Sie nicht wiederkämen," ſagte ſie

mit bebender Stimme; „wenn auch Sie uns verließen – o, lieber wollte ich, wir wären ohne alle Hülfe geblieben. Man iſt glücklicher, wenn man gar keine Hoffnung mehr hat, als wenn die letzte, die allerletzte Hoffnung uns täuſcht.“ Sie ließ ſeine Hand nicht fahren. „Ach, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht thue; aber mein Mann war ſo redlich! Dieſe Kinder, was haben die verbrochen? Und dennoch bis zu dieſem entſetzlichen Elende! Ach, ſagen Sie, lieber Herr, wie kann man an Gott glauben, wenn man von allen Menſchen verlaſſen wird? Ich bitte Sie, verlaſſen Sie uns nicht!“ – Hier iſt meine Hand darauf, Madame, ſagte Borde innig gerührt.

„Geben Sie die Hand dieſem unſchuldigen Kinde. Dies jammernde Kind werden Sie ja nicht täuſchen!“

Bei Gott! Madame, ich ſehe Sie wieder. Bei Gott, bei dem Allgütigen! und ſollte ich mein Ruder wieder für Sie ergreifen – Hunger ſollen Sie nicht leiden. Sehen Sie mich als Ihren Sohn an, ſeyn Sie meine Mutter. Wird der Sohn ſeine Mutter verlaſſen? Mit dieſen Worten riß er ſich von ihr los,

und eilte in großer Bewegung die Treppen hinunter.

Er kam nach Hauſe, traf den Polizeilieutenant allein, und ſtellte ihm mit glühender Beredtſamkeit das Elend der unglücklichen Familie vor. Der Polizeilieutenant war ſehr gerührt; aber Borde konnte ihn doch nicht dahin bringen, dem Miniſter den Capitain zu empfehlen. Man findet tauſend wohlthätige Menſchen gegen Einen, der muthig genug iſt, über die bürgerlichen Rückſichten wegzuſehen. Der Polizeilieutenant legte ſechs Louisd'or auf den Tiſch; aber er zuckte die Achſeln in Abſicht des Miniſters, und ſagte erröthend: das iſt unmöglich, guter Borde; der Mann iſt verloren. So etwas vergiebt der Miniſter nicht. Und darf ich Ihnen rathen, ſo nehmen Sie ſich des Capitains nicht zu öffentlich an. Ich habe Ihrentwegen Abſichten auf den Miniſter.

Borde zog die Stirn in Falten. Er hätte das Geld nicht genommen, wenn es nicht für dieſe Familie geweſen wäre: ſo erbittert war er über die politiſche Kälte des Polizeilieutenants. Ich für mein Theil bewundere Bordens Großmuth; aber ich fühle, ich hät-

te ihm das nicht nachthun können, was er that. Meinen letzten Sou würde ich mit den Unglücklichen getheilt, oder ihn ganz hingegeben haben; doch mit dem Miniſter hätte ich mir eben ſo wenig zu ſchaffen gemacht, wie der Polizeilieutenant. Ich glaube, das Herz wäre mir dabei gebrochen; aber ich würde es dennoch nicht gekonnt haben. Der edle Jüngling konnte es. Wahrlich, Anne, ich begreiſe, warum du ihn ſo einzig liebteſt.

Borde ſchwieg. Er ging am folgenden Morgen wieder zu der unglücklichen Familie. Unterweges überdachte er, was er für ſie thun könnte. Er lebte in des Polizeilieutenants Hauſe frei, hatte aber nur wenig Gehalt. Sein Taſchengeld war bis auf ein Paar Louisd'or ſchon geſtern weggegeben. Wenn auch der Polizeilieutenant noch einigemale gab, ſo reichte das Alles doch nicht hin, die Familie auf die Länge zu ernähren. Wohl! dachte er; ich ſelbſt will den Verſuch bei dem Miniſter machen. Sey er auch noch ſo unbarmherzig; er iſt ein Menſch. Gewiß kennt er das Elend nicht, in das dieſe Familie verſunken iſt.

Borde fand den Capitain heute noch krän-
ker, als geſtern. Er lieferte die ſechs Louisd'or
ab, und that dabei der blinden Frau den Vor-
ſchlag, morgen mit allen ihren Kindern zu dem
Miniſter zu gehen. Sie ſagte mit vielem Mu-
the Ja, ſo ſchwer es ihr auch ankommen muß⸗
te, ſich mit ihrem Elende den Augen der Stadt
Preis zu geben. Ich glaube, der Mangel des
Geſichtes gab ihr Muth dazu. Aber was gab
ihn dir, edler, guter Borde? was dir
den Muth, dem beleidigten Miniſter mit eben
der Familie, deren Haupt ihn beleidigt hatte,
unter die Augen zu treten?

Heute wurden zu dieſer Proceſſion einige
kleine Anſtalten getroffen, und am folgenden
Morgen um zehn Uhr (eine halbe Stunde
ſpäter war der Miniſter zu ſprechen) trat
Borde den Zug mit der Familie an. Er trug
das jüngſte Kind von zwei Jahren auf dem
Arme, und führte die blinde Frau langſam.
Vor ihnen her gingen die vier andern Kinder,
von denen das älteſte elf Jahr alt war.

Ein wohlgekleideter junger Menſch, der eine
blinde weinende Frau führt, ein Kind trägt,
und vier andre Kinder in armſeliger Kleidung

vor ſich und um ſich her gehen hat, iſt ein ſeltenes Schauſpiel. Alle Menſchen auf den Straßen blieben ſtehen, und ſtarrten es an. Langſam, ohne darauf zu achten, ging der Zug weiter. Einige Perſonen zogen gutherzig ihre Geldbörſen hervor, und warteten, ob man ihnen etwas abfordern würde, da ſie wegen des wohlgekleideten Borde nicht das Herz hatten, etwas anzubieten. Hinter dem Zuge fragte man: was iſt das? Doch niemand wußte es. Viele Müßige und Neugierige folgten nach, aber nur von weitem, um den Zug, der in der That viel Ehrwürdiges hatte, nicht zu beleidigen. Er kam zu rechter Zeit bei dem Miniſter an, und Borde blieb mit der unglücklichen Familie auf dem Saale bei dem Vorzimmer ſtehen.

Nach einer halben Stunde trat der Miniſter heraus, und ſah Borden, der die Blinde noch immer an der Hand hielt, und die Kinder, der Reihe nach an. Er verweilte ſogar einen Augenblick, wie es ſchien, in der Erwartung, ob ſie ihm etwas zu ſagen hätten; da ihn aber, nach Bordens Plane, niemand anredete, ſo ging er endlich, und Borde führte

die Familie eben ſo ſchweigend zurück nach ihrer Wohnung.

Die Nachbaren des Miniſters ſtanden alle an den Fenſtern, den ſeltſamen Zug zu ſehen. Man erkundigte ſich; doch Niemand wußte zu ſagen, wer die Menſchen waren. Am folgenden Morgen um eben die Zeit gingen dieſelben Menſchen über eben die Straßen wieder nach dem Hotel des Miniſters. Die Neugierde wurde reger. Man wendete ſich an Borden, und fragte: wer iſt die blinde Frau? — „Eine unglückliche Mutter,“ war die ganze Antwort. Der Miniſter ſah ſie wieder der Reihe nach an, und ging, wie geſtern. Borde kehrte mit ſeiner Begleitung wieder zurück. Er hatte gewiß erwartet, der Miniſter ſollte, gerührt durch dies Schauſpiel, fragen, wer die Unglücklichen wären. In dieſem Falle war er ſchon auf die Antwort gefaßt. Zu ſeinem Erſtaunen ging aber der Miniſter, ohne zu fragen, vorüber, und nun fiel ihm ein, daß der Capitain mit ſeiner Behauptung, es würde nichts helfen, dennoch Recht haben könnte.

Sehen Sie nun wohl? ſagte der Kranke

heute. Stellen Sie die Verzweiflung an ſein Vorzimmer; er wird nicht fragen: worüber verzweifelſt du?

„Wenn er morgen wieder vorübergeht, ohne zu fragen, ſo rede ich ihn an," ſagte Borde. — Und wenn er uns Hülfe abſchlägt? — „Er wird nicht." — Wenn aber? — „Er kann nicht." — Und wenn er nun doch könnte? — „Dann," ſagte Borde erhitzt, „ſtelle ich Ihre Frau und Ihre Kinder vor des Miniſters Thür, und bitte Paris um Almoſen für die Familie eines würdigen Officiers, den der Krieg invalide gemacht hat." — Recht, mein Sohn! ſagte der Capitain: recht! Ich beſchwöre Sie, das zu thun.

Am folgenden Morgen ging der Zug wieder nach des Miniſters Hauſe. Heute fragte der Miniſter: wer iſt das? Da trat Borde vor: „eine höchſt unglückliche Familie, die auf Hülfe von Ewr. Excellenz rechnet, die blinde Frau und die fünf Kinder des Capitains Guindeniere. Er ſelbſt iſt zu Hauſe krank und ohne Brot. Er . . ."

Der Miniſter runzelte die Stirn: und wer ſind Sie?

„Des Capitains Freund. Ich heiße Borde, und bin Sekretär bei dem Polizeilieutenant. Der unglückliche Capitain . . .“

Iſt ein Etourdi. Ich kann jetzt nichts für ihn thun, und werde ſchicken, wenn ich Jemanden von ſeiner Familie ſehen will. Mit dieſen Worten ging der Miniſter raſch über den Saal die Treppe hinunter. Borde war vor Zorn bleich geworden. Er umfaßte die blinde Frau, und rief mit Heftigkeit: „wohl denn! ſo ſey es, grauſamer Menſch! ſo ſey es! Bei Gott! verlaſſen ſollſt du nicht ſeyn, armes Weib. Ich habe alles für dich, Muth und Hände. Komm! wir wollen zuſammen betteln.“ Er führte ſie mit wallendem Blute die Treppe hinunter.

Vor dem Hauſe ſtand ein Trupp Menſchen, die auf das Zurückkommen der blinden Frau mit ihrem Führer und ihren Kindern warteten. Borde ſtellte ſich an des Miniſters Haus, und ein Nachbar ſchickte der blinden Frau einen Stuhl. Wer iſt das? fragte man. — Borde gab jedem mit edlem Ernſte zur Antwort: „die Familie eines unglücklichen kranken Officiers, der im Ameri-

kaniſchen Kriege invalide geworden iſt, und der keine Penſion erhalten kann." — Und wer ſind Sie, mein Herr? — „Ein Menſch, den der Zufall mit den Unglücklichen bekannt machte, und der entſchloſſen iſt, alles für ſie zu thun." Er bekam von allen Seiten Geld; denn jeder, der vorüber ging, blieb ſtehen, erkundigte ſich, hörte, und gab.

Nach zwei Stunden kam der Miniſter aus dem Conſeil zurück. Im Vorbeifahren ſah er die blinde Frau und Borden mit den Kindern vor ſeinem Hauſe. Als er ausſtieg, ſagte Borde eben zu einem Vorübergehenden: „die blinde Frau, die verlaſſenen Kinder eines kranken braven Officiers, den der Amerikaniſche Krieg invalide gemacht hat, und der keine Penſion erhalten kann." Der Miniſter ging hinein, lauſchte hinter einem Vorhange, und hörte Borden noch zu zwanzig Menſchen aus allen Ständen daſſelbe ſagen. Hat er nicht bei dem Miniſter nachgeſucht? fragten die meiſten, und zeigten auf des Miniſters Haus. „Ein Jahr lang alle Tage," war die Antwort. „Dieſe Frau iſt blind darüber geworden, der Mann krank, die Kinder ſind

beinahe verhungert. Der Miniſter ſagt: ſie ſollen noch warten.“ Gegen Mittag ging Borde mit der Familie. Am andern Morgen las ganz Paris die kleine Begebenheit mit der Ueberſchrift: „die edelſte Humanität,“ auf einem Blatte, das öffentlich angeſchlagen war und an vielen Orten vertheilt wurde.

„In der Straße St. Anne, — ſo hieß es auf dem Blatte — bei dem Hotel des Miniſters * * *, ſteht jeden Morgen die blinde Frau eines braven Officiers, den der Krieg und Wunden invalide gemacht haben, mit ihren fünf armen Kindern. Ein junger edler Mann, der die Noth der Familie kennen lernte, giebt Paris das reinſte Beiſpiel einer erhabnen Tugend. Er ſammelt von den Vorübergehenden Almoſen für die unglückliche Familie, die keine Penſion erhalten kann. Der Himmel bringe viele Reiche in die Straße St. Anne!“

Das Blatt machte Aufſehen. Man ging, man fuhr, man ritt durch die Straße. Paris war entzückt über den jungen Menſchen und ſeine Tugend; es bewunderte die Geduld der

unglücklichen blinden Frau, und freuete ſich über die Naivetät ihrer Kinder.

Ich will die Begebenheit ſogleich endigen. Nach einigen Tagen ließ die Familie ſich nicht weiter ſehen, weder bei des Miniſters Hauſe, noch ſonſt irgendwo. Man wußte nicht, wo ſie geblieben war. Einige ſprachen von der Baſtille; Andre hielten die ganze Sache für eine Betriegerei. Beides war nicht der Fall. Dem Miniſter gefiel das Fragen und Antworten vor ſeinem Hauſe gar nicht, weil Jedermann, der die Geſchichte von Borden erzählen hörte, die Augen auf ſeine Fenſter warf. Er verſicherte nun dem Capitain eine kleine Penſion, und von dem Augenblicke an blieb die Familie zu Hauſe. Dieſe Begebenheit hat die kleine niedliche Komödie: „die geretteten Unglücklichen," veranlaßt.

Auf Annen that die Begebenheit größere Wirkung, als auf jeden Andren. Auch ſie hörte von der Blinden; ihr Bruder hatte ſie geſehen, und ſprach mit Enthuſiasmus von ihr. Am folgenden Morgen nimmt Anne ihren Schleier, ſteckt einen Thaler ein, und geht nach der Straße St. Anne, die

nicht weit von uns entfernt war. Schon von weitem ſieht ſie das Gedränge, und geht näher hinzu. Endlich bekommt ſie die Familie zu ſehen. „Wem giebt man?“ fragt ſie einen Menſchen. Dem jungen edlen Manne dort, antwortet der Menſch, und zeigt auf Borden. Anne erkennt ihn auf den erſten Blick, wird bleich und erröthet dann. Sie ſtreckt die zitternde Hand mit dem Thaler aus, und hat die Stärke nicht, ihn in den Hut fallen zu laſſen, den Borde ihr hin hält. Borde iſt verlegen. Er ſagt leiſe zu Annen, als wollte er ſich entſchuldigen: ach, Sie glauben nicht, wie unglücklich ſie ſind! Anne kann nichts antworten; ſie läßt ihren Thaler in den Hut fallen, zieht einen goldenen Ring vom Finger, und wirft auch den hinein. Nun faßt ſie in ihre Taſchen; aber ſie hat nichts mehr. Sie blickt Borden lächelnd an, reicht ihm zärtlich die Hand, und wirft noch einen Blick auf die blinde Mutter, auf die Kinder. „Ich beklage Sie, Madame,“ ſagt ſie endlich; mehr kann ſie nicht hervorbringen. O, erwiedert die Blinde: ich w a r unglücklich; jetzt bin ich es nicht mehr. Mit dieſen Worten

endet ſie das Geſicht mit einer lebendigen Zärtlichkeit nach der Seite, wo Borde ſteht. Anne reicht Borden beide Hände. Sie liſpelt: „o, Sie Guter!“ und es dringen Thrä- nen aus ihren Augen, Thränen, die ſie nicht verbirgt, nicht abtrocknet. Mit holdem Lächeln drückt ſie dann Borden beide Hände, und geht, auf dem ganzen Wege ſanft weinend, nach Hauſe.

Sie wußte noch nicht einmal den ganzen Zuſammenhang der Begebenheit, und dennoch hatte die Scene mit wundervoller Stärke auf ſie gewirkt. Am folgenden Tage ging ſie zu ihrer Freundin Louiſe, und fand da viele Ge- ſellſchaft. Wiſſen Sie, ſagte Louiſe ſogleich, wer der junge großmüthige Mann iſt? Bor- de, unſer Borde! Sehen Sie, wir Alle war- ten mit Ungeduld auf ihn. Gewiß, es war Borde.

„Es war Borde,“ ſagte Anne; „ich habe ihn geſehen, wie er da ſtand, mitten unter der unglücklichen Familie.“

In dieſem Augenblicke trat Borde in das Zimmer, und Alles umringte ihn. Der Poli- zeilieutenant reichte ihm mit herzlicher Freund-

‚and, und ſagte: lieber Borde, Sie haben Ihre Schweſter frei gerudert, und eine unglückliche Familie glücklich gebettelt und getrotzt. Ich wünſche, daß Ihr Schickſal nur halb ſo ernſtlich für Ihr Glück ſorgen mag, wie Sie für das Glück anderer Menſchen. Erzählen Sie doch, lieber Borde! Die Damen ſterben vor Neugierde.

Borde erröthete, und erzählte die Geſchichte, die der Leſer ſchon weiß. „Jetzt eben,“ fuhr er dann fort, „habe ich die Familie bis an die Barriere gebracht. Sie iſt nun vollkommen glücklich. Der Capitain bekommt eine Penſion, und ſeine Frau hat durch den geſchickten * * * ihr Geſicht wieder erhalten. O!“ — rief er, und ſeine Augen flammten in rührender Freude — „das war eine Scene, um die ich allein gelebt haben möchte! Ich gehe heute mit der blinden Frau und ihren Kindern zurück, feſter als jemals entſchloſſen, von dem edelmüthigen Paris die Penſion zu erbetteln, die der Miniſter dem Capitain ſchuldig war. Unterweges kommt der Augenarzt * * *, den ich nicht kannte, zu uns. Er winkt mir zu, daß ich ſchweigen

ſoll, geht neben der Blinden her, und betrachtet ihre Augen unverwendet. Endlich fliſtert er mir ins Ohr: laſſen Sie doch ihre Frau erzählen, wie ſie ihr Geſicht verloren hat.“

„Ich frage; ſie erzählt. Nun betrachtet er die Augen wieder, und es glänzt eine angenehme Heiterkeit in ſeinem Geſichte. Er geht ſchweigend mit uns, folgt uns auf das Stübchen, das die Familie bewohnt, winkt mir und dem Manne, daß wir ſchweigen ſollen, deutet fröhlich auf die Augen der Frau, packt ſeine Inſtrumente aus, und ſagt dann auf einmal mit einer ſchönen frohen Stimme: Madame, ich kann nicht eben ſo viel für Sie thun, wie dieſer junge Mann; aber ich kann Ihnen Ihr Geſicht wiedergeben. Setzen Sie Sich.“

„Er führte ſie zu einem Stuhle. Die ganze Operation dauerte kaum fünf Minuten, ſo war die Nacht von dem Auge abgelöſt; und in eben dem Moment erhellte die Vorſehung auch das dunkle Geſchick der ganzen Familie. Ein Huiſſier brachte während des Operirens dem Capitain die Verſicherung einer Penſion. Gerade in dem Augenblicke, da

er ſie las, rief ſeine Frau: der barmherzige Gott ſey gelobt! ich ſehe Euch wieder! Sie ſtand mit ausgebreiteten Armen da, und wußte nicht, wen ſie zuerſt an ihre freudig wallende Bruſt drücken ſollte.“

„Du ſiehſt? rief der Capitain, und ſchleuderte das Brevet in einen Winkel, um an das Herz ſeiner Gattin zu eilen. Den erſten Blick warf die unglückliche Frau durch das Fenſter, als wollte ſie mit beiden ſehenden Augen das lange entbehrte Licht vom Himmel weg trinken. Dann ſah ſie auf ihren Mann, dann unruhig auf ihre Kinder der Reihe nach; und nun warf ſie die Blicke im Zimmer umher, und ſagte weinend: o, ihr Armen! ſo iſt es Euch gegangen, und ich habe Euer Elend nicht geſehen! Die Dürftigkeit, die ſie überall erblickte, rührte ſie ohne Zweifel. Noch in halbem Wohlſtande hatte ſie das Geſicht verloren; und auf einmal ſah ſie die Armuth in der furchtbarſten Geſtalt rings um ſich her. Nun blickte ſie mit Thränen in den Augen auf mich, dann auf den Arzt, und ſagte ſchluchzend: welcher iſt es? welcher iſt Borde? — Hier, dieſer! antwortete eins ihrer

Kinder, und zeigte auf mich. Ich werde das Geſicht voll von Dankbarkeit, von Entzücken und Liebe, womit ſie mich anſah, nie vergeſſen. Zu mir ſagte ſie nicht ein Wort (ſie wußte, was ſie mir in dem Blicke gab); aber zu dem Arzte: ich danke Ihnen, mein Herr; Sie gaben mir viel, viel! ich habe Vorden geſehen! Sie blickte mich wieder an, und verging nun in heftigem Weinen. — Ich wollte, der Miniſter wäre hier! ſagte der gutherzige Arzt. — Er iſt es, rief der Capitain ihm zu, ſuchte ſein Brevet, und las es vor. Es war eine edle, ſchöne Stunde. Nein, ich kann nie in meinem Leben glücklicher werden, als ich es heute geweſen bin. Der Capitain war vor Freude geſund geworden, und wollte nun nicht eine Nacht länger in Paris bleiben. Einige nöthige Kleidungsſtücke konnten bald angeſchafft werden, und jezt eben komme ich von der Barriere zurück, wo ich die Familie verlaſſen habe."

Und der Abſchied? fragte ein Mädchen. — „Von dem," antwortete Vorde, „kann ich Ihnen kein Wort ſagen. Meine Seele war ſo voll, ſo gehoben, daß ich nichts fühlte,

als die Ewigkeit, und die Gewißheit, wir ſe-
hen uns wieder."

O, Sie ſind ein außerordentlicher Menſch, Borde! rief man mit Entzücken. Alle Mädchen umringten ihn, und jede drückte ihm den Dank in einem Kuſſe auf die Lippen; nur Anne nicht: denn dieſer geräuſchvolle Triumph feierte ihr die ſtill große Handlung des Jünglings bei weitem nicht genug. Sie ſagte Borden nicht ein Wort, trat in einen Winkel, und trocknete ſich die Augen. Am Abend war man in einem Gärtchen am Hauſe. Als es kühl wurde, blieb Anne allein zurück, und ging in einem Weingange auf und nieder. Da öffnete Borde die Gartenthür, näherte ſich Annen, und ſagte ruhig: ich ſoll Sie holen. Sie trat ganz nahe vor ihn hin, ſah ihm feierlich ins Auge, und fragte: „Borde: darf auch ich Ihnen danken?" Er blickte ſeufzend zu Boden. Nun hob ſie beide Arme auf, legte ſie um ſeine Schultern, zog ihn an ihre Bruſt, und preßte ihren Mund an ſeine Lippen. Jetzt umfaßte er das zitternde Mädchen mit Heftigkeit, drückte es an ſein Herz, an ſeine Lippen, und ſtammelte zit-

ternd: Anne! Anne! Dann ſchlug er das große Auge wild gen Himmel, und hielt ſie, und hob ſie, als wollte er ſie der Erde, dem Himmel entreißen. Bald drängte ein Ton des Weinens ſich aus ſeiner gepreßten, kämpfenden Bruſt, und er klagte: ich Unglücklicher! — „Borde!" rief Anne, von dieſer Wildheit geängſtigt. Ihr Ton beruhigte den Sturm ſeiner Leidenſchaft. Seine Arme ſanken kraftlos nieder. Er ſtand unentſchloſſen, mit niedergezogenen Augenbraunen, legte die Hand heftig an die Stirn, erleichterte die Bruſt mit einem tiefen Seufzer, und ſagte in einem ganz andern Tone als gewöhnlich: ich muß Sie ſo oft wegen meiner ſeltſamen Schwärmerei um Verzeihung bitten, Mademoiſelle St. Julien. Der heutige ganze Tag . . . Alle meine Empfindungen ſind aufgeregt. Sie ſelbſt, Ihre zarte Theilnahme an den Unglücklichen, der Abſchied von dieſen, der heutige Abend, der jetzige Augenblick, Ihre Güte, Ihre himmliſche Güte — das alles hat mich betäubt, berauſcht. Verzeihen Sie mir. Sie werden mich nicht mißdeuten; Sie ſelbſt haben ein Herz, das — laſſen Sie mir dieſe

Ueberzeugung — das dem meinigen ähnlich fühlt.

Anfangs ſprach er langſam, mit einer leiſen Stimme, dann immer geſchwinder; und zuletzt war ſein Ton bloß höflich. Er verbeugte ſich, als er das geſagt hatte, und ging. Anne hatte etwas ganz Anderes erwartet. Sie war überraſcht, und ſchwieg; und ehe ſie ſich erholen konnte, verließ er ſie ſchon. Er hatte alſo ihre Liebe zum zweiten male abgewieſen, und ſie fühlte ſich zum zweiten male von ihm beſchämt; aber dennoch wußte ſie jetzt mit Gewißheit, daß ſie geliebt wurde, und ſo that die Beſchämung ihrer Liebe keinen Eintrag. Sie fühlte ſehr wohl, warum er ſo handelte; aber zugleich auch, daß ſie nicht mehr thun konnte, als ſie gethan hatte. Ohne einen Entſchluß gefaßt zu haben, ging ſie hinein zu der Geſellſchaft. Borde war heiter, ſogar ruhig. Ein ſanfterer Ton der Stimme, und eine zartere Achtung, die nur Anne bemerken konnte: das war alles, wodurch er ſie von den übrigen Mädchen auszeichnete.

Je mehr Anne überlegte, deſto mehr fand ſie, daß Borde ein größeres Opfer verdiente.

Sie fühlte, warum er ihre Liebe abwies, und rechnete ihm das hoch an. „Dieſer edle Menſch,“ ſagte ſie ſich wohl hundertmal, „ruderte für ſeine Schweſter, bettelte für einen Fremden; und ich? ich kann den verächtlichen Stolz nicht überwinden! ich will ihm das kleine Opfer nicht bringen, zuerſt zu ſagen: ich liebe dich!“ War ſie allein, ſo hatte ſie Muth zu noch mehr; war er aber bei ihr, auch allein, ſo ſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Der Zufall gab nicht Eine Veranlaſſung, mit ihm in eine leidenſchaftliche Lage zu kommen. Borde vermied das zu ſichtlich, als daß ſie es hätte ſuchen können. Sie liebten einander, ohne es ſich zu ſagen. Die Zeit machte indeß ihr Verhältniß weniger drückend; ihre Unterhaltungen wurden häufiger, freier, ſogar vertraulicher. Sie hatten einander ſchon geachtet, geliebt; jetzt fühlten ſie, daß ſie einander glücklich machen würden, wenn das Geſchick ihnen erlaubte, ſich lieben zu dürfen.

Ich habe mich oft ſelbſt gefragt, ob ich damals dem Jünglinge Annens Hand wohl gegeben hätte. Warum ſollte ich nicht die

Wahr-

Wahrheit geſtehen? Ich glaube, nein. Jetzt, da ich Bordens Tugenden beſchrieben habe, ruft mein Herz mit voller Stärke: ja. Aber damals war ich reich, und hatte den Rang noch, den nachher mein Vaterland vernichtete. Es iſt etwas ganz Anderes, eine Begebenheit zu ſchreiben und zu leſen, als ſie ſelbſt zu erleben. Wenn ich durchſehe, was ich hier geſchrieben habe, ſo frage ich mich: wie könnteſt du ſo hart geweſen ſeyn, dem edlen jungen Manne dein Mädchen abzuſchlagen? Hier auf dem Papiere ſind die Tugenden des Jünglings nahe zuſammen gedrängt, gut geſtellt, und Alles, was dem Eindrucke ſchaden könnte, iſt weggelaſſen; ſo ſcheint es mir freilich, als hätte ich ſelbſt ihm Annens Hand antragen müſſen. — Ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß Menſchen Handlungen, die ſie leſen, mit vollem Herzen bewundern können, und ſie doch, wenn ſie ihnen ſelbſt begegneten, gerade hin für Narrheit, für Raſerei erklären würden; daß ſie einen Menſchen in einem Buche mit Abſcheu anblicken, und ihn doch im Leben ohne Bedenken zu ihrem Freunde machen könnten. Ach,

wäre die Tugend im Leben ſo liebenswerth, ſo reitzend, wie in einem Romane, es würde kein Menſch laſterhaft ſeyn. Darum vergießt der Menſch bei einem Schauſpiele heiße Thränen der Menſchlichkeit, und kann hinterher, noch vor dem Schauſpielhauſe, einem Unglücklichen einen Livre abſchlagen, der dieſen vom Hungerstode gerettet haben würde. Das ſoll kein Tadel der Schauſpiele, der Romane ſeyn; ſie erregen wenigſtens Bewunderung und Liebe für die Tugend, wenn auch nicht Tugend ſelbſt. Ich fühle doch jetzt, wie ungerecht es von mir geweſen wäre, wenn ich Borden Annens Hand abgeſchlagen hätte. Aber, offenherzig geſtanden, ich würde ſie ihm verweigert haben; und hätte ich ſie ihm bewilligt, ſo wäre ich durch Annens Thränen, und nicht durch Bordens Tugenden, dazu bewogen worden: ich würde ſchwach, nicht gerecht, geweſen ſeyn.

Es wäre indeß wahrſcheinlich doch bald zu einer Erklärung unter den jungen Leuten gekommen, wenn nicht ein Dritter ſich in das Spiel gemiſcht hätte: der Sohn des Polizeilieutenants, Herr Rochepied, ein junger

Menſch, wie es Tauſende giebt, und von dem Anne in ihrem Tagebuche viel zu viel Böſes ſagt. Er war glatt und geſchliffen, ſprach ſehr geläufig und gut, arbeitete in dem Bureau, bei welchem er eine Stelle hatte, mit Verſtand und thätig, und genoß des Lebens, doch mit Mäßigkeit. Sich fortzubringen in der Welt, und der Welt zu genießen: dieſen Zweck hatte er unabläſſig im Auge. Dabei war er tolerant gegen jeden, der anders dachte. Er lächelte höchſtens über Vordens leidenſchaftliches Zufahren, und mochte ſogar recht gern ſtundenlang in deſſen Geſellſchaft ſeyn, ſo weit ſie Beide auch in ihren Grundſätzen von einander abwichen. Lange blieb er indeß nie mit Vorden zuſammen, weil er ſeinen eigenen Kreis von Bekannten hatte. Wenn ſeine Schweſter ihm zuweilen Vorwürfe darüber machte, ſo ſagte er: liebes Kind, ich paſſe ſo wenig in euren Zirkel, als Vorde in den meinigen. In euren Geſellſchaften, neben Vorden geſtellt, würde ich für einen Böſewicht gelten, ſo wie Vorde in den meinigen für einen Narren. Wir ſind das Beide nicht, wenn wir nur wiſſen, wo-

hin wir gehören. Ich liebe Borden. Eine Welt voll ſolcher Menſchen würde unſere Theater und Dichter überflüßig machen; aber, ſo wie die Welt jetzt iſt, machen ſolche Menſchen unſere Hoſpitäler nöthig. Dieſe Menſchen haben beſtändig die Gefilde der Ewigkeit vor ſich, und können mit uns nicht gehen. Alles wird bei ihnen rieſenhaft; ſie meſſen alles nach dem ungeheuren Maßſtabe der Ewigkeit, und ſpringen von einer Ekſtaſe in die andere. Ich bin beſcheiden, liebes Kind. Aber neben Borden wäre ich nichts; in meiner Geſellſchaft bin ich wenigſtens etwas. Bordens Rolle würde mir nie glücken; und der Menſch muß die Rolle ſpielen, die er mit Anſtand ſpielen kann."

So urtheilte Rochepied über Borden und deſſen Tugenden. Aber auf einmal blieb er mehr zu Hauſe als gewöhnlich; ſeine geſchliffene Kälte verlor ſich, und er bekam mehr Charakter. Die Urſache davon lag darin, daß er anfing, Annen zu lieben, oder vielmehr die Weiber aus der großen Welt zu haſſen. Faſt täglich ſah er Annens einfaches Weſen, ihre Unſchuld, ihr treues, reines Herz, ihre

Häuslichkeit; und er forderte die Tugenden, über die er in der Welt wegſah, wenigſtens von ſeiner künftigen Gattin. Anne war überdies nicht arm, und ſeine Eltern liebten ſie; daher entſchloß er ſich, um ihr Herz zu werben.

So wie er anfing aufmerkſamer auf Annen zu werden, ſo wurde auch ſeine Liebe zu ihr uneigennütziger; aber bald ſah er, daß Borde ihm im Wege ſtand. Er beobachtete Beide zu genau, als daß ihm ihr Verhältniß hätte entgehen können. Bordens Liebe, dachte er, würde Annen unglücklich machen; denn er kann ihre Hand nicht bekommen. Aber von der meinigen darf ſie jetzt noch nichts merken, wenn ich glücklich werden will. Deshalb gab er genau auf ſich Acht, und es fiel Niemanden nur von fern ein, daß er Annen lieben könnte. Doch von andern Seiten war er deſto thätiger. „Grundſätze, lieber Borde," ſagte er in einem Geſpräche mit dieſem — „was wollen denn die gegen Gewohnheiten, gegen Vorurtheile, die man in der Jugend eingeſogen hat! Nennen Sie mir doch einen Mann, der ſeinen moraliſchen Grundſätzen

konſequent handelt, und bei dem nicht die Gewohnheiten, die Vorurtheile der Jugend ſtärker ſind als alle Grundſätze. Mein Vater zum Beiſpiel, um bei unſern Bekannten ſtehen zu bleiben. Sie wiſſen, wie erhaben ſeine moraliſchen Grundſätze ſind; und bis auf einen gewiſſen Punkt wird er auch Mann für dieſe Grundſätze ſeyn. Er iſt edel, gerecht, billig, und — was für einen Polizeilieutenant, der alle Tage die gräßlichſten Gemälde der menſchlichen Verbrechen vor Augen hat, viel ſagen will — er glaubt an Tugend. Aber bringen Sie ihn mit dem Hofe, mit einem Miniſter oder mit einem Günſtling in Kolliſion: und dann ſehen Sie, wo ſeine Grundſätze bleiben. Er ſteht zuverläſſig an einem gewiſſen Punkte ſtill, und nichts bringt ihn hinüber."

Borde zuckte die Achſeln; er konnte das freilich nicht läugnen.

„Laſſen Sie ſich von dem Vater der Mademoiſelle St. Julien erzählen. Er iſt der gutherzigſte Mann, den die Erde trägt; er liebt ſeine Kinder bis zur Schwäche, und würde ohne Bedenken für ſie ſterben. Meine

Kinder glücklich zu machen, ſagt er, dazu lebe ich in der Welt, wie jeder Vater. Sie hörten und bewunderten ja neulich den Ausdruck von ihm, den Mademoiſelle St. Julien anführte: die Vorſehung habe das Glück jedes Menſchen in das Glück eines andern gelegt, um alle Menſchen zur Liebe zu zwingen: das Glück der Eltern in das Glück der Kinder, das Glück des Mannes in das Glück des Weibes. Das ſind ſeine Grundſätze; und eben dieſer Mann gäbe nimmermehr zu, daß ſein Sohn durch ein Mädchen glücklich würde, deſſen Familie nicht ſo alt wäre, als ſeine eigene."

Borde glaubte einen Dolchſtoß in ſeinem Herzen zu fühlen, als der letzte Keim ſeiner geheimſten Hoffnung ſo vernichtet wurde. Er blickte zu Boden, und brach in zagender Angſt das Geſpräch ab. Rochepied hatte daſſelbe ſeinen Eltern, ſeiner Schweſter geſagt, und zwar ſo unſchuldig, ſo beſtimmt, daß Niemand auf die Frage kam: woher kennſt du den alten St. Julien ſo genau? War nun vom Ahnenſtolze die Rede, ſo wurde ich von der ganzen Familie Rochepied als

Beiſpiel angeführt. Borde gab alle Hoffnungen auf, und betrug ſich von nun an gegen Annen feierlich und kalt. Das mußte er auch; ſollte er das Mädchen, das er liebte, unglücklich machen?

Rochepied erreichte indeß ſeinen Zweck nicht ganz. Er glaubte, Bordens Kälte ſollte Annen beleidigen; allein ſie blieb dem edlen Jünglinge treu, zumal da ſelbſt aus ſeiner Kälte von Zeit zu Zeit dennoch die Flamme der Liebe hervorſchlug. Rochepied mußte mehr thun. Sie haben Recht, ſagte er zu Annen; es iſt in der That ein ehrwürdiger Anblick, einen Menſchen zu ſehen, der ſich für das Wohl eines andern aufopfert. Aber freilich iſt nicht jeder für dieſen hohen Grad der Tugend gemacht. Ich zum Beiſpiel bin nicht ſo ſinnlich, wie man dazu ſeyn muß.

„Sinnlich?“ fragte Anne ſchnell.

Oder geiſtig, wie Sie es nennen wollen. Der Nahme ſchadet der Sache nicht, ſobald wir etwas Beſtimmtes dabei denken. Man muß eins für das andere rechnen. Starkes Licht, ſtarker Schatten. Dieſe erhabenen Menſchen — warum ſollt' ich ſie nicht ſinnlich nennen?

„Wie ſo aber ſinnlich? Ich verſtehe Sie nicht. Warum gerade das ſinnlich, was ſei- ner Natur nach ſo allein geiſtig iſt?"

Seiner Natur nach? Der Wirkung nach, wollen Sie ſagen. Dieſe hohen, raſchen, ſchnellen, ſtürmenden Gefühle, die ſo große, edle Handlungen hervorbringen, hangen doch in der That mit dem Körper mehr zuſam- men, als man glauben ſollte; denn haben Sie ſchon einen ſolchen Menſchen geſehen, der nicht in gewiſſen Punkten auch ſehr ſinnlich geweſen wäre?

„Borde zum Beiſpiel," erwiederte Anne erröthend.

Rochepied lächelte. Laſſen Sie uns lieber ei- nen andern Nahmen nennen. Man muß ſei- ne Freunde nie zu Beiſpielen gebrauchen. Aber es iſt natürlich, Mademoiſelle St. Julien: die heiße Liebe, mit der dieſe Menſchen Alles ſo leicht umfaſſen, ſich an Alles ſo innig, ſo feſt hängen — eben dieſe Liebe ſpielt ihnen Allen oft ſo böſe Streiche, daß ſie nicht we- niger vor ihren Tugenden erröthen müſſen, als wir Kälteren vor unſern Fehlern. Unſere Tugend iſt Treue; die ihrige, Liebe. Wir

lieben nur Eins, was uns wohl thut, mit Leidenſchaft, und dieſe Eine Liebe füllt unſer Herz ganz; jene Menſchen aber lieben Alles, weil ſie für unſere Treue zu groß ſind.

„Sie ſpotten, Herr Rochepied!“ ſagte Anne, und lächelte ſehr unverſtellt.

Wahrhaftig nicht. Sie halten doch Vorden wohl für einen der edelſten Menſchen. Und das iſt er auch; mehrere Züge von ihm, die ich weiß, verrathen eine Energie ſeines Herzens, die mir immer unbegreiflicher wird. Nun, dieſer Vorde zum Beiſpiel (Annens Bruſt wurde beklemmt) findet ein unglückliches Mädchen, und ſogleich erweitert ſich ſein Herz. Er arbeitet, er kämpft mit ihrem Unglück, er trotzt dem Himmel und der Erde, der Schande und der Furcht, um das Mädchen glücklich zu machen. Das Mädchen wird von dem Edelmuthe bewegt, hingeriſſen, — man geräth ja ſo leicht in das Schwärmen, — und hängt ſich nun mit der ganzen Kraft der glühenden Seele an ihn. Das Unglück macht intereſſant, Thränen ſchön, der Dienſt, den er geleiſtet hat, vertraut, die Schwärmerei unbeſonnen, weich; und — ſinnlich ſind

wir Alle. Nun denken Sie, er hätte eine Geliebte, eine Gattin, bei der die intereſſanten erhabenen Augenblicke ſparſamer vorkommen; wie leicht, aber auch wie verzeihlich, iſt da nicht eine kleine Untreue! So etwas kann uns nicht begegnen.

Die arme Anne hätte gern wieder gelächelt; aber ſie konnte nicht. „Sie wollten ein Beiſpiel anführen,“ ſagte ſie endlich, „und nun ſetzen Sie einen Fall, der möglich ſeyn könnte. Oder wäre Borde in dem Falle? geweſen oder jetzt?“

Ein einzelnes Beiſpiel führt zu keinem Beweiſe eines Grundſatzes. Ich liebe es nicht, wenn man allgemeine Sätze, die zu begreifen ſind, mit Beiſpielen aus ſeiner Bekanntſchaft belegt; und Ihr Geiſt, Mademoiſelle, bedarf keiner Beiſpiele, um mir Recht zu geben.

Er hatte eine Schlange in Annens Buſen geworfen. Aber wie war dem armen Mädchen, als ihre Freundin bei manchen Gelegenheiten etwas Aehnliches von Borden ſagte! wie erſtarrte ihr heißes Herz, als der Polizeilieutenant Borden einmal ſcherzend mit ſo

etwas neckte, und Borde erröthete! Sie erkundigte ſich genauer; und ihre Freundin ſagte: nun, Borde iſt ein großer Sanguineus. Sein volles Herz, ſeine Schwärmerei — was weiß ich? Ausſchweifen? Nein, das kann er nicht; darauf will ich ſchwören. Er iſt ein Schmetterling, der ſich überall anhängt, der Augen für jedes hübſche Geſicht hat, und ſich in vier und zwanzig Stunden in ein Duzend Mädchen verlieben könnte, wenn der Mond und die Sterne die ganze Zeit am Himmel ſtänden. Am Tage iſt er ſolide; aber am Abend muß man ſich vor ihm hüten. Der Mond und ein Paar Thränen können den Schwärmer zu allem in der Welt treiben. Ich mag die Geſchichtchen nicht einmal alle wiſſen, die unter den Leuten im Hauſe bekannt ſind.

An allem dieſem Geſchwätze der Herrſchaft und des Geſindes war Rochepied ſchuld. Er brachte auf ſehr unbemerkten Wegen allerlei kleine, ſehr wahrſcheinliche Anekdoten von Borden unter die Domeſtiken ſeines Vaters; er benutzte deſſen Unbefangenheit außer dem Hauſe, deſſen kleine Schwärmereien, ſo gut, daß er

zuletzt Vorden gegen Eltern und Schweſter vertheidigen mußte. Vorden konnte Niemand etwas ſagen, als höchſtens Schäkereien und Anſpielungen auf ſeine Liebe. Dieſe ſetzten den jungen Menſchen, wenn Anne dabei war, in die höchſte Angſt, weil er glaubte, man ziele auf ſeine Liebe zu ihr; und dann wurde er ſogleich kalt gegen ſie. Die arme Anne, die wohl wußte, was die Anſpielungen bedeuten ſollten, legte ſeine Angſt, ſeine Kälte falſch aus, und Vordens Flatterhaftigkeit wurde ihr immer gewiſſer.

Das arme Mädchen liebte ihn ſo wahr! Aber ſie glaubte, dieſe Liebe, an der ihre ſchönſten Empfindungen hingen, aufgeben zu müſſen. Sie that es, und fühlte ſich unglücklich. Das war zu der Zeit, als mir meine beiden Reden mißglückten. Rochepied ließ es damit noch nicht genug ſeyn; er trieb es weiter. Man machte wieder eine Partie auf das Landhaus an der Seine. Gegen Abend, eben als Anne und ihre Freundin die Allee hinunter gehen, verläßt Rochepied einen jungen Menſchen, lacht überlaut, und kommt lachend den beiden Mädchen entgegen. „Nun?“

fragt die Schweſter; „darf man wiſſen, worüber du lachſt?“ — Warum nicht? antwortet er. Eine Pariſer Schöne, gewiß ein reitzendes Mädchen! — ſchade um ſie! — ſchleicht unter den Kaſtanien vor dem Garten umher, gerade ſo, als ob ſie von einem Herrn aus unſrer Geſellſchaft hierher beſchieden wäre. — „So?“ erwiedert ſeine Schweſter trocken. „Und eine ſolche Unverſchämtheit kannſt du einem deiner Bekannten zutrauen? Lächerlich iſt das nun gar nicht!“

Rochepied verließ ſie. Anne hatte nichts Arges daraus; ſie ging vielmehr ganz ruhig zu ihrem Lieblingsplatze an der Seine. Hier fand ſie Borden ſchwermüthig ſitzen. Er bot ihr ſeinen Arm, und ſie nahm ihn. Kaum waren ſie ſeufzend ein Paar Schritte gegangen, ſo kam der Burſche des Gärtners, und fragte: ſind Sie Herr Borde? — „Ja.“ — Es will ſie Jemand ſprechen. — „Wo?“ — In der Allee vor dem Garten. Sie wüßten es ſchon. — „Ja,“ ſagte Borde, verbeugte ſich, und eilte zurück. — Wer iſt es denn? fragte Anne unruhig. — Ein Frauenzimmer, antwortete der Burſche; und Annen pochte das Herz vor Schrecken und Angſt.

Langſam, ſchwermüthig, bei jedem Schritte bebend, ging ſie durch die Akacien am Waſſer hin, einen langen Umweg, um Niemanden zu begegnen, bis an eine Stelle, wo ſie die Allee vor ſich hatte, die nach Paris führte. Da ſah ſie Borden an der Seite eines Mädchens den Weg nach Paris hinunter gehen und das Mädchen oft umarmen. — Anne zerdrückte die Thräne, die in ihr Auge quoll, und eine ſchmerzliche Kälte durchdrang ihr ganzes Weſen. Sie gab in dieſem Augenblicke das Glück ihres Lebens auf, und wurde ruhig.

Der Vorfall war eine Betriegerei von Rochepied. Er hatte ſchon dieſen Morgen ein eiliges Geſchäft für Borden veranſtaltet, wozu es ihm in dem Hauſe ſeines Vaters an Gelegenheit nicht fehlen konnte. Borde wollte nicht einmal mit nach dem Landhauſe; aber Rochepied ſagte: Sie können ja mitgehen, und ſich abrufen laſſen, wenn Sie zu Hauſe nöthig ſind. Dann ſchleichen Sie ſich davon, und ſtören Niemanden. In der That, Sie müſſen kommen.

Borde konnte ſich nun nicht länger wei=

gern, und ging in die Falle. Es war ein Mädchen beſtellt. Ein Menſch von Bordens Größe, und ſo gekleidet, wie er, lag im Gebüſche an der Seine. Rochepied machte Annen zu rechter Zeit auf das Mädchen aufmerkſam. Als der Bediente von Paris kam, der Borden holen ſollte, ging Rochepied ihm entgegen, und verſprach, es zu beſtellen. Zu gleicher Zeit ſagte das Mädchen zu dem Gärtnerburſchen, ſie möchte Borden gern ſprechen.

Rochepied ging mit dem Burſchen, und hielt ihn auf, bis Anne bei Borden war. Dieſer traf den Bedienten an, der ein Pferd hatte, und eilte damit in die Stadt. Kaum war er fort, ſo kam der ihm ähnlich gekleidete Menſch aus dem Gebüſche hervor, und ging zu dem Mädchen. Sobald Anne an der Stelle war, wo ſie die nach Paris führende Allee überſehen konnte, gab Rochepied, der ſie nicht aus den Augen ließ, das verabredete Zeichen. Nun gingen der beſtellte Menſch und das Mädchen mit großer Vertraulichkeit die Allee hinunter.

An dieſem Tage war Anne zum letztenmal

mal bei ihrer Freundin, der Tochter des Polizeilieutenants. Ich glaubte, meine Rede über die häusliche Glückſeligkeit, und ihre Liebe zu mir hätten das bewirkt; aber nein! ſie wollte den Unglücklichen nicht mehr ſehen, den ſie nicht aufhören konnte zu lieben, und den ſie doch verachten mußte. Nun fing Anne den ſchweren Kampf mit ihrem Herzen und mit der Verzweiflung an. Die erſten Tage hindurch gab ihr der Zorn über Bordens Niederträchtigkeit Muth dazu; aber mit jedem neuen Siege, den ſie über ihre Liebe erkämpfte, fühlte ſie ihre Kraft immer mehr ermatten. Ihr Schmerz erbitterte ſie; denn ſie war unſchuldig. Er würde Menſchenhaß geworden ſeyn, wenn ſie den Glauben an Bordens Schuld und an ihre Unſchuld behalten hätte; aber er nahm eine ſchönere Natur an, als ſie es bereuen mußte, Borden Unrecht gethan zu haben.

Sie ging ſelten mehr aus, nur zuweilen noch in die Tuilerien, und am liebſten allein. Hier geht ſie einmal einſam mit niedergeſenktem Kopfe in der dunkelſten Allee. Anne! liebe Anne! ſeh' ich dich endlich wieder?

ruft jemand; und Louiſe, des Polizeilieute- nants Tochter, ſteht vor ihr. Der Anblick dieſer Freundin erinnert Annen zu gewalt- ſam an ihre Leiden. Sie legt das Geſicht ſchluchzend auf Louiſens Schulter, umarmt ſie mit Heftigkeit, drückt ſie zitternd an ſich, und wünſcht, einmal wieder etwas von dem Jünglinge zu hören, der ſie unglücklich ge- macht hat. Beide ſetzen ſich auf eine abge- legene Bank.

„Ach, ich liebte dich immer, Louiſe!" ſag- te Anne mit einem Seufzer.

O, das weiß ich, liebe Anne. Anfangs konnte ich freilich nicht begreifen, warum du ſo auf einmal, ohne alle Urſache, wegbliebſt. Aber als ich erſt wußte, warum du nicht mehr kamſt . . .

„Wußteſt?" ſagte Anne langſam, und ſah ihre Freundin ſtarr an. „Ach, Louiſe!" ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: „das weiß Niemand."

Er hat mir es ja ſelbſt geſtanden.

„Wer?"

Borde.

„Borde? was hat er dir geſtanden?"

„Daß er dich geliebt hat. O, du glaubſt nicht, wie unglücklich der arme junge Mann um deinetwillen geweſen iſt. Er hat den Ring von dir mit tauſend Thränen benetzt, und trägt ihn auf ſeinem Herzen. Der Ring iſt ſeine einzige Freude.

„Welcher Ring? Um Gottes willen! welcher Ring?“

Den du der blinden Frau des Capitains geſchenkt haſt.

„Ach, der! Den trägt er, ſagſt Du?“

Auf dem Herzen. Liebe Anne, ich habe meine Noth mit dem armen Borde gehabt. Sieh, als du nicht wiederkamſt, und als du mir dann gar ſchriebſt, daß du nicht mehr zu mir kommen könnteſt, da fing ich an etwas zu merken. Er hatte mich ſchon oft gefragt, warum du nicht mehr kämeſt. Als ich ihm nun dein Billet gab, da ſah er mich mit den großen Augen ſo ſtarr und ſo wehmüthig an, daß ich erſchrak. Nun wußte ich Alles. Er wollte nicht geſtehen, daß ſein Herz gebrochen war; aber von dieſem Augenblicke an lebte er ganz einſam, und es hingen immer Wolken in ſeinen großen

Augen. Jetzt ſprach er wieder von dem geiſtlichen Stande, von dem mein Vater ihn ganz abgebracht hatte. Er jammerte mich, Anne, und ich würde dich ſchriftlich gebeten haben, noch ein einzigesmal zu uns zu kommen, wenn ich nur die mindeſte Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange gehabt hätte. In der That, liebe Anne, bisweilen hielt ich dich für hart; jetzt ſehe ich freilich wohl, daß du Recht hatteſt, ſo zu handeln. Ach, glaube mir, er wird nie glücklich werden; gewiß nicht!... Endlich wurde er krank. Als er glaubte, er würde ſterben, entdeckte er mir, daß er dich von dem Augenblicke an, da du ihm die Hände mit Wein und deinen Thränen verbandeſt, unausſprechlich geliebt hätte. Du glaubſt nicht, wie heiter ſein Auge wurde, als er mir von dem Abend erzählte, da er die Rede an den kleinen Gärtner hielt, und von einem andren Abend, da du mit ihm in unſerm Weingange geweſen biſt. Ach, ſagte er, und dabei liefen ihm heiße Thränen über die blaſſen eingefallenen Wangen: ach, ich bin unausſprechlich glücklich geweſen. Nur Einmal glaubte ich, daß ſie mich liebte, und

war unendlich glücklich; was wäre ich gewe⸗ſen, wenn ſie mich wirklich geliebt hätte! Sieh, Anne, das ſagte er mir in Tönen, die mir das Herz zerriſſen.

Anne lag an dem Buſen ihrer Freundin, und ſchluchzte gewaltſam. Ihre Liebe hob ſich mit ihrem Schmerze mächtig empor. „Ach,“ ſeufzte ſie endlich; „ich habe den Undankbaren geliebt. Noch jetzt bin ich unglücklich, und nie kann ich wieder glücklich werden.“

Anne, du haſt ihn geliebt? Aber was iſt denn das? Armes Kind, dein Vater. . .

„Nicht, mein Vater; er ſelbſt, der Treu⸗loſe, der Niederträchtige! O, er hat mich be⸗trogen! Ich haſſe alle Menſchen, ich haſſe mich ſelbſt; und daran iſt er Schuld.“

Betrogen, liebe Anne? womit denn? Bor⸗de, der edle, treue, gute Borde? Das iſt nicht möglich!

Anne erzählte. Louiſe blieb bei ihrer Be⸗hauptung: es iſt nicht wahr. Anne erzählte nun auch das Geſpräch mit Rochepied.

Anne, ſagte Louiſe voll Eifer, und ſtand auf: mein Bruder iſt ein Betrieger. Nun weiß ich, warum er den guten Borde ſo gern

weg haben wollte, warum er in mich drang, zu dir zu gehen. Jetzt wird mir alles deutlich. Mein Bruder liebt dich. Nun begreiſe ich, warum man gleich keine Anekdoten mehr von Borden zu erzählen hatte, ſo bald du wegbliebſt. Borde iſt unſchuldig, Anne. Er iſt dir treu geweſen. Sey künftigen Sonntag wieder hier, liebe Anne; dann ſollſt du Nachricht haben. Künftigen Sonntag um ſieben Uhr. Ich will jetzt gleich nach Hauſe.

Louiſe ſprang auf, umarmte Annen haſtig, und eilte davon. Anne ſchwankte aus den Tuilerieen zurück. Das war der Abend, da Anne bleich, in Thränen gebadet, nach Hauſe kam und über Kopfweh klagte. Sie brachte die ganze Woche unter fürchterlichen Kämpfen zu; doch am folgenden Sonntage ging ſie mit heiteren Ausſichten wieder in die Tuilerien. Endlich kam ihre Freundin, und umarmte ſie mit naſſen Augen. Borde iſt ganz unſchuldig, liebe Anne. Mein Bruder iſt ein leichtſinniger Menſch geweſen. — Sie erzählte die Begebenheit mit dem Mädchen, die ſie ihrem Bruder durch die Drohung, Borden alles zu ſagen, und durch das Verſprechen zu ſchweigen, abgezwungen hatte.

Anne umarmte Louiſen mit der entzückte-ſten Freude. „O,“ rief ſie; „er iſt unſchul-dig! Komm Louiſe, laß uns zu ihm gehen!“ Louiſe war bedenklich, und zog ihre entzückte Freundin auf eine Bank. Sie hatte überlegt, und endlich ihrem Vater die ganze Begeben-heit entdeckt. Noch immer machte dieſer ſich die ſeltſamen Begriffe von meinem Ahnenſtol-ze, die der Sohn in Umlauf gebracht hatte. Er rieth Louiſen: wenn ſie ihre Freundin und Borden liebte, allen Umgang mit Annen ab-zubrechen, um ſie nicht aufs neue unglücklich zu machen. Louiſe ſah wohl ein, wie vernünf-tig das war, und entſchloß ſich zu einer Lüge. — Arme Anne, ſagte ſie; es geht mir nahe, dir das abſchlagen zu müſſen. Ich habe dir Bordens Geſchichte noch nicht auserzählt. Er wurde wieder geſund. In der That hör-te er nicht auf, dich zu lieben; aber er ſah ein, daß es unmöglich war, dich zu beſitzen, und auf Zureden meines Vaters, gewiß auf deſſen Zureden, und weil er nicht die mindeſte Hoffnung hatte, jemals deine Hand zu be-kommen, entſchloß er ſich . . . „Zu heira-then?“ rief Anne mit todtenbleichem Geſich-

te, und ſchlug die bebenden Hände heftig em-
por. Louiſe konnte vor Angſt nicht mehr ſpre-
chen. Sie hatte nur ſagen wollen: ein Geiſt-
licher zu werden. Aus Mitleiden und Angſt
ſchwieg ſie ſo lange, bis es nicht mehr Zeit
war, zu verbeſſern, was Anne geſagt hatte.
Sie ließ es alſo dabei, und ſuchte nur, ihre
Freundin durch die Vorſtellung zu beruhigen,
daß es unmöglich geweſen ſeyn würde, ihre
Liebe zu befriedigen. Anne legte beide Hände
auf ihr Herz, und fragte noch einmal: „war
er mir treu? hat er mich nicht betrogen?"

Gewiß, treu war er dir. Er betrog dich
nicht. Gewiß nicht, liebe, unglückliche Anne!

„So iſt es gut! ſo iſt es gut! Ueber den
Sternen! ſag ihm das! Leb wohl." Sie riß
ſich aus Louiſens Armen, und eilte nach Hau-
ſe. Am folgenden Morgen ſank ihr das Buch
aus der Hand, und ſie verlangte aus Paris weg.
Wir gingen, wie ich ſchon erzählt habe, nach
Sarzy, wo die unglückliche Anne, die alle ihre
Hoffnungen über den Sternen hatte, Adelaiden
unter den Schauern der Ewigkeit, unter den
Thränen ihres Elendes, in einer andren Welt
erzog. Dort waren wir ſo glücklich, als wir es

ſeyn konnten. Mein Sohn ſchrieb uns alle acht Tage den Gang der Unruhen und des Streites, der zwiſchen dem Hofe und dem Parlemente ausgebrochen war. Ich dankte dem Himmel, daß ich nicht mehr in Paris lebte. Nun konnte ich doch die Reden, die man im Parlemente hielt, mit der größten Sicherheit beurtheilen. Man lachte über den Kampf der Parlemente mit dem Hofe; aber ich ſah in dieſem Wölkchen ſchon das Gewitter, das nachher Frankreich verwüſtete, und ſo galt ich in der Folge unter unſern Bekannten für ein Orakel in der politiſchen Vorausſehungskunſt.

Um dieſe Zeit kam ein gewiſſer Saſſemont nach Sarzy, der für die Intendantur der Provinz Geſchäfte mit mir abthun ſollte. Ich habe nie in meinem Leben ein widerlicheres Geſicht geſehen als dieſes. Es war eine wirkliche Feuerländer-Phyſiognomie. Ich glaube, er iſt das Original geweſen, nach welchem ſich die Incroyables, die jetzt in Paris umgehen, gebildet haben. Die kleinen funkelnden, pechſchwarzen ſchielenden Augen lagen tief in den Augenhöhlen, als ob ſie das Licht ſcheueten,

oder als ob die Stirn, die ſo weit hervor-ragte, nur das Futteral ſeiner wahren Stirn wäre. Alle übrigen Theile des Geſichtes, die Lippen, die Wangen u. ſ. w., hingen ſchlaff herab, wie angeflickte Lumpen. Dieſes Schlaffe-gab dem Geſichte eine widerliche, ſchafartige Dummheit, die aber fürchterlich wurde, ſo-bald man einen Blick in die liſtigen, lauern-den Augen warf. Ich habe nachher in den Blutzeiten ſchreckliche Phyſiognomieen geſe-hen; aber eine ſo dumm liſtige, boshaft plum-pe nicht wieder. Der Bart ſtand nur gruppen-weiſe hier und da in den Vertiefungen des Kinnes; das ſchwarze ſchmutzige Haar hing wie ſteife Borſten um das Geſicht her. Die Geſtalt war dürr, die Beine ſo ſtarr, ſo höl-zern, wie Stuhlbeine, Hand und Finger lang, dürr, und mit einer geſpannten, kalten Froſch-haut bedeckt. Der ganze Kerl hatte nichts Rundes an ſich, als den Bauch; alles Andere war ausgedorrt.

Nun, dieſer Saſſemont kam nach Sarzy. Ich glaubte, ihn höflich behandeln zu müſſen; denn er hatte lange Jahre in Paris als er-ſter Spion gedient und das Vertrauen des

Miniſters *** gehabt. Er war ſogar in verſchiedenen ſehr großen Häuſern zu allerlei gebraucht worden. Auch kündigte ſich der Menſch ſogleich eben ſo wichtig an, als er ſich dünken konnte. Er erzählte mir, daß er mit dem Miniſter ***, dem***, dem***, und dem *** in Verbindung geſtanden hätte. Von allen dieſen Leuten ſprach er in einem ſolchen Tone, daß man wohl ſah, wie vertraut er mit ihnen gelebt hatte; und ganz kalt, ohne alle Veranlaſſung, ſetzte er hinzu: Glauben Sie mir, Herr St. Julien, wäre ich jetzt in Paris, das halbe Parlement würde gerädert. Bei meiner Seele! das halbe Parlement! und die andere Hälfte ſollte dann ſchon regiſtriren. Ich mußte meine Galle einmal ausſchütten, und habe es einer ſehr hohen Perſon geſchrieben. Solche Lumpenkerl! Wie geſagt: gerädert; eher wird nicht Ruhe. Zwar hatte ich keinen Titel, als ich noch gebraucht wurde; aber man befand ſich wohl bei dem, was ich rieth, lieber Herr St. Julien. Haben Sie damals je von Unruhen gehört? Man muß aber das Kind in der Geburt erſticken. Was iſt an einem Menſchen gelegen?

Ich vergoß bei dem Kerl Angſtſchweiß, drückte ihm aber konvulſiviſch die Hand, verbeugte mich einmal über das andere, und ſagte bei jeder Pauſe: „recht, recht, Herr Saſſemont! Fahren Sie doch fort, ich bitte Sie darum.“ Gewiß, ich bin nicht grauſam; aber ich hätte einen Theil meines Vermögens darum gegeben, wenn ich dieſen Menſchen irgendwo auf dem Rade angetroffen hätte. Denn welches Unglück konnte jemand nicht anrichten, der laut erklärte, daß ein Paar hundert Köpfe mehr oder weniger in einem wohl eingerichteten Staate nichts machten! —„Nur müßte man, dächt' ich unmaßgeblich, lieber Herr Saſſemont, den Unſchuldigen erſt herausſuchen.“ Das ſagte ich, und ſuchte durch ein höfliches Lächeln den Widerſpruch weniger auffallend zu machen. — Was Unſchuld, lieber Herr St. Julien! erwiederte er, und knackte ſo gräßlich mit den langen, dürren Fingern, die er an einander preßte, daß ich glaubte, er rädere ſchon Jemanden. Was Unſchuld! Darnach kann man nicht fragen; wo ſoll die Zeit dazu herkommen? Sie glauben nicht, was für Geſchäfte ein Mini-

ſter hat. Ich danke Gott, daß ich jetzt meinen ruhigen Poſten in der Provinz habe. Sie werden ſagen: eine ſchlechte Belohnung für meine Dienſte. Aber, lieber Herr St. Julien, das iſt der erſte Schritt in meiner Carriere; und — ſetzte er lächelnd, mit den kleinen Augen winkend, hinzu — um mein Glück iſt mir nicht bange. Ich habe zu tief in die Karten gekuckt. Sie ſollen ſehen, wie geſchwind ich ſteige; und, wie geſagt, lieber Herr St. Julien, kann ich Ihnen einmal irgend einen großen Dienſt erweiſen, ſo rechnen Sie auf meine Freundſchaft.

Ich ſah wohl ein, daß der Kerl prahlte, ja, daß er eben darum prahlte, weil ich ſeinen Worten zu glauben ſchien. Aber, was half mir das? konnte nicht der Kerl, der doch mit dem Miniſter in Verbindung geſtanden hatte, die ſeltſamſten Lügen von mir erſinnen, wenn er ſich von mir beleidigt glaubte? Ich verließ ihn einen Augenblick, und bat meine Familie, ihm alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen, und ſich um des Himmels willen alles Urtheilens über die Unruhen in Paris zu enthalten.

Als meine Familie den Mittag zu Tiſche kam, ſah ich, welch einen höchſt widrigen Eindruck Saſſemont auf ſie machte. Er fiel nun mit großer Geſchwätzigkeit über meine Frau her. Dieſe that, ich glaube mir zum Poſſen, die beleidigende Frage an ihn: in welchen Geſchäften hat man Sie denn eigentlich in Paris gebraucht? Ich wurde vor Verlegenheit roth, nahm aber geſchwind mein Glas, und ſagte: „Sie trinken ja nicht, lieber Herr Saſſemont; mein Wein ſchmeckt Ihnen nicht. Befehlen Sie ſüßen, etwa Lynell oder Frontignac?" So half ich ihm glücklich von der Antwort. Ich verwickelte ihn nun in Geſpräche mit mir, daß nur meine Frau ſich nicht wieder hineinmiſchen ſollte; und nach Tiſche erklärte ich dann ſehr beſtimmt: ich wünſchte, daß dieſer Mann auf keine Weiſe beleidigt würde.

Es iſt ein unverſchämter Prahler, ſagte Anne. — „Aber Anne," antwortete ich, „iſt das nicht ebenfalls Eitelkeit und Hochmuth, wenn du einen Triumph darin findeſt, ihn wiſſen zu laſſen, daß du ihn durchſiehſt?" — Er ſollte, ſagte meine Frau, uns wohl für ſo

einfältig halten, daß… „Laß ihn doch,“ unterbrach ich ſie; „laß ihn doch! deſto weniger haben wir ihn zu fürchten.“ — Fürchten? ſagte Anne lächelnd. — Dieſen elenden Kerl? ſetzte meine Frau hinzu. — „Dieſer elende Kerl,“ rief ich erhitzt, „iſt mein Gaſt. Ich befehle euch, ihn reden zu laſſen, ohne ihm ins Wort zu fallen.“

Sie gehorchten zwar; aber ich erröthete am Tiſche wenigſtens hundertmal, weil ich bemerkte, daß meine Frau bei den Komplimenten, die ich dem Menſchen machte, ſpöttiſch lächelte, und Anne ſich ſchämte. Ich ſchämte mich ſelbſt davor; um aber nicht ganz Unrecht zu haben, übernahm ich ſeine Vertheidigung. „Kinder,“ ſagte ich, „was kann der Menſch für ſeine Phyſiognomie? Er iſt ſo übel nicht; glaubt mir, er iſt ſo übel nicht. Freilich prahlt er; aber wir können dabei gewinnen, wenn wir deſto demüthiger ſind. Und dann macht er doch von Paris eine ſo lebendige, wahre Beſchreibung, daß ich ihm ſogar mit Vergnügen zuhöre. Wollt ihr es ihm anrechnen, daß er ſich hat als Spion gebrauchen laſſen, ſo rechnet ihm auch den Muth an,

der zu dieſem Geſchäfte gehört; oder bringt doch wenigſtens das Böſe in Anſchlag, das er nicht gethan hat.“ Hierüber gerieth ich mit meiner Frau in einen ſehr lebhaften Streit. Ich fühlte mein Unrecht; aber ich konnte und wollte es nicht geſtehen. Lieber Vater, ſagte Anne, man muß den Teufel haſſen, ſo furchtbar er auch iſt; und dieſem Menſchen fehlt zum Teufel doch ſehr wenig. Schweigen will ich; doch unmöglich kann ich mich vor ihm beugen, mein Vater.

Ich ſchämte mich vor meiner Tochter; aber helfen konnte ich mir nicht. Dieſer Menſch mit ſeiner Galgen-Phyſiognomie war mir zu fürchterlich. Ich war jeden Augenblick in Angſt, er möchte den Eindruck bemerken, den er auf meine Familie machte; und um die Wirkung davon ſchon vorher zu ſchwächen, ſagte ich ihm: meine Tochter ſey deshalb bei Tiſche ſo ſtill, weil ſie nichts von ſeinen Erzählungen verlieren wolle. Mit dieſem politiſchen Streiche wußte ich mir, wer weiß wie viel; aber ich hatte das Uebel nur ärger gemacht. Der Kerl zog vor Vergnügen die Lippen ſo weit aus einander, daß man hätte

eine

eine Fauſt hineinſtecken können, und nun wendete er ſich mit ſeinen Erzählungen ohne Unterlaß an Annen. Er that unerträglich freundlich mit dem Mädchen. Es war wirklich ein ſchrecklicher Anblick, den Menſchen vor Annen ſtehen zu ſehen: dieſe genarbte, gezeichnete Stirn, dieſes tückiſche Auge, dieſen offnen, lüſternen, hangenden Mund vor der heitern Stirn, den offnen freien Blicken und dem lieblichen Munde des Mädchens. Die Hölle ſchien ſich vor dem Eingange des Himmels gelagert zu haben. Anne behandelte ihn auf mein Winken wenigſtens nicht unhöflich, und der Menſch ſchien großes Vergnügen an ihrer Geſellſchaft zu finden. Er erzählte mir den Abend in Vertrauen, daß er mit ſeinen Geſchäften in Paris ein Vermögen von zehntauſend Livres jährlicher Einkünfte erworben habe. Und meine Familie, Herr St. Julien, ſetzte er hinzu, iſt keine der ſchlechteſten im Lande. Die Saſſemonts ſind in Bretagne bekannt genug.

Das Alles ſagte er mit ſo furchtbarem Winken und Blinzeln der kleinen Augen, daß ich jeden Augenblick einer Bewerbung um An-

nens Hand entgegen ſehen mußte. Mit unbeſchreiblicher Freude ſah ich ihn endlich wieder abreiſen; aber er rief mir noch aus dem Wagen zu, daß er bald wiederkommen würde. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben unruhiger geweſen zu ſeyn, als wenn ich an dieſen Menſchen dachte. Bald erkundigte ich mich genauer nach ihm, und hörte, daß er ſo gut wie Intendant der Provinz war. Aber wäre er Premier-Miniſter geweſen, ich würde ihm Annens Hand nicht gegeben haben, und hätte er mich auch, wie ſeine Finger, gerädert. Meiner Familie verſchwieg ich die Furcht, die ich hatte, daß er auf Annen dächte.

Nach vier Wochen kam er wieder, in einer glänzenden Equipage, mit ſtrahlenden Brillanten an den dürren Fingern, und in den prächtigſten Kleidern, die ihn nur noch abſcheulicher machten. Aus dieſem Glanze ſchloß ich ſehr richtig auf ſeine Abſicht, und empfing ihn zitternd. Ich habe Nachrichten aus Paris, ſagte er mir ſchon beim Ausſteigen ins Ohr. Wenn Espremenil ſeinen Kopf in den künftigen Monat hinein trägt, ſo geb'

ich Ihnen dieſe Kleinigkeiten (er hielt mir ſeine Ringe unter die Augen) für einen Pfeifenſtiel. Ich kenne dieſen armen Teufel. Der Hof wird durchfahren. Was wetten Sie, man hält ein lit de justice, ehe noch ein Monath vergeht, und der Scharfrichter wird zu thun bekommen.

Es war mir, als ſtände der Scharfrichter ſchon hinter mir, und als ſollte ich eben niederknieen: ſo erſchrak ich vor dem Geſichte, mit dem er dieſe Worte begleitete. Wie geſagt, hob er an, als er in meinem Zimmer oben war: wie geſagt, ich kann jetzt eine Kleinigkeit verdienen. Der Duc d'Orleans — Se. Hoheit haben mir immer viel Vertrauen erwieſen — hat mir den Auftrag gegeben, in der Provinz beträchtliche Geſchäfte im Kornkauf für ihn zu machen. Ich ſtehe Ihnen dafür, fliſterte er mir freundlich zu, wir gewinnen Beide dabei, der Duc und ich. Aber was macht denn Ihre liebenswürdige reitzende Tochter? Sie müſſen ja nicht etwa glauben, daß ich immer in der Provinz bleiben werde! Paris, Herr St. Julien, iſt der rechte Ort für mich. Ich ſtehe in bedeutenden Verbin-

zungen, glauben Sie mir das, liebſter Freund; und man muß ſein Schäfchen ſcheeren, wenn es Wolle hat. Hören Sie, es trägt mir ein hübſches Sümmchen ein, daß der Düc d'Orleans nicht Admiral von Frankreich geworden iſt. Es war ihm verſprochen, und der Hof hätte ſollen Wort halten. Ein guter Fuchs hat zwei Löcher, und doppelte Ernten ſind beſſer als einfache. Sehen Sie, das ſind meine Grundſätze. Ich bin ein ehrlicher Mann. (Das Wort erſchreckte mich; es war, als wollte er mich auf der Stelle ermorden.) Der Himmel gebe noch eine ſchlechte Ernte, und dann will ich den ſehen, der es in Paris mit mir aufnehmen ſoll. Meine künftige Frau muß leben können, wie die Frau des erſten Pairs im Reiche. Aber was macht denn die reitzende Anne? In der That, ich habe an nichts als an ſie gedacht.

So ging das in Einem fort. Am folgenden Morgen, als ich kaum aufgeſtanden war, kam denn der gefürchtete Augenblick. Nach einem Eingange, in welchem Saſſemont mir noch einmal ſeine bedeutenden Verbindungen und ſein Vermögen angeprieſen hatte, bat er

mich um Annens Hand. Ich hätte glänzende Partieen machen können, ſetzte er hinzu; aber ich will ein tugendhaftes Mädchen, ein Mädchen, deſſen Herz für das meinige paßt, eine ſtille, unſchuldige Seele. — „Dieſe Verbindung, lieber Herr Saſſemont,“ ſagte ich furchtſam, „iſt ſehr ehrenvoll für uns, und ich ſcheue mich daher gewiſſermaßen, Ihnen zu ſagen, daß ſich Schwierigkeiten dabei vorfinden. Unſere Anne iſt eine kleine Schwärmerin, die in der That nicht für die Welt und für Ihre großen Hoffnungen paßt.“ — Das giebt ſich; glauben Sie mir, das giebt ſich. Unbekanntſchaft mit der großen Welt, nichts weiter. — „Um Vergebung, meine Anne iſt in Paris erzogen.“ — Thut nichts. Das nehm' ich auf mich. Ich will ſie ſchon bilden. Sie ſollen Ihre Tochter nach vier Wochen nicht wieder kennen.

„Ich glaube ſogar, ein kleiner, unſchuldiger Liebeshandel . . .“ — Thut nichts, liebſter Herr St. Julien; ich habe das Leben auch genoſſen. Wie geſagt, nach vier Wochen ſollen Sie Ihre Tochter nicht mehr kennen. — Ich ergrimmte über dieſe Vorſtellung;

aber ich war zu furchtſam, meine Empfindungen ausbrechen zu laſſen. In großer Verlegenheit verſprach ich, meiner Familie ſeinen Antrag mitzutheilen. Er verbeugte ſich, und fing nun auch ſogleich an, mit ſeinen Betriegereien vertrauter gegen mich zu werden. Ich wollte nicht mehr hören, und ſagte: er möchte mich entſchuldigen; ich hätte nothwendig zu ſchreiben. Er verließ mich. Nach einigen Minuten hörte ich ſeine Stimme im Garten, und öffnete das Fenſter. Anne kam ſo eben die Allee herunter, und Saſſemont ging auf ſie zu. Aus ſeinem eilfertigen Gange und ſeinen Verbeugungen vermuthete ich mit Schrecken, daß er wohl gar Annen ſelbſt ſeinen Antrag machen könnte, und dann fürchtete ich ihren Abſcheu vor ihm.

Ich hatte nur allzu ſehr Recht. Anne kam in der ſtillen Ruhe ihres edlen Bewußtſeyns daher. Die Ewigkeit lag wie ein Lichtmeer vor dieſer ſchönen Seele ausgebreitet, und ihr Herz ſchwamm in einem Strome der reinſten Liebe, der heiterſten Unſchuld. Noch ſtand die letzte Thräne ihres Morgengebetes auf ihrer Wange; ihre Hände waren noch gefal-

tet, und ihre Augen in die Wolken gerichtet. Da hüpfte der Elende auf ſie zu, mit dem Wunſch einer ſchlechten Ernte im Herzen, und mit Stolz auf ſeine laſterhaften Verbindungen. Wie konnte dieſer niedrige Menſch ſich vor die erhabne Anne ſtellen? wie konnte der Teufel den Engel der Unſchuld um Liebe bitten? Aber er that es.

Anne beantwortete Saſſemonts Fragen nach ihrem Befinden mit gütiger Geduld; denn ihr natürlicher Abſcheu vor ihm konnte nicht ſogleich durch die Ruhe der Ewigkeit, die ihre Seele füllte, hervorbrechen. Ich habe, ſagte er freundlich, und wollte eine von Annens gefalteten Händen ergreifen — ich habe nicht Ruhe und Raſt gehabt, bis ich Sie wiederſah.

„Ich wünſche Ihnen Ruhe, Herr Saſſemont," antwortete Anne gutmüthig: „gewiß, das thu' ich."

In der That? O, Sie können mir Ruhe geben, und noch mehr als das, den Himmel auf Erden.

„Ich kann das nicht; das können nur Sie ſelbſt."

Wahrhaftig, Sie allein, reitzendes Mädchen; und ich würde verzweifeln, wenn Sie es nicht thäten. Aber ich verlange viel. Ich verlange dieſe ſchöne Hand, und mit ihr dies ſchöne Herz. — Anne verſtand das nicht, und ſah ihn errathend an. Er legte das Schweigen unrecht aus, und fuhr fort: ich habe Ihrem Herrn Vater entdeckt, daß ich Sie unendlich liebe. Er ſagt nicht ja, nicht nein, und will mit Ihnen ſprechen. Als ich neulich hier war, ſchienen Sie mich mit Vergnügen zu hören. Darf ich nun hoffen, daß Sie auch das Opfer meines Herzens mit Vergnügen annehmen werden?

„Nein, mein Herr!" ſagte Anne, und trat erſchrocken zurück; „wenn das in Ernſt Ihre Hoffnung iſt, ſo geben Sie ſie ganz auf."

Warum aber, meine Theure? warum aber? Sie werden von Ihrem Vater hören, wie meine Umſtände ſind. Es wäre eitel, ſie Ihnen zu ſagen. Ich gehe wieder nach Paris. In der That, ich habe keinen andren Gedanken, als Sie glücklich zu machen.

„Das werden Sie thun, ſobald Sie kein

Wort mehr über dieſen Punkt reden. Es iſt geradezu unmöglich.“

Warum aber, meine Gütige? Sagen Sie nur, was Sie von dem Manne fordern, der ſo glücklich ſeyn ſoll, Ihr Herz zu erhalten. Alles, was Sie fordern können, will ich thun. Ich will mich nicht rühmen; aber Madame Saſſemont darf auf alles Anſprüche machen, was. . . . Ich habe noch jetzt ein Geſchäft, wodurch ich allein reich werden könnte: den Aufkauf des Korns in der ganzen Provinz.

„Das eben, mein Herr,“ ſagte Anne mit Abſcheu, weil ſie wußte, welche Noth dadurch entſtand: — „das eben! Es iſt fürchterlich, abſcheulich. Nur ein Böſewicht konnte einen ſolchen Plan erſinnen.“

Der Menſch konnte noch erröthen. Sie ſind eine kleine Schwärmerin, hat mir Ihr Vater geſagt; aber das wird ſich geben. Glauben Sie mir, dieſe Hungersnoth hat ihre großen Abſichten. Was thut es denn auch, wenn einige Familien ſich einmal etwas behelfen müſſen? Deſto angenehmer werden wir des Lebens genießen, wenn der Pöbel auch ein wenig . . .

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Anne mit Schaudern, und vor Zorn erröthend — „meine einzige Empfindung gegen Sie iſt Abſcheu und Verachtung.“ Mit dieſen Worten wendete ſie ſich von ihm ab, und kehrte in die Allee zurück. Er blieb noch ein Paar Minuten allein ſtehen, beſah ſeine Ringe, und ging dann auf das Haus zu. Ich erwartete ſogleich nichts Gutes, und ging ihm freundlich entgegen. Ob er jetzt dummer oder boshafter ausſah, weiß ich nicht; aber genug, er kam mir erſchrecklich vor. Ihre Tochter, ſagte er in Tönen, die ſo ſcharf wie ein Scheermeſſer in das Gehör ſchnitten — ihre Tochter hat mich beleidigt, ſehr beleidigt. Sie haben keinen Theil daran, das weiß ich; ſonſt bin ich der Mann nicht, der ſich ungeſtraft beleidigen läßt. Ich kann Hände in Bewegung ſetzen, die alles für mich thun.

Hätte man mich in dieſem Augenblick über die Gränze geſchickt, es würde mir nicht halb ſo ſchrecklich geweſen ſeyn, als die Hände, auf die er mich hinwies. „Ich ſagte Ihnen ja, lieber Herr Saſſemont,“ erwiederte ich zitternd, „daß ſie eine Schwärmerin iſt.“ —

Ei was! Schwärmerin! ſie hat den Duc d'Orleans einen Böſewicht geheißen. (Ich wurde todtenbleich.) Einen Prinzen vom Geblüte! Von mir will ich gar nicht einmal etwas ſagen ... Aber ich verlaſſe mich auf Sie, lieber Herr St. Julien, ſetzte er ſanfter hinzu.

Da ſaß ich nun in der größten Verlegenheit. — Haben Sie es Ihrer Frau Gemahlin ſchon geſagt? — Ich antwortete in der Angſt ja, und ſo eben trat meine Frau in das Zimmer. Er wendete ſich nun mit ſeinem Antrage ſogleich an ſie, und ich ſah alles das Unglück vorher, das kommen würde. Meine Frau erröthete; dann lächelte ſie höhniſch. „Ich weiß nicht, Herr Saſſemont,“ ſagte ſie ein wenig ſpöttiſch, „was Sie hat verleiten können, uns dieſen Antrag zu thun. Sie mögen reich und von Adel ſeyn; aber unſere Tochter iſt nicht für Sie. Das hätten Sie ja leicht ſelbſt ſehen können.“

Wie ſo? wie ſo? Was hätte ich denn ſehen ſollen? Warum wäre Ihre Tochter für mich zu gut, liebe Frau?

Die Anrede „liebe Frau“ machte meine

Frau böſe. „Meine Tochter,“ ſagte ſie aufgebracht, „iſt für jeden zu gut, der Spion geweſen iſt, und wäre er auch des Königs Spion geweſen. Sie ſoll ihre Hand einem ehrlichen Manne geben. Nein, nein, mein Mann hat recht; das Handwerk ſieht Ihnen aus den Augen.“ Da war denn alles heraus, und ich ergab mich in mein Schickſal. Dich hängen oder köpfen, mehr kann man doch nicht thun, dachte ich; und der Tod iſt ja nur ein Augenblick. Wenn ich nur erſt wüßte, was der Duc d'Orleans über mich beſchließen würde.

Saſſemont wurde blaß und roth. Er blies ſich auf, knackte mit den Fingern, ſtemmte die Hände in die Seite, und blitzte ſo teufeliſch aus den kleinen Augen hervor, als ob er uns ermorden wollte. Es wurde in meiner Bruſt warm, und mein Herz hob ſich, weil ich nun einmal auf den Tod gefaßt war. Ich trat auf ihn zu, und ſagte muthig: meine Frau hat Recht. Unſre Tochter iſt nicht für Sie. Ich habe nur noch Augenblicke zu leben, und die will ich nicht gern an die Glückſeligkeit meiner Anne wenden. Laſſen

Sie alle Hoffnungen fahren, Herr Saſſemont. Ich bin auf alles gefaßt; aber, bei Gott! Anne ſoll glücklich ſeyn. Das Leben iſt ja nur ein Rauch, der Traum eines Traumes; und auch Sie, Herr, müſſen ſterben. Alſo wohlan! wohlan!" Ich trat auf ihn zu. Er flog mit einem Angſtgeſchrei zum Zimmer und zum Hauſe hinaus, rief nach ſeinem Wagen, und war in einer Viertelſtunde verſchwunden.

Anne trat nicht lange nachher in das Zimmer. Ich umarmte ſie feierlich, und es floſſen Thränen aus meinen Augen. In dieſer Minute fühlte ich, daß ſelbſt die Aufopferung des Lebens ein Vergnügen werden kann. Ich betrachtete meine Familie, der ich das große Opfer gebracht hatte, mit ſtolzen Blikken; ſtolzer können die Griechen und Römer nicht geweſen ſeyn, die für ihr Vaterland freiwillig ſtarben. Indeß ich ſo meine Frau anſah und auf Erſtaunen, auf Bewunderung rechnete, fuhr ſie empfindlich heraus: ich weiß auch nicht, was du machſt! Wer iſt nun an allen dieſen einfältigen Dingen Schuld als du? — „Als ich?" fragte ich mit großen

Augen. — Doch wohl, lieber Vater! ſagte Anne ſanft; dieſer Elende wäre ohne Ihre Höflichkeitsbezeugungen wohl ſchwerlich auf den Gedanken gerathen, um mich anzuhalten.

Mein Streiten dagegen half nichts. Endlich wurde ich unmuthig, weil Niemand an die Gefahr dachte, in der ich ſchwebte. Ich ſagte: „und wenn auch, wenn auch! ſo biſt du doch nun frei, mein Kind; ſo hab' ich doch nun mit meinem Leben dein Glück erkauft!" Anne ſah mich verwundert an. Meine Frau fragte ungeduldig: mit deinem Leben? was willſt du denn damit ſagen?

Ich erklärte mich. Meine Frau rief: was kann denn dieſer Elende? Kann denn der Duc d'Orleans uns wehren, Annen einem Spitzbuben abzuſchlagen? Du biſt wunderlich, lieber Mann. Wahrhaftig, ich habe zehnmal ſo viel für Annen gethan, als du. Ich ſagte ihm, er wäre Spion geweſen. Du rührteſt dich ja nicht. — „Gebt Acht," ſagte ich laut und feierlich; „gebt Acht, was es mir koſten wird!"

Meine Frau lachte; Anne fiel mir, aber

doch lächelnd, um den Hals. Ich war überzeugt, ein großes Opfer gebracht zu haben, und hatte nun nicht einmal die Freude, daß man es dafür gelten ließ. Beide fürchteten Saſſemont nicht; ſie hätten wenigſtens mir anrechnen ſollen, was es mir koſtete ſo zu handeln.

Mein Triumph verminderte ſich ſehr. Iſt denn, fragte ich mich ſelbſt, die Freude über eine edle Handlung ſo abhängig von dem Beifalle der Menſchen? Wehe dann der armen Tugend, die, wie die Eitelkeit, vom Lobe leben muß! — Ich bereuete wenigſtens mein Opfer nicht; und wenn der Scharfrichter herein getreten wäre, ich hätte ruhig meinen Kopf hingehalten, ſo undankbar meine Familie auch war.

Als acht Tage hinliefen, ohne daß ſich jemand bei mir meldete, verſchwand meine Furcht nach und nach, und ich fing an wieder ruhig zu athmen. Gerade um dieſe Zeit brach die große Revolution aus, die Frankreich ſo viel gekoſtet hat. Man kann leicht denken, was ich dabei leiden mußte. Ich war in dem Zuſtande jenes Schmeichlers, dem das

Schwert an einem Haare über dem Kopfe hing. Es ſchien mir immer, als ob ich bei⸗den Partheien gleich⸗verdächtig wäre. Ich hob allen Umgang auf, brach alle meine Freundſchaften ab; denn — konnte nicht einer von meinen Bekannten in Verdacht gerathen? Aber dann ſchien mir wieder die Eingezogen⸗heit, worin ich lebte, eben ſo gefährlich zu ſeyn; konnte man nicht glauben, ich haßte die Neuerungen? Nun bat ich das Haus voll Gäſte; aber ich zitterte bei jedem politiſchen Geſpräche, das man führte, und hielt es für gleich⸗gefährlich, Theil daran zu nehmen, oder nicht. Ich verbrannte meine Adelsurkunden, erließ meinen Bauern die Dienſte, die ſie mir ſchuldig waren, galt daher in meiner Gegend für den beſten Patrioten, und zitterte vor dieſem Nahmen. Noch jetzt iſt es mir unbe⸗greiflich, daß die Angſt in den ſchrecklichen fünf Jahren mich nicht getödtet hat. Ich ſchrieb niemanden mehr einen Brief, außer meinem Sohne, und doch auch dem nur die gleichgültigſten Dinge. So gern ich ihn auch aus Paris weg gehabt hätte, ſo wagte ich es doch nicht ihm zu ſagen, daß er zu uns nach

Sarzy kommen möchte. Bei dem ſchrecklichen Gewitter, das über unſerem Leben hing, bewunderte ich die ungeſtörte Ruhe meiner Familie. Meine Frau ſchimpfte bald auf dieſe, bald auf jene Parthei; meine Tochter Anne hing auf die Seite der Revolutionäre hinüber: und Beide thaten das ſo dreiſt, ſo ohne Zurückhaltung, daß ich erſtaunte. Ich verſteckte heute den Montesquieu und den Rouſſeau, damit ſie mich nicht in Verdacht des Jakobinismus bringen ſollten; ich holte ſie morgen wieder hervor, und legte ſie beide aufgeſchlagen in mein Vorzimmer, um ſie als Zeugen meines Patriotismus zu gebrauchen.

Ich ſuchte mich ſelbſt zu überreden, daß ich es mit keiner Parthei hielte, und war ſo erfinderiſch es zu glauben. Es ging ſo weit, daß ich mit mir ſelbſt zankte. Zuletzt rief ich dann immer: es ſind alles brave Leute, die es mit Frankreich gut meinen. Lieber Gott! ſeufzte ich; was liegt daran, auf welche Weiſe wir regiert werden, wenn wir nur Brot und Sicherheit haben! Meine Frau war, wie geſagt, wechſelsweiſe Royaliſtin und Republikanerin, und Beides mit großer Heftigkeit.

Sie wollte, meinte ſie, den wahren Punkt wohl treffen, auf den es ankäme. Ich hätte doch den Staat ſehen mögen, dem ſie eine Konſtitution gegeben hätte! — Jeden Mittag und jeden Abend hatte ſie einen neuen Plan, Frankreich glücklich zu machen, den ſie mir und Annen in ihren gewöhnlichen Fragen und Anreden zu erklären ſuchte, wobei ſie ihre Gleichniſſe jedesmal von dem Eſſen hernahm, das vor uns ſtand. Sie meinte es mit dieſen Gleichniſſen ſehr ehrlich; aber freilich klangen ſie oft wie die bitterſten Satiren. Die Patrioten machten ihr alles recht, bis jemand das Leben verlor; dann war ſie eine erklärte Royaliſtin, bis eine neue Rede, die ſie im Moniteur las, ſie wieder bekehrte. Für mich konnte ich ſo ziemlich ſicher ſeyn; denn ich ſprach mit einem Fremden oft eine ganze Stunde lang von einer Turteltaube, die Annen gehörte, und nicht ein Wort von der Revolution. Aber für meine Frau zitterte ich. Ihre erſte Frage an jeden Fremden war: nun, wie geht es in Paris? Dann ergoß ſie ſich den Augenblick in einen Strom von Verwünſchungen, ohne erſt zu hören, wie

der Fremde dachte; und zuletzt, ſo oft ich ſie auch dringend bat, dies zu unterlaſſen, berief ſie ſich auf mich, als ob das, was ſie vorgetragen hatte, meine Meinung wäre. Du wirſt uns noch Alle unglücklich machen! ſagte ich oft; und ihre Antwort war: „laſſe ich ſie nicht in Paris thun, was ſie wollen? Nun, müſſen ſie mich denn nicht wenigſtens denken und ſagen laſſen, was ich will?" — O! ſoll denn, rief ich, dieſe ſchreckliche Begebenheit noch zu allem Unglück auch Unfrieden in meinem Hauſe ſtiften? — „Nein, nein, lieber Mann! behüte mich Gott davor!" — Sie fiel in meine Arme, und acht Tage hindurch enthielt ſie ſich des Verwünſchens; aber nur acht Tage: dann hatten wir daſſelbe Spiel, bis ich wieder des Hausfriedens erwähnte.

So unwahrſcheinlich es auch ſcheinen wird — ich blieb mir ziemlich gleich, und machte zu allem ein gutes Geſicht, bis auf den Tod des Königs. Da ſtimmte ich, und ſehr aufrichtig, in die Ausrufungen meiner Frau ein, die in Thränen zerfloß und in Verwünſchungen ausbrach. Wer kann einen König vom Throne herab auf das Blutgerüſt ſteigen ſe-

hen, ohne Thränen zu vergießen, und ſollten es auch nur Thränen über die Veränderlichkeit des menſchlichen Glückes ſeyn! Ach, ſterben iſt wenig, das fühlte ich; aber einen großen Monarchen ſo ſterben ſehen, iſt ſchrecklich.

Ich fragte nun nichts mehr darnach', ob ich noch heute oder morgen mein Blut vergießen ſollte. Der Tod des Königs, rief ich laut, mitten unter Jakobinern, hat mir Thränen gekoſtet, und wird mir, ſo lange ich lebe, Thränen koſten! Dabei trocknete ich mir die Augen. Ich war ein ganz andrer Menſch geworden. Meine Frau, deren Muth Anfangs ſo groß geweſen war, wurde furchtſam, je muthiger ich wurde. „O, lieber Mann," ſagte ſie mit Thränen: „bedenke doch, mit wem du ſprichſt! Sind es denn nicht Menſchen ohne Mitleiden, blutgierige Tieger?"

Das ſind ſie, liebe Frau, das ſind ſie. Aber wollen wir denn allein leben? iſt denn der Tod nicht eine Ehre geworden, ſeitdem die Redlichen das Blutgerüſt beſteigen, und Böſewichter ihre Richter ſind? Nein, nein, laß mich! Könnte ich Blut weinen, ich wollte es öffentlich, mitten in Paris, mitten unter den

Mördern! Meine Bekannten zitterten für mich, und baten mich, zu ſchweigen; aber ich konnte nicht. In der That befand ich mich allemal ſehr wohl, wenn ich frei von meiner natürlichen Feigherzigkeit war. Ich erhielt dieſen Muth in mir ſo lange als möglich, und glaubte, daß ich ihn niemals wieder verlieren würde; aber ich verlor ihn jedesmal ſtufenweiſe wieder, und ſank zuletzt in die natürliche Furchtſamkeit zurück, die mich beſtändig ängſtete. Der Schmerz über den Tod des Königs hat bei mir allemal die Empfindung einer gewiſſen Entſchloſſenheit hervorgebracht, und er wird mich rühren, ſo oft ich an ihn denke.

Ich arbeitete eine Schutzrede für den König aus, die, wenn nicht ſo ſchön wie Lally-Tolendals Schutzrede, doch gewiß weniger eigennützig und eitel war. Als ich ſie fertig hatte, las ich ſie meiner Frau und Annen vor; und das war die ſchon oben erwähnte einzige Rede, welche ich bis zu Ende brachte, und bei der meine Frau und Anne in Thränen ſchwammen. Ich ſelbſt konnte ſie vor Rührung kaum zu Ende leſen. Wollte

Gott, ſagte meine Frau, du hätteſt die Rede gehalten! Sie hat mir das Herz umgekehrt. — „Weil du ein Herz haſt, liebe Frau. Sie hätte mich unter das Mordeiſen gebracht; aber dennoch wünſchte ich, ſie gehalten zu haben. Du hätteſt mit Freudenthränen mich ſterben ſehen, und Anne, hoffe ich, auch.“ Anne nahm das Papier, und hielt es an die zitternden Lippen. Meine Frau umfaßte mich. Du haſt es gut gemeint, lieber Mann, ſagte ſie. Laß uns Gott danken, daß du noch lebſt, und daß du ein Herz haſt, aus dem dieſe Rede kommen konnte. Ich will ſie dir zu Ehren aufheben, und ſie einmal mit in deinen Sarg legen. Sie nahm die Rede; ich glaube, aus Beſorgniß, daß ich ſie auch Andern vorleſen, und daß ſie mir gefährlich werden möchte. Ich habe ſie nicht wieder geſehen. Rhetoriſchen Werth mochte ſie nicht haben; denn ich ſchrieb ſie unter heißen Thränen, unter Mitleid und Zorn, ohne alle Diſpoſition. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß ich dabei an irgend einen Griechen gedacht hätte.

Noch jetzt leſe ich niemals eine Stelle in Iſokrates Rede an den König Nikokles ohne

Thränen: „Wirft man einen Blick auf die Reichthümer, die Macht und Majeſtät der Könige, ſo ſollte man ſie den Göttern gleich an Glück halten. Sieht man aber die Sorgen, die Gefahren, die ihre Thronen umringen, wirft man einen Blick in die Geſchichte, in die Geſchichte der gekrönten Unglücklichen, die ermordet wurden, von denen, die es am wenigſten durften; ermorden mußten, für die ihr Herz in Liebe ſchlagen ſollte; die erſt mordeten, dann gemordet wurden: ſo ſcheint einem der Karſt in eines armen Landmannes Hand ein glücklicheres Loos, als das Scepter über ganz Aſien." — Und es wird mir immer gewiſſer, daß jetzt Verborgenheit und Armuth noch das glücklichſte Los des Menſchen iſt.

Ich ſagte das Annen, nachdem ich ihr die Stelle aus dem Iſokrates vorgeleſen hatte. Sie erwiederte: Geduld, mein Vater, und der leuchtende Strahl aus der Ewigkeit machen das Glück der Menſchheit.

„Geduld, liebes kummervolles Geſchöpf? Nein, Anne; es wird ja einen Zuſtand des Menſchen geben, den man nicht tragen muß, deſſen man ſich freuen kann. Nein,

gute Anne, verweiſe doch nicht alle Hoffnungen des Herzens aus Staube an das Sterbebett. Verborgenheit in einer Hütte, fünf, ſechs Herzen, wie die unſrigen; und wir würden noch diesſeits des Grabes die Blumen der Freude finden."

Und wenn der Tod eins von dieſen ſechs Herzen bräche, mein Vater — was hätten wir dann anders nöthig, als Geduld und den Strahl der Ewigkeit? Ach, darf der ſterbliche Menſch ſich denn jemals freuen? darf er es, ſo lange der Pfeil des Todes oder des Unglücks auf ein anderes Herz, als das ſeinige, gerichtet iſt? Darf man denn an einem Sterbebette lachen, und wenn es auch das Sterbebett eines Fremden wäre? Und iſt dies Leben denn nicht eine Trauerſtunde, in der nichts als die Sterbeglocke tönt? iſt die Erde etwas andres, als das große Sterbebett der Menſchheit, an dem uns Thränen und Seufzer ſo wohl ſtehen? — Sie ſagte das mit ſanftem Weinen.

„Soll die Tugend, meine gute Tochter, nicht wenigſtens lächeln? die Unſchuld nicht heiter ſeyn?"

Nur nicht über das Glück, mein Vater. Am Grabe mag die Tugend zum erſtenmale lächeln, am Grabe und über das Grab. Dürfte die Tugend über das Leben lächeln, ſo könnte das Laſter jauchzen. Denn ſehen Sie, wie das Geſchick die Looſe der Tugendhaften und der Verbrecher aus Einer Urne mit gleicher Blindheit hervorſchüttelt. Sie fallen gleich, Glück und Unglück. Erſt das Grab entſcheidet über Tugend und Laſter. Der Böſewicht, wenn es hoch kommt, ſteigt gleichgültig in die Verweſung; der Tugendhafte lächelt der ſtillen Pforte der Ewigkeit entgegen.

„Anne, Anne!" ſagte ich — es war das erſte Geſpräch der Art, das ich mit ihr hatte — „Anne, was konnte dein junges, frohes Herz ſo ergreifen, daß auch du ſchon das Grab ſchön findeſt! Ich bitte dich, mein Kind, ſage mir deinen Kummer. Es wird mir in dieſen ſchweren Zeiten Muth geben, wenn ich erfahre, wie wenig ich noch verlieren kann. Sage mir, Anne, was iſt dein Gram!"

Sie blickte mich ſchnell an, mit Augen, in denen Thränen glänzten. Ich hatte einen

Geliebten, ſagte ſie langſam: er ſtarb! — Es war etwas Furchtbares in dem dumpfen, geduldigen Tone, mit dem ſie das ſagte. Ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſehen, legte meine Stirn auf den Iſokrates, und ließ Thränen auf die Stelle fallen, die unſer Geſpräch veranlaßt hatte. Als ich wieder aufſah, war Anne hinausgegangen.

Wirklich troſtlos, und gegen die Vorſehung murrend, rief ich aus: „iſt das das Leben?“ Ich ſchlug bekümmert mein Auge in das Buch nieder, und es traf auf die Stelle, die gleich vorher geht: „Durch das alles werden ſie ſichtlich beſſere Menſchen.“ Sie ſteht da in einem ganz andern Zuſammenhange; aber ich nahm ſie, wie ſie hier für mich paßte. Es war mir in dem Augenblicke, als ob ein Engel vom Himmel mir dieſe Worte zufliſterte. „Guter Gott! guter Gott!“ rief ich, und faltete meine Hände; „o, wenn das iſt, wenn das Unglück uns zu beſſeren Menſchen macht, ſo gieb es uns; wir wollen es mit Freude aufnehmen. Und iſt nicht Anne beſſer, iſt ſie nicht ſanfter, wohlthätiger, frömmer, gehorſamer, ſtiller, und zufriedener ſo-

gar? Sind wir nicht beſſer? lieben wir nicht die trauernde Tochter noch einmal ſo zärtlich? Iſt nicht meine Frau bei Annens ſtillem, geduldigem Grame ſanfter geworden?" — Ich ging Annen nach, ergriff ihre Hand, und fragte mit tiefer Rührung: „hat dich dein Unglück nicht beſſer gemacht?" Sie fiel mir um den Hals, und wir lächelten Beide getröſtet. Wer darüber lächelt, daß dieſe, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stelle der Troſt meines Lebens wurde, der lächle getroſt noch einmal; denn ich war ſo ſchwach, und bin es noch, daß ich nie erwache, nie etwas Beſonderes erlebe, ohne laut dieſe Stelle zu wiederholen, die mich niemals ohne Troſt gelaſſen hat.

Ich hange mehr oder weniger von Phantaſieen ab. Von jeher habe ich die Dinge immer in fremdem Lichte geſehen, das ein Zufall oder eine Einbildung, die ich hatte, darüber hin breitete, (wie das wohl mehreren Menſchen ſo gehen mag); aber hier ſpielte mir die Phantaſie keinen Streich: wir waren in der That zu beſſeren Menſchen geworden; ja, ich möchte ſagen: zu glücklichern. Das allgemeine

Unglück zog uns enger zuſammen; das machte uns weichherziger, und darum theilnehmender für einander. Jede glückliche Minute empfanden wir ſtärker, weil wir nicht wußten, wie viele uns noch vergönnt waren. Wir glichen Freunden, die jeden Augenblick ſcheiden ſollen: ihre Unterredung wird herzlicher, ihre Liebe ſichtbarer und mittheilender; ſie ſagen einander das, was ſie empfinden, ſchneller, ununterbrochener, weil ſie die laufenden Minuten ſtärker fühlen. So war es auch mit uns. Unſere Liebe ſtieg wie das Elend unſeres Vaterlandes; wir ſchloſſen uns inniger an einander, je mehr die Bande der Bürgerliebe riſſen. Unſer Vertrauen erreichte einen ſo hohen, herrlichen Grad, daß es uns ſchon allein anſtatt des Glückes hätte dienen können. Selbſt unſere Adelaide, die erſt ein Kind von dreizehn Jahren war, eilte ihrem Alter zuvor. Wir bedurften Thränen von ihr, und Theilnahme an unſern Thränen; die hatte ſie. Unter andern Umſtänden würde ſie noch für ſich allein geſpielt haben; denn um in unſern Bund treten zu können, hätte ſie noch nicht Verſtand und Erfahrung genug gehabt. Die

brauchten wir aber nicht; und Gefühl bekommt ein Kind früher als Verſtand. Adelaide war, obgleich noch ſo jung, doch unſre Freundin. Wir behandelten ſie, wie ein erwachſenes Mädchen, und hatten an ihr ein Herz mehr, das zu den unſrigen paßte. Dazu mochte denn wohl auch die Erziehung, die ſie von Annen erhielt, mit beitragen.

Adelaide war ein ſeltnes Geſchöpf; ſie unterſchied ſich von uns Allen durch ihren Charakter. Wie ſoll ich mich ausdrücken, damit der Leſer mich nicht falſch verſtehe? Ihr Herz war ein bebender Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Diamant. Das Blut, das Frankreich benetzte, die Flamme, die es verzehrte, und Annens Thränen hatten Adelaidens Herz gehärtet und zugleich erweicht. Anne wendete ihren Blick immer und allein gegen die Ewigkeit. Das vergehende Frankreich mit ſeinen Ruinen, ſeinen Leichen, ſeinen Schutthaufen, ſeinen Schlachtfeldern, ſeinen Millionen Unglücklicher, war dem Mädchen das Bild des menſchlichen Lebens geworden. So erwartete ſie von dieſem Leben nichts als Leiden; aber ſie ſah es wie eine

vorübergehende Minute an, und fürchtete es nicht. Sie weinte mit uns; doch was ihr Thränen auspreßte, war nicht Gefühl des Unglücks, ſondern Sehnſucht nach der Ewigkeit. Ihr offnes Auge — ach, wie oft habe ich ſelbſt aus dieſem offnen, kühnen Auge Muth geſchöpft! — war heiter; aber in dieſem Auge ſpielte nicht der leichte Sinn der Jugend, ſondern es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens. Welch ein Unterſchied, wenn ſie neben Adelaiden ſtand! Annens kummervoller Blick hing halb am Boden; der Ton ihrer Stimme war gebrochen, klagend, die Wangen blaß, der Gang langſam, die Bewegungen ſtill und geduldig: an ihrem Herzen nagte der Tod wetteifernd mit dem Grame. Adelaidens Auge hingegen war ganz geöffnet: es ſchien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu ſehen; nur die Thräne, die an den langen Augenwimpern hing, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und ernſt, triumphirend wie der Halleluja-Geſang der Engel, ihre Wange ſtrahlend von einem ſanften Morgenrothe, ihr Gang langſam,

aber feſt, ihre Bewegungen beſtimmt und muthig. Sie ſchien eine Unſterbliche, die mitleidig auf die Erde voll Elend harabſieht und die Bruſt voll von der Seligkeit des Himmels hat. Alles konnte ſie hingeben, alles aufopfern. Man merkte ihr kaum an, daß ſie einen Wunſch hatte. Ihre einzige Schwäche war Liebe zu Annen; nur gegen den Kummer ihrer Schweſter hatte ihr Herz keine Stärke, ihr Auge keinen Muth. Sah ſie Annen im Garten umhergehen und weinen, dann war ſie ohne Troſt, dann ſchluchzte ſie, rang die Hände, und brach in Klagen aus; ſah ſie aber Annen einmal eine Minute heiter, ſo war ſie ein Kind, hüpfte, jauchzte, und war kindiſch fröhlich. Ihr Herz hatte nur dieſe einzige ſchwache Seite; Anne war auch ſehr behutſam mit ihren Thränen, wenn Adelaide ſich bei ihr befand. Beide liebten einander unbeſchreiblich, und — das harte Schickſal beſtimmte ſie zur Trennung!

So hatten wir wieder ein Jahr hingebracht; da hörte ich, daß wir in Verdacht gerathen waren, als wäre bei uns ein Depot

von Waffen. Ich blieb dabei ruhig; denn bis auf eine Jagdflinte ohne Schloß, hatte ich ſchon alle meine Gewehre dem Vaterlande abgeliefert. Eines Morgens war unſer Haus umringt, und wir ſahen eine Menge Nationalgarden auf dem Hofe. Meine Frau kam zitternd, Anne bleich, Adelaide ruhig, ihre Mutter tröſtend, zu mir auf das Zimmer. „Seyd ohne Sorgen, meine Lieben!" ſagte ich, aber freilich ſelbſt zitternd: „kommt uns denn dies unerwartet? Können ſie mehr thun als uns tödten?" Die Thür flog auf, und der abſcheuliche Saſſemont, mit einer Blutmütze auf dem Kopfe, und mit der Municipalitäts-Schärpe um den ſchmutzigen Rock, ſtürzte in den Saal. Ich verlor die Beſinnung; meine Frau ſtellte ſich hinter mich, und Anne bekam mehr Muth als vorher. Der Kerl blitzte aus den kleinen Augen einen ſeiner ſcharfen Pfeile auf mich los; und ich glaubte ſchon todt zu ſeyn.

Saſſemont hatte ſich auf einen Sofa geworfen, ſprach nicht ein Wort, und hielt mir eine geſpannte Piſtole entgegen, während daß die Nationalgarden das ganze Haus durch-

ſuchten

ſuchten. Ich trat ſeitwärts; aber die Mündung der Piſtole verfolgte mich. „Mein Herr,“ ſagte ich, „Sie ſehen, daß ich wehrlos bin.“ — Schweig Bürger! rief er tückiſch, und hielt die Piſtole noch ſchärfer auf mich. Anne warf ſich ihm zu Füßen; doch er ſah ſie kaum an. Meine Frau ſank kraftlos in einen Stuhl. Adelaide, meine Adelaide, ſprang mit ruhigem Blick herbei, und ſagte: ſetzen Sie Sich, mein Vater! Ich that es, und nun trat ſie ruhig vor mich hin. Gott Lob! der Menſch hatte noch Gefühl genug, daß er die Piſtole ſinken ließ. Doch weidete er ſich an der Angſt, in der wir gerathen waren.

Man brachte die Vogelflinte ohne Schloß. Alſo doch Waffen? ſchrie er boshaft. Bürger, wozu dieſes Gewehr? — „Sie ſehen ja ſelbſt, ſagte ich, „daß es kein Schloß hat.“ — Ein ſchrecklicher Royaliſt! rief er, ohne zu antworten. — Mit einer Flinte ohne Schloß? fragte Adelaide; und die Nationalgarden lachten. Saſſemont ſchoß einen ſeiner Blicke auf Adelaiden, und ich bat ſie, zu ſchweigen. — Du biſt der Nation verdächtig, Bürger; und Verdacht iſt ein todeswürdiges Verbrechen.

Was haſt du zu ſagen? — Ich berief mich auf das Zeugniß meiner Mitbürger im Dorfe. — Sie ſind eben ſo ſchuldig, wie du, wenn ſie dich vertheidigen. Er ſagte den Garden, ſie möchten hinausgehen und eſſen.

Siehſt du nun meine Macht, Bürger? fragte er ſpitz, aber ſanfter. Du ſtehſt auf der Liſte, und biſt ohne Rettung verloren. Gieb mir deine Tochter zur Frau, ſo will ich dich retten. Das allein kann deinen Bürgerſinn beweiſen. — Ich warf einen Blick auf Annen, und ſah, daß ſie die Hände rang. Das gab mir meinen Muth wieder. „Ich bin ein Patriot,“ ſagte ich, und trat vor ihn hin; „aber nimmermehr wird meine Tochter deine Frau. Nimmermehr! Nun bringe mich, wohin du willſt. Meinſt du, wir hätten in dieſen fünf Jahren nicht ſterben gelernt? Hier bin ich!“

Meine Frau und Anne ſchrieen, und umfaßten mich. Es war eine Scene, in der ich die Süßigkeit des Todes für die Meinigen im Voraus ſchmeckte. Ich umarmte ſie, und nahm von ihnen Abſchied. „Wo iſt meine Adelaide?“ fragte ich; und ſo eben trat ſie

an der Hand eines andern Municipal-Beamten, mit ſtrahlender Freude im Geſichte, in das Zimmer. Sie war hinausgelaufen, und hatte den Nationalgarden in einer kleinen Rede Saſſemonts Bosheit vorgeſtellt. Seyn Sie ruhig, mein Kind, ſagte der zweite Beamte; Sie haben für Ihren Vater nichts zu fürchten. Kommen Sie. — Er brachte ſie in das Zimmer, und ſagte: Bürger wir haben keine Waffen bei dir gefunden, und die Bauern in Sarzy geben dir das Zeugniß des beſten Patriotismus. Du biſt frei. Die Pflicht befahl; wir mußten gehorchen. Jetzt wünſche ich dir und deiner Familie Ruhe. Und dem Vaterlande wünſche ich zu deiner Tochter Glück; ſie wird eine edle Bürgerin werden.

Hier, hier! ſchrie Saſſemont, und hielt die Vogelflinte in die Höhe. Der edle Mann warf ſie unwillig weg, gab mir eine Piſtole, und ſagte: dieſe Piſtole, Bürger St. Julien, will ich dir laſſen, weil dir alles Gewehr fehlt, dich im Nothfalle gegen einen Schurken vertheidigen zu können. Fort! rief er dann; wir ſind hier fertig. Protokolliren wollen wir bei dem Maire. Saſſemont warf

fürchterliche Blicke auf mich und ſeinen Kollegen. Adelaide flog in die Arme dieſes edlen Menſchen, und küßte ihn; wir Uebrigen ſtanden noch wie verſteinert.

Als wir uns erholt hatten, fielen wir einander troſtlos in die Arme; denn jetzt erſt ſahen wir, daß dies nur der Anfang unſeres Elendes war. Was mußten wir von dieſem Teufel, Saſſemont, nicht fürchten! Was durften wir hoffen, da ich mich nun in Dijon ſelbſt nach Saſſemont erkundigte, und dort erfuhr, daß er an der Spitze der Geſchäfte und des Jakobiner-Klubs ſtände! Konnten wir nicht mit Gewißheit darauf rechnen, daß er Mittel finden würde, uns zu verderben? Unſere Furcht war nicht ohne Grund. Alle Tage kamen Emiſſäre nach Sarzy, die Bauern zu revolutioniren. Wie? riefen die Kerl: bei euch ſteht noch ein Schloß? bei euch lebt noch ein Edelmann? Seyd ihr raſend, daß ihr den Hund, der Anſchläge zu eurem Verderben macht, am Leben laßt? Steckt ihm ſein Haus über dem Kopfe an, und plündert ihn aus! Ihr Narren! wie wohlhabend könntet ihr ſeyn, wenn ihr Muth hättet! So bald er ſich

rührt, haben wir ihn auf der Liſte, und ein Kopf ohne Rumpf kann nicht klagen. Ihr kauft nachher ſeine Güter für eine Handvoll Aſſignaten. Wahrhaftig, ſo gut wird es euch nicht wieder geboten! Oder geht nach Dijon, und klagt ihn an, worüber ihr wollt. Er iſt reich. Hat nicht die Nation euch Alle gleich gemacht? Und dieſer Hund will Braten eſſen, wenn ihr nur Gerſtenbrot habt? Wein trinken, wenn ihr Waſſer trinkt? Wie wird er über euch ſpotten, daß ihr ſo einfältig ſeyd!

Die Nachrichten aus Dijon waren nicht beſſer. Saſſemont deklamirte im Jakobiner-Klub ohne Unterlaß gegen mich. Er ſchilderte mich als einen Tyrannen, gab mir alle möglichen Verbrechen ſchuld, und behauptete: mein Sohn in Paris ſtehe in Engliſchem Solde.

Die Gefahr nahm mit jedem Tage zu. In unſerm Hauſe herrſchte eine Todtenſtille, ach, und ich ſah, wen man betrauerte. Des Morgens, wenn wir aufgeſtanden waren, näherten ſich meine Frau und meine beiden Töchter mir mit Thränen, und küßten meine Hände, als wollten ſie mir ſchon jetzt auf ewig

Lebewohl ſagen. Jede hing wohl zehn Minuten lang an meinem Halſe, und bedeckte mich mit Küſſen und Thränen. An der Ehrerbietung, mit der ſie mich behandelten, an der Zärtlichkeit, mit der ſie mich betrachteten, an dem Schluchzen, das ſie nicht unterdrükken konnten, und das ſie ſtumm machte, wenn ſie mit mir zu ſprechen verſuchten — an dem Allen ſah ich, daß ich das Opfer war, welches fallen ſollte. Meine Frau hatte ihre Heftigkeit gegen mich gänzlich verloren; ſie hätte mich nicht zärtlicher behandeln können, wenn ich todtkrank geweſen wäre.

Man denke ſich meine Lage, die ewige Todesangſt, in der ich lebte, die Wehmuth, in die mich der Schmerz meiner Familie verſetzte! Mein Herz war ſo weich, ſo zagend geworden — ich würde die Hand mit Freudenthränen benetzt haben, die barmherzig genug geweſen wäre, einen Dolch in mein Herz zu ſtoßen und ſo meiner gräßlichen Angſt ein Ende zu machen. Der Tod war mir nicht fürchterlich, nur die Zeit, die ich noch in dieſer Angſt zubringen ſollte. Die Liebkoſungen meiner Familie machten mich ſtumm und

kalt, zuweilen ſogar hart; ſie zerſtörten die Hoffnungen, die meine Phantaſie dennoch zuweilen hervorbrachte. Ja — Gott Lob! noch jetzt glaube ich das — hätte Saſſemont meine Angſt und die Verzweiflung meiner Familie ſehen können, er würde ſeinen Raub haben fahren laſſen. Es kam kein Schlaf mehr in meine Augen; und die Seufzer meiner Familie, die ich jede Nacht durch hörte, quälten mich noch mehr, als meine Unruhe: ſie zeigten mir, wie ſehr ich Urſache hatte, beſorgt zu ſeyn.

Endlich kam ein Menſch aus Dijon, der mich unter einem leichten Vorwande ſprechen wollte. Mein ganzes Weſen war erſchüttert; ich umarmte meine Frau und meine Kinder, und ging in den Saal, wo der Fremde war, und wohin meine Familie mir erſchrocken folgte.

Der Fremde war ein Abgeordneter von Saſſemont, ob er gleich nicht dafür gelten wollte. Sobald er ſein angebliches Geſchäft abgethan hatte, kam er auf meine Gefahr. Der Bürger Saſſemont iſt Ihr Feind, Bürger, und Ihr Leben — das verſichere ich Ihnen bei dem Wohl des Vaterlandes — hängt

nur noch an einem Fädchen, wenn Sie kein Mittel wiſſen, ihn zu verſöhnen. Es gäbe freilich ein recht leichtes Mittel, Sie zu retten. Saſſemont iſt allmächtig, glauben Sie mir, allmächtig.

Ich ſchwieg; was ſollte ich ſagen? In dieſem wirklich furchtbaren Augenblicke war ich nicht im Stande, meine Augen auf Annen zu richten; ich ſah nur bis auf ihre Füße. Aber ich hatte das Gefühl, als ſollte ich mich vor ihr niederwerfen und rufen: rette mich, Anne! rette deinen Vater! — Großer Gott, kann das Laſter die Tugend auf dieſen Grad der Verzweiflung treiben!

Der Fremde hob wieder an: wie geſagt, ein leichtes Mittel, Sie Alle zu retten! Da trat Anne ſchnell vor. „Und das Mittel bin ich? nicht wahr, mein Herr? So ſagen Sie Herrn Saſſemont, daß ich bereit bin, ihm meine Hand zu geben. Sagen Sie ihm das!" — Ach, ich will es nur geſtehen, dieſe Töne waren himmliſche Muſik in meinen Ohren. Zwar ſchämte ich mich, daß ich das Leben ſo liebte; aber dieſe Empfindung, ſo ſchwer ſie auch auf mein Herz fiel, war doch nicht ſo ſtark, wie

die Liebe zum Leben. Ich fürchtete, Anne würde ihr Wort wieder zurücknehmen; doch ſie wiederholte noch einmal: „ſagen Sie ihm, daß er meine Hand bekommen ſoll.“ — Brav, rief der Fremde; nun ſind Sie gerettet. Ich wünſche Ihnen Glück. Wir ſehen uns wieder. — Er umarmte mich. Ich ſtand da, wie ein Automat, und konnte das Auge nicht aufheben: ſo hatte mich die Empfindung meiner Schande vernichtet. Anne warf ſich mir zu Füßen. Um ſie nur nicht zu ſehen, hob ich das Auge. Ich vergoß keine Thräne, ob ich gleich das Schluchzen der Meinigen um mich her hörte. Die Schande hatte meine Liebe, mein Mitleiden gegen ſie Alle vertrocknet. Ich fühlte mich jetzt des Opfers nicht mehr werth, das Anne mir brachte, und drehete meine Kniee aus ihren Armen. Meine Frau dankte Annen für ihren Edelmuth. Ich konnte nicht danken; nein, ich war ſchwach, aber kein Heuchler. Ohne Jemanden anzuſehen, ſagte ich nur: laßt mich! ging in mein Zimmer, und verriegelte mich.

Gerettet war ich nun freilich; aber das Leben hatte für mich nicht länger Werth. Ich

liebte meine Frau, meine Kinder nicht mehr, und hätte mich in dieſem Augenblicke ganz gleichgültig auf immer von ihnen trennen können. Noch jetzt, da ich dieſes ſchreibe, glühe ich vor Schamröthe über dieſe ſchwache Minute, und bitte den Leſer, wenn er fühlt, daß er muthiger geweſen ſeyn würde, mich zu bedauern. Ach, wie oft hat, wenn nachher Anne in meinen Armen lag, der Gedanke an dieſe Stunde mir noch Kummer gemacht!

Am Abend konnte ich nur mit Ueberwindung zu Tiſche gehen, weil ich vor Annens Thränen zitterte; aber ſie beſchämte mich aufs neue: ſie empfing mich mit einem heitern Geſichte. Ich warf einen ſchnellen Blick auf ſie, als ich den muthigen Ton der Stimme hörte, mit dem ſie mir ſagte: „mein Vater, das iſt der erſte glückliche Abend, den ich nach ſo vielen Jahren des Grams wieder erlebe.“ Sie that alles Mögliche, mein quälendes Gefühl über meine Schwäche zu mildern. — „Vielleicht kann ich,“ ſagte ſie zu ihrer Mutter, „als die Frau dieſes Mannes noch manches Gute ſtiſten; und wer weiß, ob es mir

nicht gelingt, Gefühl für die Tugend bei ihm zu wecken!" Aber ich hörte nur zu gut, wie viele Anſtrengung ihr der Muth koſtete, mit dem ſie ſprach.

Adelaide ſaß allein und weinte. Ich bemerkte halb und halb, wie die Mutter ihr zuwinkte, mir ihre Thränen zu verbergen. Sie allein ſah ich ein Paarmal an, weil ſie allein es wagte, mir Vorwürfe zu machen. Adelaide bemerkte es, und fing an laut zu ſchluchzen. — Aber, Adelaide, fuhr meine Frau auf; was weinſt du?

„Ueber das Unglück meiner Schweſter!" jammerte das Mädchen laut, und umfaßte Annens Hals mit beiden Armen. Ich warf in dieſem Augenblicke das Meſſer heftig auf den Tiſch. Meine Frau hielt das für Zorn auf Adelaiden, was nichts als Zorn auf mich ſelbſt war. Und wollteſt du denn, fragte ſie heftig, deines Vaters Leben um dieſen Preis nicht retten, du Undankbare? — „Ach, Vater," ſagte Adelaide; „gewiß, ich liebe Sie, wie Anne. Aber können Sie Sich denn nur durch das Unglück meiner Anne retten? Sterben wollte ich tauſendmal für Sie, für

meine Mutter, für meine Anne. Ach, Vater, iſt denn wirklich dieſer abſcheuliche Saſſemont allmächtig? Anne, Anne, kann denn der Ewige unſern Vater nicht retten, ohne dich unglücklich zu machen? können wir denn nicht lieber Alle ſterben, als uns Jahrelang quälen? —

Meine Frau ſchwieg. Anne fing an zu weinen. Ich umfaßte in voller Verzweiflung Adelaiden, und rief: wäre ich nur ſchon todt! — Anne ſagte: Adelaide, wenn du mich liebſt, ſo laß das deine letzte Thräne ſeyn! Ich bin glücklich. — Adelaide legte den Kopf an die Bruſt ihrer Schweſter, und ſeufzte: „müßte ich doch für dich ſterben! wollte doch Saſſemont mein Leben!" Ich erwartete vergehend, daß ſie ſagen würde: ich wollte großmüthiger ſeyn, als dein Vater. Sie ſagte es nicht; ich ging aber hinaus, um es nicht noch hören zu müſſen.

Meine Gattin kam mir nach, und ſagte bittend: „kehre dich nicht an das Geſchwätz des Kindes." — Und Anne, liebe Frau? fragte ich erwartend. — „Anne ſieht ja ein, daß ſie nicht dich, daß ſie uns Alle, und ſich

ſelbſt rettet. Ich bitte dich, lieber Mann, ſage ihr doch nur Ein freundliches Wort, nur ein einziges. Ich weiß nicht, wie du biſt, lieber St. Julien!" — Ich bin, was ein Vater nie ſeyn ſollte: ich ſchäme mich, euch anzuſehen. Sag Annen, daß ihr alter Vater ſein Leben aus ihren zitternden Händen annimmt; ſag ihr, daß ich nichts kann, als für ſie beten. Gott, hoff' ich, wird ja mein Gebet erhören, wenn nicht um meinet-, doch um ihrentwillen. — Meine Frau wendete ſich ab, und wir gingen troſtlos aus einander.

Den folgenden Mittag kam Saſſemont mit dem Fremden auf den Hof geritten. Ich wurde tief erſchüttert, und eilte in den Saal zu meinen Kindern; denn ich fühlte, daß ich Annen Muth machen mußte, das Opfer zu vollenden. Nach mir trat Saſſemont mit ſeinem Begleiter herein. Wir ſchwiegen Alle, und blickten zu Boden. Adelaide hüllte das Geſicht in ihr Schnupftuch; Anne zitterte; ſelbſt Saſſemont ſchlug die Augen nieder.

Ich dächte, ſagte der Fremde, Vergebung von beiden Seiten! Herr Saſſemont hat mir aufgetragen, Ihnen zu verſichern, daß er ſei-

ne Heftigkeit bereuet. Das Schickſal macht ſie Alle bald zu Einer Familie, und ich hoffe, das Glück wird dieſer Vereinigung folgen.

Saſſemont näherte ſich mir jetzt ſchleichend, in Abſätzen, wie eine Schlange. Herr St. Julien, ſagte er verwirrt: können Sie mir verzeihen? Die unüberwindliche Leidenſchaft für Ihre liebenswürdige Tochter . . . Und glauben Sie mir, Sie werden noch einſehen, daß ich nur aus Noth manches thue, was ich nicht will. Es wird die Zeit kommen, da ich mehr wie Sie denke, als wie ein Pöbel, den ich verachte.

Ich konnte ihm nicht eine Sylbe antworten, und es wurde mir ſogar ſchwer, eine Verbeugung zu machen. Und Sie, meine Theure, ſagte er zu Annen ſchmeichelnd — und Sie? iſt es wahr, daß ich Ihre Hand erhalten ſoll? Jetzt blickte ich auf, und ſah, daß Anne bleich war, zitterte, etwas ſagen wollte, und es nicht vermochte. Sie ſah in dieſem Augenblicke mich an, und begegnete meinen Augen. Nun trat ſie raſch vor, ſtreckte ihre Hand aus, und ſagte mit zitternder Stimme: „hier iſt meine Hand.“ Als Saſſemont ihre

Hand ergreifen wollte, ſchauderte ſie zuſammen. Jetzt brach ihr Unglück mein ſelbſtſüchtiges Herz. Ich ſprang dazwiſchen, entriß dem Elenden die Hand, die er eben faſſen wollte, und rief: du Teufel! du willſt die Hand dieſes Engels nehmen? Elender, verächtlicher Schurke! Meinſt du — fuhr ich mit blitzenden Augen fort — meinſt du, Böſewicht, niederträchtiger Böſewicht, ich werde dir erlauben, dieſe reine Hand nur zu berühren? Auch der ſchrecklichſte Tod, mit dem du drohen kannſt, ſoll mich nicht dazu zwingen. (Anne fiel in meine Arme.) Laß mich, mein Kind! Ich bin ſchwach genug geweſen. Laß mich dieſem mächtigen Teufel ſagen, daß es Menſchen giebt, die ſeiner Macht ſpotten und ſeine Büberei verabſcheuen! Fort, fort du Elender! beſudle mein Haus nicht länger mit deiner Gegenwart! Und dann ſende deine Henker, Teufel; ſie ſollen mir lieber ſeyn mit ihren Feſſeln, als du mit einer Krone!

Meine Frau, meine Anne baten mich ruhig zu ſeyn, und hielten mich. Ich riß mich von ihnen los, und faßte den Elenden vor der Bruſt. Der Feigherzige wand ſich furcht-

ſam los. An der Thür rief er mir, die Zähne knirſchend, zu: das iſt deine letzte Handlung, du Tropf! Nun könnteſt du mir deine Tochter auf den Knieen anbieten; du ſollteſt dennoch ſterben. Nur Geduld! wenn ich dich unter der Guillotine habe, ſollſt du ſchon zahm werden! — „Das ſollſt du nicht!" rief Adelaide, die ängſtlich, in Abſätzen, mit wilden Augen, am ganzen Körper zitternd, ſich der Thür genähert hatte; „das ſollſt du nicht!" Mit dieſen Worten ſtieß ſie ihm eine Scheere, die ſie ergriffen hatte, in die Schulter. Er ſchrie entſetzlich; und ſie ließ vor Schrecken die Scheere fallen.

Mit dem Geſchrei: Mörder, Mörder! ſtürzte er die Treppe hinunter, warf ſich auf ſein Pferd, und ſprengte im wildeſten Galopp davon.

Meine Frau fiel mit einem Strome heißer Thränen und mit zärtlichen Vorwürfen über mich her. Anne warf ſich in einen Stuhl. Nein, meine Kinder, ſagte ich; laßt uns ſterben! Komm, Anne, ſey heiter! Bei dem allwiſſenden Gott! ich bin glücklicher, als vorher. Deine Verbindung mit dem Teufel hätte dir

nicht

nicht nur deine Ruhe, ſie hätte dir auch die Liebe deines Vaters, und mir den freien Blick in dein Auge, in die Ewigkeit, gekoſtet. Und iſt nicht unſre Liebe, unſre Eintracht, ſind dieſe vorwurfsfreien Umarmungen, dieſe Hoffnungen, die uns die Ewigkeit giebt, und die uns kein Böſewicht nehmen kann, — ſind ſie nicht mehr werth als ein Paar Minuten eines ſchwachen Alters? Kommt, meine Lieben! wir ſind mächtiger, als er, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen. Komm, Anne, ſetze dich zu mir! Komm, liebe Frau, laß dein Auge heiter ſeyn, wie mein Herz! Komm, du kleine, muthige Heldin! du ſollſt noch einmal auf meinen Knieen ſitzen, an meiner Bruſt ruhen. Das ſollt ihr Alle. Wäre doch Louis hier! Er würde von mir ſterben lernen, was wir ja Alle ſo nöthig haben. Komm, Adelaide! Was weinſt du?

„Ich hätte ihn tödten können, mein Vater!“ ſagte ſie mitleidig. „Ach, Vater, ich wollte, Sie hätten ihn ruhig gehen heißen, und ich die Scheere nicht gefunden. Er würde ſich ſchämen, wenn er uns ſo ſterben ſähe; jetzt aber wird er ſich freuen, weil wir ihn

beleidigt haben. Ich will auch nie wieder zornig werden in den wenigen Tagen, die wir noch leben.“ Sie ſchlang dabei die Hände um meinen Hals.

Recht ſo, mein Kind! ſagte ich; wir haben gefehlt. Jetzt wollen wir ihm Segen und Beſſerung wünſchen. Recht, Adelaide! Du wirſt ſterben können, und uns Allen Muth machen, liebes Kind. Wir lehrten dich leben; du ſollſt uns ſterben und verzeihen lehren. —

Meine Frau hatte nicht zugehört. Sie hob mit einem male die Arme auf, und rief: „Gott verdamme den Böſewicht, der uns ſo unglücklich macht!“ Ich zog ihre Hände mit Liebkoſungen herunter, und ſagte zärtlich: meine Liebe, laß ihn! Er iſt unglücklicher als wir. Nein, das Gebet kam nicht aus deinem Herzen. O ſag, wer kann ſeine Blicke auf eine beſſere Welt richten und hier noch Haß zurücklaſſen? Wer kann ſterben, ohne zu verzeihen? Ich bitte dich, liebe Frau, verzeihe ihm.

„Nein, nein!“ rief meine Frau mit ihrer natürlichen Heftigkeit: „ihm kann ich nie vergeben.“

Ich vergebe ihm, ſagte Anne ſanft. — Ich vergebe ihm, rief Adelaide, und beugte ſich auf die Hand ihrer Mutter. — Ich vergebe ihm den Tod meiner Kinder, ſagte ich feierlich, und deinen Tod, liebe Frau. Sie ſchlug die Augen nieder. Nach einer halben Minute breitete ſie ihre Arme ſchnell aus, faßte Adelaiden und Annen mit ihren Händen, und rief: „vergebt ihr ihm? Nun, auch Gott mag dem Böſewicht verzeihen!"

Und Sie, meine gute Mutter? ſagte Adelaide. Ich würde nicht freudig ſterben, wenn nicht auch Sie ihm vergeben hätten.

„Ich vergebe ihm," erwiederte ſie ſchluchzend; und nun verließ ſie uns. Durch das Glasfenſter in ihrem Zimmer ſah ich, daß ſie auf ihren Knieen liegend betete.

Es iſt wahrhaftig keine Uebertreibung, wenn ich dem Leſer verſichere, daß wir uns den Abend heiter zu Tiſche ſetzten. „O," rief ich zuletzt; „darf der undankbare Menſch klagen, wenn es in ſeiner Macht ſteht, das Unglück, wie wir, zu einer Wolluſt zu machen?" Niemand von uns war muthiger als Adelaide. Nach Tiſche ſetzte ſie ſich an das

Klavier, und ſang mit froher Stimme ein Lied, das Anne gemacht hatte, und von dem jede Strophe mit den beiden Zeilen ſchloß:

Denn des Lebens Morgenroth
Liegt am Rande unſrer Tage.

Wir gingen heiter aus einander, und ich ſchlief zum erſtenmale ſeit langer Zeit wieder ruhig und feſt.

Am folgenden Morgen, als wir uns zum Thee verſammelten, trat Adelaide herein, und ſagte: „aber können wir denn nicht fliehen, mein Vater? Iſt denn Frankreich allein das Land, wo man leben darf? Warum gehen wir nicht, wie ſo viele Hunderte?"

Wir ſahen einander an. Ja! riefen wir Alle, und ſprangen auf: fliehen! fliehen! — Und ſogleich! ſagte Anne; dieſen Augenblick! Sie liefen in ſo froher Eil durch einander, als ob wir ſchon gerettet wären, und dachten nicht einen Augenblick an alle die Hinderniſſe, die uns im Wege ſtanden. Es ſchien ihnen weiter kein feindſeliges Weſen in der Natur zu ſeyn, als Saſſemont. Ach, der Unglückliche iſt von Natur zutraulich, leichtgläubig, voll Hoffnung. Er glaubt mit Zuverſicht,

ſeine Thräne müſſe den Himmel bewegen, das ewige Rad des Schickſals hemmen; warum ſollte er nicht glauben, ſeinen Bruder, den Menſchen, rühren zu können? Es gehört viele Grauſamkeit dazu, ehe der Unglückliche mißtrauiſch wird.

Wenigſtens fand ich das ſo bei meiner Familie. Ich fragte: „wohin wollen wir, meine Geliebten? wohin können wir fliehen?" — In den Jura, antwortete meine Frau; nach Lauſanne oder Neufchatel. — „Freilich, liebe Frau, iſt das der kürzeſte Weg; aber dazu müſſen wir über die Saone, zweimal, wenn ich nicht irre, über den Doubs, müſſen durch Baume, Dole, und noch zwanzig andere Orte, die überall von Nationalgarden bewacht werden." — Meinſt du denn, Jemand auf der Welt würde ſo grauſam ſeyn, uns Unglücklichen anzuhalten, lieber Mann? — Ich ſchüttelte den Kopf. „Wer ſoll uns in der Nacht den Weg zeigen?" — Der Himmel, die Sterne, der Mond! riefen ſie alle Drei auf einmal mit freudiger Hoffnung. Ich ſchüttelte wieder den Kopf, und diesmal wehmüthig. Es ging mir nahe, daß ich den

Meinigen ihren kindlichen Glauben an die Wunder des Himmels, und an die Barmherzigkeit der grauſamen Menſchen rauben ſollte. Ich erinnerte ſie an die Schwierigkeiten einer Reiſe von wenigſtens dreißig Stunden, an unſere Unbekanntſchaft mit den Wegen, an die Flüſſe, die Wachen bei den Dörfern, die hohen Alpen, die wilden Gebirge. Sie fingen an zu weinen. Meine Frau, die noch ſo eben mit dankbaren Blicken an dem Himmel gehangen hatte, von dem ſie ihre Rettung erwartete, ſchlug jetzt ihre Augen unmuthig zu Boden. Ich wollte mein Schickſal nicht aufs neue den Martern der Furcht und Hoffnung übergeben; der Tod ſchien mir weniger ſchrecklich, als dieſe Ungewißheit. „Laſſet uns," ſagte ich, „muthig ſterben, wenn es ſeyn muß! Warum feigherzig fliehen? Und wenn ich es recht bedenke, ſo ſteht doch nur mein Leben allein in Gefahr. Laßt mich ſterben; und lebt Ihr, lebt für Louis. Erhaltet ihm ſein Vermögen. Wenn wir uns auch retteten, würde nicht unſere Flucht deinen Sohn, liebe Frau, euren Bruder, meine Töchter, auf das Blutgerüſt führen? Und

möchtet ihr eure Freiheit mit dem Blute unſres guten Louis erkaufen?"

Sie ſchwiegen Alle troſtlos. „Laßt den Thee nicht kalt werden, meine Kinder. Ich bitte euch, ſeyd heiter." Wir tranken. Adelaide allein war thätig; ſie packte Wäſche, Koſtbarkeiten, Aſſignate, Geld, Ringe, mit vieler Beſonnenheit, als ob wir ſo eben aufbrechen wollten, und legte Bauerkleider für mich und für uns Alle zurecht. „Wir müſſen es dennoch wagen," ſagte ſie zu Annen; „wir müſſen unſern guten Vater bereden. Und ſollten wir auch nur nach Beſançon gehen: dort richtet doch der abſcheuliche Saſſemont nicht."

So ging dieſer ſchreckliche Tag noch hin. Gegen Abend kam ein junges Bauermädchen, das uns zu ſprechen verlangte. Sie wurde zu uns geführt, und gab mir zitternd einen Brief. Ich zögerte, ihn zu erbrechen, weil ich bei dem Gedanken bebte: was wird darin ſtehen? „Von wem kommt der Brief?" fragte ich das Mädchen. Sie antwortete in einem gutherzigen Tone: von einem Unbekannten, der Sie liebt, der Theil an Ihrem

Schickſale nimmt. — So ſpricht keine Bäuerin. Ich ſah ſie ſtarr an; ſie war ſchön wie der Morgen, nur blaß, nur unglücklich, etwa ſechzehn Jahr alt, ein Jahr älter, als unſre Adelaide. Sie zitterte, als ſie uns anſah. „Du biſt keine Bäuerin, mein Kind,“ ſagte ich. — Ich bitte, leſen Sie den Brief, antwortete ſie eilig.

Ich las: „Mein Herr St. Julien, ein Unkannter, ein Menſch, nimmt Theil an dem Unglück, das Sie getroffen hat. Ihr Todesurtheil iſt in Dijon geſprochen. Nichts kann Sie retten als die ſchleunigſte Flucht. Ich beſchwöre Sie, mein Herr, nicht zu ſäumen. Sie haben nur noch Stunden. Gegen Morgen ſind Ihre Verfolger in Sarzy. Nehmen Sie Bauerkleider und ſo viel baares Geld, als Sie haben. Um neun Uhr heute Abend gehen Sie den Weg nach Nuits zu, nicht auf Baume. Sie werden einen Führer antreffen, und, wenn die Noth es erfordert, einen Beſchützer, der für Sie ſterben kann. Fürchten Sie den Mann in der Garden-Uniform nicht, der Sie heute Abend bei der Ka-

pelle auf dem Wege nach Nuits erwartet. Nur das Einzige bittet er von Ihnen: daß Sie ihn nicht anreden. Er muß unbekannt ſeyn. Trauen Sie mir, mein Herr, und fliehen Sie. Die Ueberbringerin dieſes, meine Tochter, iſt die Geißel für die Redlichkeit ihres Vaters. Ich würde ſterben, wenn ich Sie nicht rettete. Bedenken Sie, mein Herr, Ihre Tochter iſt zur Schande, und Sie ſind zum Tode beſtimmt!"

„Wer iſt Ihr Vater, mein Kind?" fragte ich unruhig. Gerade die Aufforderung des Briefes, daß ich dem Schreiber deſſelben trauen ſollte, machte mich mißtrauiſch. „Wer iſt Ihr Vater?" — Des Mädchens Augen füllten ſich mit Thränen. O mein Herr, fragen Sie nicht, und retten Sie Sich! — Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf. Das Mädchen faßte meine Hände: mein Herr, trauen Sie etwa dem Briefe nicht? Der edelſte, beſte Menſch hat ihn geſchrieben. Ich bitte, treffen Sie Anſtalten. Sie wendete ſich an meine Frau und Tochter. Wenn Sie nicht in dieſer Nacht entfliehen, ſo ſind Sie verloren.

Und, o Gott! ich habe heilig verſprochen, Sie dazu zu bereden. Sie ergriff die Hände meiner Frau, und umarmte Annen mit einer auffallenden Heftigkeit. Das Mädchen hatte überhaupt etwas Sonderbares. — „Der Weg nach Nuits?" ſagte ich mißtrauiſch; „der führt ja gerade nach Dijon, unſern Feinden entgegen!" Das iſt wahr, ſagte ſie heftig; aber nach einer Viertelſtunde führt er im Gehölze bis an die Saone, und iſt alſo ſicher. — Ich ſah das Mädchen mit finſtern Blikken und noch immer mißtrauiſch an; denn wozu ſo viel Geheimnißvolles, wenn Alles ſo war, wie ich glauben ſollte? „Nein, mein Kind!" ſagte ich unentſchloſſen, und winkte verneinend mit der Hand.

Auf einmal fiel ſie mitten im Zimmer auf ein Knie, ſchlug die Hände zuſammen, und rief ſchluchzend: ich habe geſchworen, Sie zu bringen. So hören Sie! hören Sie! Dieſer Saſſemont — das rief ſie laut ſchreiend — dieſer Saſſemont hat meine Mutter ermordet, und hier, hier, — (ſie griff in den Buſen, und zog ein ganz blutiges Tuch hervor) — dies iſt das Blut meiner Mutter! Sie drück-

te, ganz außer ſich, das Tuch an ihren Mund, in ihre Augen. Meine Töchter liefen laut ſchreiend zu ihr, ſanken neben ihr auf die Knice, umarmten ſie, und küßten das blutige Tuch mit ihr um die Wette. Es war eine tief erſchütternde Scene. „Ja, laßt uns fliehen!" ſagte ich; „laßt uns fliehen!" Das Mädchen ſprang auf, und umarmte uns Alle. Adelaide holte, was ſie zuſammengepackt hatte. Als es finſter wurde, beluden wir uns mit etwas Wäſche und Lebensmitteln. Im Gartenhauſe kleideten wir uns um, gingen dann leiſe durch den Garten, und noch vor neun Uhr näherten wir uns der Kapelle auf dem Wege nach Nuits. Nahe bei ihr ſtand ganz unbeweglich ein Mann in der National-Uniform, der den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Er ließ uns näher kommen, ſah uns ſtarr an, und ging nun langſam vor uns her.

„Iſt er das?" fragte ich das Mädchen; und ſie antwortete leiſe: ja. Ich ging ſchneller, um ihn zu erreichen, und ſagte, als ich bald bei ihm war: „mein Herr!" Er wendete ſich um, und fliſterte: ich will Sie ret-

ten; aber ich bitte Sie, kein Wort weiter! Ich ſah ihn ſtarr an. Gewiß hatte ich das Geſicht nie geſehen, ſo unkenntlich es auch durch einen großen Schnurbart und durch ein Pflaſter auf der einen Wange gemacht wurde. Nicht lange nachher wendete er ſich rechts in ein Gehölz. Er zündete, weil es ganz finſter war, eine Laterne an, und leuchtete den Frauenzimmer, aber ohne ein Wort mit ihnen zu ſprechen.

Unſre Reiſe ging langſam und ſchweigend vorwärts. Sie hatte etwas Feierliches, das durch das Geheimnißvolle unſres Führers noch vermehrt wurde. Wir mußten oft ausruhen; meiner Frau ward das Gehen ſauer, obgleich unſer Führer ihr die Laſt, die ſie trug, abgenommen hatte. Gegen Morgen war meine Frau völlig ermüdet; ſie konnte nicht weiter, und verlangte, daß wir hier bleiben ſollten. Unſer Führer ſagte mir leiſe: noch eine halbe Stunde; und wir ſind fürs erſte geſicherter. Nur noch eine halbe Stunde, mein Herr! Er zeigte auf ein Gehölz in der Ferne. — Ich trug das meiner Frau vor; aber ſie konnte nicht mehr. Wir ſaßen unter einer

Eiche. Meine Töchter wuſchen ſchweigend ihrer Mutter die Füße mit Wein. Sie redeten unſern Führer oft an; er antwortete aber nicht ein Wort, und ſprach mit ſeiner Tochter leiſe, die uns Alle dann bat, ihn mit Fragen zu verſchonen. Endlich ſtanden wir auf, weil er mit Ungeduld in uns drang. Der Morgen brach ſchon halb und halb hervor. Er ging voraus, da das Gehölz lichter wurde, und winkte uns, ihm zu folgen. Bald kamen wir aus dem Gehölze ins Freie, und er winkte uns, ſchnell zu gehen. Jetzt hörten wir in der Ferne ſprechen. Wir ſtanden und horchten. Unſer Führer ging auf die Seite, woher die Stimmen tönten, und uns winkte er, zu eilen. Es wurde wieder ſtill. Wir gingen an einem Weinberge weg, der den Weg nach dem dicken Gehölz einfaßte. „Hier, hier, Garden!" rief eine Stimme. „Sagte ich es nicht? das ſind ſie! Halt, halt, St. Julien! Verräther! Rebell! halt!" In dem Augenblicke ſtürzte Saſſemont mit vier Nationalgarden aus dem Weinberge hervor, und auf uns los. Unſer Führer flog, mit dem Säbel in der Hand, durch uns hin, und wie

ein verzehrender Blitz auf Saſſemont zu, der ſchnell hinter die Garden ſprang. Es war ſchrecklich, wie unſer Führer dieſe von der Seite weg warf, als ob ſie Weizenhalme geweſen wären. Sie ſtürzten übereinander hin: ſo gewaltig war ſein Anlauf! Er faßte Saſſemont vor der Bruſt, riß ihn ſchnell vorwärts zu uns, vor ſeine Tochter hin, und fragte mit einem zermalmenden Tone: „kennſt du dieſes Mädchen?" Dann ſchleppte er ihn zu Annen: „und dieſes Mädchen?" Dann ſchlug er, von uns abgewendet, den Hut in die Höhe, nahm das Pflaſter von der Wange, und fragte: „kennſt du mich?"

Garden! ſchrie Saſſemont erſchrecklich: zu Hülfe! zu Hülfe! Aber ſchon ziſchte der Säbel unſres Führers, und Saſſemont ſtürzte brüllend zu Boden. Nun flog er auf die Garden zu, die ſich ſo eben von ihrer Unentſchloſſenheit wieder erholt hatten. „Kameraden," hörten wir ihn in der Ferne ſagen, „mit euch nichts! Dieſer Teufel hat für ſeine Grauſamkeiten den Tod längſt verdient. Ich bin Garde von Beſançon, und bringe hier die Gefangenen nach meiner Stadt vor das Departement.

Sie haben ſich verdächtig gemacht. Bin ich auf dem rechten Wege?" Die Garden antworteten nicht, und ſahen ſich unter einander an. Der Weg nach Beſançon geht links, antwortete endlich einer. Aber, Kamerad, wir trauen dir nicht. Wie heißen die Leute? Kehre um nach Dijon. Du haſt den Municipalitäts-Beamten getödtet. So kommſt du nicht davon!

„Gut!" erwiederte er; „ihr oder ich!" Sein Ton war ſo feſt, daß die Garden verlegen wurden. Sie ſprachen noch einige Minuten mit einander; dann kamen ſie zu dem Körper des Getödteten zurück, und fielen gierig über ſeine Taſchen her. Die Frauenzimmer gingen, ehe ſie kamen. Unſer Führer lehnte ſich auf ſeinen Säbel, und ſagte höchſt traurig: „Zwangeſt du mich nicht, Böſewicht? Der Schutzgeiſt der Menſchen führte dich hierher. Wie konnte ich anders? — Ihr dürft nur den Umweg dort um das Holz nehmen," rief er den Garden zu; „ſo kommt ihr auf die Straße nach Arnay le Duc. Ich ſchweige. Lebt wohl." Die Garden trugen den Leichnam vom Wege ab in den Weinberg, und dann verſchwanden ſie.

Unſer Führer ging nun ſchnell, und trieb auch uns, zu eilen. Wir kamen in ein dichtes Gehölz, und wanderten immer der Morgenröthe, die wir ſchimmern ſahen, entgegen. Er führte uns in das dickſte Gebüſch, zu einem alten, jetzt ungebrauchten Steinbruch, in eine ehemals geſprengte Höhle. Den Eingang zu dieſer verbarg er mit Steinen und Geſträuchen. Als er uns in Sicherheit ſah, verließ er uns; doch ſprach er vorher noch lange heimlich mit ſeiner Tochter.

„Wo iſt Ihr Vater hin?" fragte ich das Mädchen. — Bleiben Sie nur ruhig, erwiederte ſie; er ſucht eine Furt durch die Saone, und kommt dann wieder. Wir ſollen eſſen und ſchlafen, um Kräfte zu unſrer Wanderung zu erhalten. Meine Töchter öffneten unſern Vorrath von Lebensmitteln. Wir aßen wenig, und tranken jeder einen Becher Wein. Dabei betrachteten wir einer um den andern das Mädchen; doch Niemand hatte das Herz zu fragen: wer iſt dein Vater? Jetzt erſt fühlten wir unſern verlaſſenen Zuſtand recht. Wir ſahen einander mit troſtloſen Blicken an, und ein fallendes Steinchen machte uns leichenblaß.

chenblaß. Der Vater des Mädchens blieb ſehr lange weg; das machte unſre Lage noch peinlicher. Wir blickten der Reihe nach von Zeit zu Zeit durch die Geſträuche, und ſeufzten, daß er noch immer nicht kommen wollte. Ich begreife ſeitdem, wie durch fortdauernde Angſt die ſanfteſten, furchtſamſten Menſchen der allergrauſamſten Entſchlüſſe fähig werden können. Nein, ich klage eure Herzen nicht an, Franzoſen; ſie ſind aus eben ſo weichem Stoffe geſchaffen, wie die Herzen der andern Nationen. Nur die ſchrecklichen Begebenheiten haben euch grauſam gemacht; die Angſt vor Verbrechen, die Verzweiflung, hat euch zu Verbrechen getrieben.

Es fiel ein ſanfter warmer Regen. Ein ungeheurer Stein, der über uns herabhing, zog meine Augen auf ſich. Ich dachte: wenn er jetzt von ſeinen Fugen losgeſpühlt würde, wenn er zerſchmetternd über mich und meine Familie herabſtürzte! Das konnte ich mit Freude denken. Ich ſagte Adelaiden, ſie ſollte näher an ihre Mutter rücken; und ich ſelbſt ſetzte mich näher zu Annen: ſo wären wir einer in des andern Armen zerſchmettert worden. Meine

Phantaſie wurde ſo lebendig, daß ich glaubte, eine Bewegung an dem Steine wahrzunehmen. Ich wünſchte den Tod, und ich hätte, wie hundert Andere, mit einem bon Mot ſterben können: ſo ekelhaft ſchien mir das Leben!

Adelaide war die erſte von uns, die einſchlummerte. Auch die Andern ſchloſſen bald die Augen; ich allein konnte nicht ſchlafen. Der Anblick dieſer Unſchuldigen rührte mich tief; ich glaubte, der Himmel müßte ein Wunder für ſie thun, und bog die Zweige zurück, damit er den Anblick der Schlafenden hätte. Leiſe ſagte ich: o Gott! du gabſt dem müden, ermatteten Körper den Schlummer; galt dir denn das müde Herz nichts? nichts die von Leiden ermattete Seele? Sind denn alle Wunder der Natur nur zum Dienſte des Körpers, und nicht Eins zum Dienſte der Unſchuld, der Tugend?

„Er iſt todt!" rief Anne jetzt ängſtlich im Schlafe. Ich ſah ſie ſtarr an; es war, als antwortete ſie mir auf die Vorwürfe, die ich dem Himmel gemacht hatte. Der Tod alſo! wiederholte ich langſam. Ich weiß nicht, was ſo Beruhigendes in der Vorſtellung lag: der

Tod iſt für die matte Seele, für das entkräftete Herz, was der Schlaf für den müden Körper iſt, Stärkung aller Kräfte, Verſchwinden alles Elendes.

Aber, fuhr ich ſanfter und demüthiger fort; haben wir denn noch nicht genug gelitten, Geber des Schlafes und des Todes? Iſt unſre Seele noch nicht müde genug, um des Schlummers werth zu ſeyn? Ein Tropfen Regen mehr, eine leichte Erſchütterung des hangenden Felsſtückes; ſo rollt es herab, und bedeckt unſre müden Herzen. Warum das nicht? fragte ich mit demüthiger Andacht. Ich legte meine Stirn in die Hand, den Elbogen ſtüzte ich auf das Knie, und meine Seele fragte noch immer: warum nicht den Tropfen Regen mehr? Da ſtürzte eine Ameiſe mit einem Körnchen, das ſie in die Höhe bringen wollte, den glatten Sand herunter. Sie fing aufs neue an, mit ihrer Laſt zwiſchen Sand und Steinchen hinan zu klimmen, fiel aber wieder, und immer wieder. Doch ſie verlor den Muth nicht, und brachte gegen meine Erwartung ihre Beute immer höher, bis ſie Hülfe bekam. Nun erröthete

ich über meine weichlichen Klagen. Ich überdachte meine glücklichen Stunden, erröthete noch ſtärker, und drückte mein Geſicht in ein Bündel Wäſche. Mitten unter der Empfindung bitterer Reue fiel die ſegnende Hand der Natur über mich, und ich ſchlief ein. Die Sonne war über uns hin, als wir erwachten. So ſüß, ſagte meine Frau, habe ich ſeit Jahren nicht geſchlafen; und wenn mir nicht im Traume der abſcheuliche Saſſemont ein Paarmale vorgekommen wäre, ſo würde ich ſagen: ich habe nie ſo ſüß geſchlafen, wie heute.

Anne erwachte zu letzt. Sie umarmte lächelnd die Fremde, die zu ihr ſagte: Sie haben ſehr ſüß geſchlummert. Wir waren vertraulicher geworden. Endlich that Anne die Frage, die ich ſchon längſt von einem unter uns erwartet hatte: „ſagen Sie mir doch, wie heißen Sie?"

Julie.

„Aber Ihr Vater?"

Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ſeinen Namen zu verſchweigen? Ich habe es ihm verſprechen müſſen.

„Und Ihre Geſchichte?"

Auch die darf ich nicht erzählen. Das Allerſchrecklichſte davon wiſſen Sie ſchon.

„Aber woher kennt Ihr Vater uns?“

Er hat ſich lange in Dijon aufgehalten. Ihre Geſchichte mit Saſſemont war bekannt.

„Aber woher kennt er mich? Er ſchleppte Saſſemont zu mir hin.“

Das Mädchen lächelte. Wahrſcheinlich errieth er, wer Sie ſind. Es hieß, die ältere Tochter des Herrn St. Julien wäre Saſſemonts Braut.

„Wir werden ihn doch kennen lernen?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, und ſah vor ſich nieder. Ich wiederholte Annens Frage. Es wäre grauſam, ſetzte ich hinzu, wenn wir den Mann nicht kennen lernen ſollten, dem wir unſer Leben zu danken haben. Wir ſind ihm ſo viel ſchuldig, wie Sie, liebe Julie. Sie ſah mich lächelnd, doch mit gerührtem Blicke an, und ſagte: „ach, Sie wiſſen nicht, welch ein edler Mann er iſt! Sie wiſſen nicht . . . Nein, nein, Sie wiſſen nichts! gar nichts! Ich allein weiß Alles.“ (Sie umarmte Annen mit großer Heftigkeit.) „Und er iſt nicht glücklich!“ ſetzte ſie raſch hinzu. Sie wurde verlegen; es war, als hätte ſie zu viel geſagt. „Denn,“ fuhr ſie nun ſtok-

kend fort, „Sie können leicht denken, wie ihn das Alles angegriffen hat: unſere Schickſale, der Tod meiner guten Mutter!" Sie erzählte uns die Umſtände dieſes Todes, aber ſehr vorſichtig; man ſah, daß ſie auf ſich ſelbſt merkte, um nicht zu viel zu ſagen. Ich nahm mir nun vor, mit ihrem Vater ſelbſt zu ſprechen.

Das Dunkle, Geheimnißvolle in ihrer Begebenheit, legte uns einen gewiſſen Zwang auf, ſo daß ich mit meiner Familie nicht reden konnte, was ich wollte. Ich hätte meiner Frau und meinen Töchtern gern erzählt, was ich, während daß ſie ſchliefen, gedacht hatte; aber dazu wäre nöthig geweſen, daß ich ſie näher gekannt hätte. Wir ſchwiegen, oder ſprachen unbedeutende Dinge, bis endlich der Vater am Abend wieder zu uns kam.

Mit ihm kehrten Hoffnung und Freude in unſere Herzen zurück. Er pfiff. Seine Tochter ging zu ihm vor die Höhle, ſprach wieder lange und heimlich mit ihm, und holte ihm ein wenig Eſſen. Sobald er einige Biſſen genoſſen hatte, machten wir uns wieder auf. Er ging voran, und ich geſellte mich zu ihm.

„Sie haben uns das Leben gerettet,“ ſagte ich. „Vielleicht, mein Herr, ſind Sie eins von den geächteten Mitgliedern des Convents. Sie haben Urſache mißtrauiſch zu ſeyn, nur gegen uns nicht, die wir tauſendmal unſer Leben für Sie aufopfern würden.“ Ich faßte ſeine Hand, und drückte ſie an meine Bruſt.

Er umarmte mich. Ich betheure Ihnen, mein Herr, daß ich vor nichts Anderem zu zittern brauche, als vor meinem eignen Herzen. Gehörte ich zu den Geächteten, ſo wäre es grauſam, Sie, und vielleicht noch grauſamer, auch meine Tochter in mein Geſchick zu verwickeln.

„Oder — Sie verbergen uns Ihr Geſicht — ſollen wir Sie etwa nicht kennen? Haben Sie uns etwa . . .“

Er nahm ſeinen Hut ab, riß das Pflaſter von der Wange, und ſah mich ſo an. Sie kennen mich gewiß nicht, Herr St. Julien; und auch ich habe Sie geſtern zum erſtenmale geſehen. — (Er legte das Pflaſter wieder auf, und drückte den Hut in die Augen.) Ich bin ein ehrlicher Mann; weiter kann ich Ihnen nichts ſagen. Laſſen Sie uns einan-

der nicht weich machen; und das würde ich werden, wenn ich Ihnen entdecken ſollte, wer ich bin. Wir brauchen Muth: denn noch ſind wir nicht gerettet; wir haben noch einen langen Weg bis in den Jura. Ich bitte, treiben Sie Ihre Familie, zu eilen. Morgen Abend möchte ich gern Dole hinter uns haben. So lange ich lebe, dürfen Sie gewiß Rettung hoffen; aber wir Alle gehen noch dicht am Rande des Grabes. Ich bitte, eilen Sie.

Als er das Pflaſter von dem Geſichte genommen hatte, war er ein ſchöner Mann, mit ſehr edlen Zügen. Nur lag in dieſem Geſichte ein langer Kummer, der es aber gar nicht entſtellte. „Gut," ſagte ich; „ſo heiße Ihr Nahme mir: Menſch, Bruder, Sohn!" Er fiel mir gerührt um den Hals, und wollte reden, unterdrückte aber gewaltſam, was ihm auf der Zunge ſchwebte, riß ſich von mir los, und eilte vorwärts. Ungefähr nach einer Stunde kamen wir an die Saone. Er winkte uns, ſtill zu ſeyn, und horchte über den Fluß hinüber. Es war eine Todtenſtille. Nun zog er aus einem hohlen Baume geflochtne

Weidenſeile hervor, und band damit Flößholz zuſammen, das am Ufer lag. Man ſah, daß er den ganzen Tag an der Vorbereitung zu unſerer Schiffſahrt gearbeitet hatte. Nach einer Stunde war ein Floß für uns fertig, und er winkte uns, daß wir auftreten ſollten. Ruhig, ohne Furcht! ſagte er leiſe; es iſt alles ganz ſicher. Er führte Annen auf das Floß, und dann auch ihre Mutter; Adelaide ſprang ohne Hülfe hinauf, und ich folgte mit Julien. Jetzt nahm unſer Führer eine Art von Ruder, ein ſchmales Stück Holz, an welches er mühſam einen Handgriff geſchnitzt hatte. Mit ungeheurer Anſtrengung, wobei die Bruſt ihm kochte, brachte er uns an das jenſeitige Ufer. Der reißende Strom führte uns abwärts. Wir näherten uns zu ſehr einem Dorfe, hörten die Hunde bellen, und ſahen ſehr beſtimmt Licht. Endlich landeten wir an einem Gebüſch. Er ſagte: wir möchten am Ufer hinauf gehen, und bei dem Eingange eines Gehölzes auf ihn warten. Unterdeſſen löſte er das Floß auf, ließ dann die einzelnen Stücke Holz mit dem Strome hinunter treiben, und trug die Weidenſeile in ei-

nen Weinberg. Ich fragte ihn um die Urſache von dem allen. Wir müſſen, antwortete er, unſere Spur vernichten. Meinen Sie, daß man Sie nicht verfolgen wird? — Ich legte eine Hand an ſeine Stirn, die von Schweiße troff, und die andre an ſeine hoch klopfende Bruſt. „Dein Herz, edler Menſch,“ ſagte ich, „ſchlägt heute gewaltig für uns; aber mein Herz wird auch nie aufhören für dich zu ſchlagen.“ — Er umarmte mich innig.

„Ich bitte Sie, mein edler Freund,“ rief ich überwallend durch ſeine Herzlichkeit: „ſagen Sie mir, warum fliehen Sie?“

Ich? ich fliehe nicht, mein Herr; ich will Sie nur retten. Sobald Sie in Sicherheit ſind, kehre ich mit meiner Tochter zurück. Ich habe hier noch Pflichten.

Ich erſchrak. „Und wenn man Sie nun bei dem Geſchäfte anträfe, einem Unglücklichen über die Gränze zu helfen!“

Er lächelte. Wir würden zuſammen ſterben, ſagte er kalt; ich würde an Ihrer Bruſt, oder vielleicht . . . Doch, mein Herr, wir erweichen unſre Herzen unnöthig. Laſſen Sie das Schickſal walten. Sterben, und ſo ſter-

ben, wie ich ſtürbe — o Himmel, wenn ich nur dazu geboren wäre, ich würde mein Geſchick ſegnen! — Ich wußte nicht, wie ich mit dem Manne daran war, und ſchwieg.

Wir eilten nun ſchneller vorwärts durch Holzungen, Weinberge und Feldfluren, bis wir endlich unterhalb Dole den Doubs erreichten. Ohne Zögern! rief der edelmüthige Fremde. Er hob meine Frau auf, und trug ſie durch den Fluß. Ich ſtieg in das Waſſer; Adelaide faßte meine Hand, und ſagte: ich will Sie führen. Anne, ſo ängſtlich ſie auch war, folgte uns ſchnell, weil der Fremde ſo eben zurückkam, um auch ſie hinüber zu tragen. Er reichte ihr die Hand, und führte ſie ſchweigend zu uns. Es war jetzt finſtre Nacht. Die drei Mädchen blieben einige Minuten zurück, und zogen andre Kleidung an.

Als der Morgen dämmerte, waren wir in einem Walde. „Hier wohnen Kohlenbrenner,“ ſagte mir unſer Führer, „bei denen müſſen wir heute bleiben. Merken Sie ſich: wir ſind gute Patrioten aus Autun, und heißen Julien. Die Ariſtokraten haben ſich unſrer Stadt bemächtigt, die guten Patrioten ermordet und

die Nationalgarden entwaffnet. Wir flüchten nach Salins, wo der Pfarrer Ihr Vetter iſt, und wollen da warten, bis die Ruhe in Autun wieder hergeſtellt ſeyn wird. Sie ſind Vater und Mutter von uns vier Andren.“ Er wiederholte mir die Fabel ausführlich. Ich mußte ſie meiner Familie beibringen, und er ging unterdeſſen vorwärts. Wir hörten ihn laut rufen: „holla? he! iſt Niemand hier?“ und folgten ihm langſam nach.

Schon ſahen wir den Rauch von den Kohlen zwiſchen den Bäumen aufſteigen, indeß wir uns immer mehr näherten. Auf das Zurufen unſres Führers kamen ein Paar Köhler zum Vorſchein. „Wo geht der Weg nach Salins?“ rief er ihnen entgegen. — Nach Salins? fragte ein Köhler; wo kommt Ihr her? — „Den Weg von Dole.“ — Wer ſeid Ihr? habt Ihr Päſſe? — „Wer wir ſind? das ſeht Ihr an meiner Uniform. Wir kommen von Autun; Gott erbarme ſich! das liegt in der Aſche. Da hat's Kohlenberge gegeben; gegen die ſind eure nur Maulwurfshügel!“ — Autun? Wer hat es denn angeſteckt? — „Wer? Die Teufel von Ari-

ſtokraten! Gebt Acht, wenn wir ſie nicht ſammt und ſonders noch ausrotten, ſo jagen ſie die Patrioten zum Lande hinaus. Die Leichen lagen auf dem Markte über einander geſchichtet, wie eure Holzhaufen hoch. Mein alter Vater, meine Mutter und meine drei Schweſtern ſind, Gott Lob! davon gekommen. Alles flüchtet. In Dijon ſoll es nicht beſſer gehen. In Lyon hat es angefangen. Das greift um ſich wie Feuer." Es ſammelten ſich nach und nach mehr Köhler. Der Fremde fing die Begebenheit immer aufs neue an, und erzählte, daß den Leuten vor Entſetzen die Haare zu Berge ſtanden. „Nun ſind wir gar irre gegangen," ſagte er dann; „wir wollen nach Salins zu einem Verwandten, dem Prediger Rieux."

Man fragte nicht weiter nach den Päſſen, und wir wurden in die Hütten umher einquartiert. Die gutherzigen Leute gaben uns, was ſie hatten, Milch und ſchwarzes Brot, wofür wir ihnen eine Kleinigkeit bezahlten. Sie bedauerten unſer hartes Schickſal, fluchten auf die Ariſtokraten, und ſchimpften auf den Convent in Paris, weil ſie noch immer

nach wie vor Kohlen brennen müßten, wenn ſie leben wollten. Wir krochen in die Hütten, und ſchliefen ſüß und ſanft.

Als ſie uns den Weg nach Salins, ſo gut ſie konnten, beſchrieben hatten, machten wir uns um drei Uhr Nachmittags wieder auf. Wir hielten eine halbe Stunde den bezeichneten Weg; dann ſchlugen wir uns links, und gingen öſtlich immer im dicken Gehölze weg. Mit Sonnenuntergange traten wir in freies Feld. Wir waren ſchon geſtern und heute auf viele Dörfer gekommen, hatten aber nicht eins berührt, weil unſer Führer, wie es ſchien, die Wege ſehr genau kannte. Doch jetzt war das nicht mehr der Fall. Er hatte zwar die Köhler mit vieler Geſchicklichkeit um den Weg nach Pontarlier befragt; allein ich merkte doch ſchon bei dem erſten Dorfe, daß er in der Gegend gänzlich fremd war. Wir mußten uns in Getreide legen, und er ging erſt allein voraus, um den Weg auszukundſchaften. Nach einer halben Stunde kam er zurück, und ſagte, wir möchten noch eine Weile ruhig liegen bleiben, ehe wir aufbrächen. Er ſelbſt war höchſt

unruhig; wir hingegen ſehr heiter. Durch die Köhler wußten wir, daß wir nur noch ein Paar Märſche bis zum Jura hatten; und die beiden ruhigen, ungeſtörten Nächte bürgten uns für die Sicherheit der übrigen. Wir konnten ſogar in unſerem Kornfelde ſcherzen, ſo lange wir allein waren. Meine Töchter und die Fremde nannten ſich Schweſtern, nach der Fabel, die wir den Köhlern erzählt hatten. Als unſer Führer zurückkam, wurde der Scherz fortgeſetzt. Anne reichte ihm die Hand, und ſagte: entſcheide du doch, lieber Bruder, zwiſchen mir und Schweſter Julien. Ich behaupte, eine Schweſter müſſe vor der andern kein Geheimniß haben, und ich weiß noch nicht einmal den Nahmen der meinigen. Er ſetzte ſich zu Annen nieder. „Meine Schweſter!" ſagte er leiſe, mit deutlichem Wohlgefallen in der Stimme, und küßte ihre Hände. Anne, ſagte Adelaide: unſer Bruder iſt eben ſo mißtrauiſch; und wir lieben hn doch ſo herzlich! — So ſehr herzlich! ſetzte meine Frau hinzu, und reichte ihm beide Hände. — So ohne alles Mißtrauen, ſagte Anne, daß ich ganz unbedenklich mein Leben in ſeine Hän-

de legen kann. Mit dieſen Worten ſchlug ſie beide Hände um ihn, und drückte ihn an ihre Bruſt.

Er gab ſich den Umarmungen meiner Familie hin, ohne ſie zu erwiedern, ohne zu antworten. Wir hörten nichts als Seufzer von ihm. Zuletzt riß er ſich aus ihren Armen, und entfernte ſich, die Hände ringend. Er rief ſeine Tochter, ſprach mit ihr allein, und winkte uns dann, ihm zu folgen. Seine Tochrer weinte, als wir zu ihr kamen. Anne fragte ſie um die Urſache ihrer Thränen. Nun weinte ſie noch ſtärker, und ſagte ſchluchzend: mein Vater fürchtet, daß er einmal von uns getrennt werden könnte. Man hat ihn hier im Dorfe angehalten. Auf dieſen Fall ſagt er Ihnen Lebewohl, und giebt uns den Rath, uns ſo viel als möglich ſüdöſtlich zu halten, weil wir da früher in das Gebirge kommen müſſen.

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo eilten wir, als ob wir es verabredet hätten, zu ihm. Wir umfaßten ihn, verſicherten, daß wir von nun an jede Gefahr mit ihm theilen wollten, und hängten uns einer nach dem andern in ſeinen

nen Arm. Er drückte uns Alle ſehr bewegt an ſeine Bruſt. Wir faßten einander an, und betheuerten, daß wir mit einander leben und, wenn es ſeyn müßte, auch ſterben wollten. — „Keiner verläßt den andern!" ſagte Adelaide; „trifft das Geſchick Einen von uns, ſo ſoll derſelbe Schlag uns Alle treffen. Ich bin dein!" rief ſie entzückt, und warf ſich noch einmal in die Arme des Fremden: „ich bin dein, Bruder, Vater, Freund, Geliebter, wie du heißen willſt, dein im Leben und im Tode! Sterben kann ich; aber verlaſſen kann ich euch nicht. Laßt uns gehen!" — Es war ein rührender Auftritt, als wir in dem engen Kreiſe, einer von dem andern umſchlungen, Alle ſchluchzend, da ſtanden und ſchworen, jedes Schickſal mit einander zu theilen.

Man ſollte in einem ſolchen Augenblicke ſterben, ſagte der Fremde leiſe zu mir; der Tod wäre dann eine Wolluſt. — Wir bewaffneten uns, ehe wir gingen. Ich erhielt eine Piſtole; Adelaide nahm ein Beil, das wir auf den Nothfall bei uns hatten. Julie war ſchon mit einem Dolche bewaffnet, ohne

daß wir es wußten. Sie bot Annen ein langes Meſſer. Das ſanfte Mädchen ſchlug es aus, und ſagte mir leiſe: ich will lieber ſterben als tödten! Doch nahm ſie wenigſtens einen Knüttel, den Adelaide fand. Meine Frau allein blieb ohne Waffen, weil ſie genug mit dem Wege zu thun hatte. So zogen wir nun muthig und ſchnell weiter, um das Dorf hin, über Graben und Gebüſch. Die Hunde wurden wach; allein weiter rührte ſich nichts. Wir kamen noch an drei Dörfern vorbei. Unſer Führer wollte erſt kundſchaften; wir gaben es aber nicht mehr zu. Es glückte; wir kamen ſehr glücklich vorüber. Bei dem vierten Dorfe ſahen wir eine Laterne. Als wir uns näherten, rief eine Stimme: wer da! und ſogleich fingen Hunde an zu bellen. Wir antworteten nicht. Unſer Führer rief ziemlich laut: „links weg! ſchnell! vorwärts!" Da ſchrie die Wache im Eingange des Dorfes: Garden, ins Gewehr! Feinde des Vaterlandes!

„Der Kerl" — ſagte unſer Führer ſehr vernehmlich, ſo daß die Schildwache ſelbſt es hören mußte — „hat eine Stimme, die Todten aufzuſchreien, aber wahrſcheinlich deſto

weniger Herz. Er bereuet es, glaube ich, ſchon jetzt, daß er uns nicht hat gehen laſſen." Nun fliſterte er mir zu: „antworten Sie!" Ich ſagte eben ſo laut: mich ſoll nur wundern, ob man oben im Dorfe auch Wer da! rufen wird. — „Ihr habt doch auf allen Nothfall geladen?" fragte er weiter. Wir machten einen gewaltigen Lärm mit Beilen, Meſſern, Piſtolen und Säbel; indeß man näherte ſich, und wir hörten im Graſe raſſeln. „Die erſten Sieben ſchießen!" ſagte Juliens Vater halb laut, ſo daß die Garden es hören konnten. „Ein jeder faſſe ſeinen Mann! Gegen die Laterne hin könnt ihr nicht fehlen. Sind die Uebrigen ſchon oben im Dorfe?" Ich antwortete: ja wohl; ſie müſſen längſt da ſeyn. Wir ſahen jetzt die Garden bei dem Scheine der Laterne wieder zurückkehren, und eilten um das Dorf hin. Durch einen langen Umweg kamen wir wieder auf die Straße. Wir hörten die Hunde im ganzen Dorfe bellen, und ſahen Licht; aber man verfolgte uns nicht, wahrſcheinlich weil man unſere Anzahl fürchtete. Die Angſt gab uns Kräfte, ſo daß wir in dieſer Nacht einen ziemlich langen Weg

zurücklegen konnten. Als es dämmerte, waren wir auf dem freien Felde, und ſahen den rettenden Jura ſchon in dem hervorbrechenden Morgenrothe liegen. Aber nirgends um uns her war ein Wald oder ſonſt ein Zufluchtsort, uns den Tag über zu verbergen. Ich bemerkte die Angſt in unſres Führers Geſichte. Wir kamen endlich an eine Brücke. Eben als wir über ſie hin gehen wollten, ſtieg Adelaide in das Bett hinunter, und fand es ziemlich trocken. Sie ſchlug uns vor, den Tag unter der Brücke zuzubringen, die ringsum mit Neſſeln bewachſen war. Wir entſchloſſen uns dazu, trafen unſre Anſtalten, und verſteckten uns, ſo gut wir konnten, hinter den Pfeilern. Juliens Vater machte in jeder Ecke der Brücke ein Lager für die Frauenzimmer zurecht, und ging dann, um Lebensmittel und Waſſer zu ſchaffen.

„Die Lage iſt gefährlich,“ ſagte er mir leiſe. „Ich bleibe nicht lange aus. Sorgen Sie, daß man ſchläft.“ Dafür brauchte ich nicht erſt zu ſorgen. Wir ſchliefen Alle nach einander ein, ſo unbequem unſer Lager auch war. Ich konnte noch nicht lange geſchlafen

haben, und war ſo eben wieder erwacht, als er zu uns herein trat. Nur ein Dutzend Birnen war Alles, was er brachte. Er zeig⸗te ſie mir mit traurigen Blicken, und die Achſeln zuckend. Waſſer, ſagte er, giebt es rings umher nicht. Wir ſind ſchon nahe an der Gränze; aber wir müſſen die Schluft treffen, gerade die Schluft, die nach Pontar⸗lier führt: und da ſind überall die Wachen verdoppelt. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich! O Frankreich, kannſt du deine edelſten Kinder ſo weit bringen!

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich keinen Theil an dieſer Noth nehmen konnte, ſo groß ſie auch war; mein Verſtand ſah ſie ein, aber mein Herz fühlte ſie nicht. Ich blick⸗te auf die Birnen, um mich traurig zu machen, weil es mir unrecht zu ſeyn ſchien, daß ich bei ſeinem Schmerze ſo kalt blieb. Aber in der That, ich wurde dadurch nicht traurig, ſondern heiter. Ich legte zwei davon Adelaiden, die ſanft ſchlummernd neben mir ſaß, und zwei an⸗dre, die beſten, meiner Frau auf den Schooß. Die übrigen vertheilte ich unter die Schlafen⸗den. Auch für jeden von uns Männern blie⸗

ben noch zwei. Juliens Vater ſah traurig lächelnd meinem Vertheilen zu, ging dann rings umher, und betrachtete Alle der Reihe nach. Am längſten blieb er vor Annen ſtehen. Die Sonne ſchien mitten durch die Oeffnung der Brücke, und es war in der That ein lieblicher Anblick, wie ihre Strahlen und der Schatten der ſchwankenden Neſſelblätter auf Annens Wangen ſpielten. „Sehen Sie, mein Freund,“ ſagte ich freundlich, und ſtellte mich zu Juliens Vater hin: „ſehen Sie, wie wenig dazu gehört, einen Menſchen zu beglücken! Die Morgenröthe leuchtet auch durch die Neſſeln in dieſes Gewölbe, in dieſen ſtillen, ſchauerlichen Zufluchtsort unſres Unglücks; und ſo wirft auch die Hoffnung ihren leuchtenden Strahl durch die Neſſeln des Lebens an unſer Herz. Sieh!“ — ſagte ich und ſchlug meinen Arm um ſeine Schulter; „ſieh, die Natur hat die gebrochenen Herzen dieſer vier Unſchuldigen an ihre Mutterbruſt gelegt. So lange ſie ſchlafen, will ich lächeln. Denn was hat Frankreich ihnen genommen? Sie ſchlummern; und wer das kann, iſt nicht unglücklich! So wenig, ſagteſt

du, als du mir die Birnen gabſt. Iſt nicht alles, was ungehofft kommt, ſehr viel? Sieh hin, wenn Anne die Augen aufſchlägt, und auf einmal den ſchönen Morgen, das erquickende Obſt und unſre Heiterkeit erblickt — ſieh hin, ob ihre Miene nicht ſagen wird: wie viel!"

Er ſchlug die Augen an die Decke, an den naſſen Boden, und zeigte mir in einer nachahmenden Bewegung das niedere Gewölbe unſres Aufenthaltes. „Könnten dieſe da," ſagte ich, „jetzt glücklicher ſeyn, als ſie ſind, und wenn ſie unter vergoldeten Decken königlicher Zimmer ſchliefen? Schütte ihnen den Schooß voll ſtrahlender Diamanten; ihr Auge wird, wenn ſie erwachen, den Früchten entgegen lächeln. Ja, wir ſind flüchtig, irren wie Räuber die Nächte umher, und müſſen wie Mörder die Wohnungen der Menſchen fliehen. Das iſt freilich Unglück. Aber rechneſt du es für nichts, daß die Natur unſre Herzen in dieſer Blutflamme hart und ſtark brennt? Hätten wir in den weichlichen Zeiten der Ruhe gelernt, was Menſchenkraft vermag, welch ein Schatz der Muth iſt? Wenn wir jenſeits des Jura ſind — wird dann

nicht dieſe Erfahrung ihnen Allen unſchätzbar ſeyn? Ihr Herz iſt ſtark geworden, aber nicht hart; denn du haſt die heilige Flamme der zärtlichſten Liebe hinein gegoſſen. Sie werden an dich, an deinen Edelmuth, denken; und nie wird eins von ihren Herzen ſich einem Menſchen verſchließen. Sie haben gelernt, wie ſchwer das Leben werden kann; das hat ſie ſtark gemacht. Du haſt ſie gelehrt, wie entzückend die Großmuth iſt; und ihr Herz wird weich bleiben. Ich ſelbſt, ich ſelbſt! Wem ſonſt verdanke ich dieſe Heiterkeit, als meinem Unglück! Hier unter dieſem niedrigen Gewölbe, dicht am Tode, habe ich erſt den Tod verachten lernen und bin ein Mann geworden. Sieh hin! Anne hat ſeit Jahren nicht ſo ruhig geſchlafen, wie heute; denn ſchon lange nagt ein unüberwindlicher Gram an ihrer Seele und an ihrem Leben." —

Ein Gram? fragte er zitternd; welch ein Gram? ... Iſt denn Niemand glücklich? ſagte er zu ſich ſelbſt: auch dieſes holde Mädchen nicht? — Er umfaßte mich ängſtlich, und nur einen Augenblick; dann beugte er ſich zu

Annen nieder, als wollte er ihren Gram ver-ſcheuchen, ſie retten, ſie ermorden. Alle die Empfindungen, deren ſeine Seele fähig war, brachen auf einmal in ſein kaltes Geſicht her-vor. Dann fiel er mir wieder um den Hals, und ſah mich an, als wollte er jetzt den Schleier, der mir ſein Schickſal verbarg, ab-nehmen und mir ſein Herz zeigen. Ich ſchwieg, und erwartete ſein Geſtändniß; aber ſein Ge-ſicht beruhigte ſich wieder. Er fragte kalt, und zeigte von der Seite auf Annen: was iſt ihr Gram?

„Erinnere ſie nie daran, mein Sohn! Nur wir, ſie und ich, wiſſen ihn. Sie liebte in der frühen Jugend einen Jüngling, und dieſer Jüngling — ſtarb. Ihr Herz konnte nur Einmal lieben! — Er ſah mich mit ſo ſeltſamen kalten Blicken an, daß mich ſchau-derte, umfaßte mich dann an beiden Schul-tern, zog mein Geſicht nahe an das ſeinige, und ſagte langſam: ich liebte, und ſie . . . ſie ſtarb! — „Entſetzlich!" ſagte ich. „Unter der Guillotine?" war ich unbeſonnen und grauſam genug, heraus zu ſtoßen. O! o! rief er auf einmal laut, daß die Schlafenden alle

mit Schrecken auffuhren: was ſagſt du, Unglücklicher! Er ſank auf einen Stein an dem Brückenpfeiler, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Meine Frau und Alle fragten ſogleich: was iſt denn vorgefallen? Ich winkte ihnen Stillſchweigen zu. Unſer Freund erholte ſich wieder; er drückte mir die Hand, legte ſich mit dem Geſicht auf ein Bündel Wäſche, und war bald eingeſchlummert. Wir fliſterten nur, um ſeinen Schlaf, deſſen er nach ſolcher Anſtrengung ſo ſehr bedurfte, nicht zu unterbrechen. Meine Frau klagte über Durſt, und ich gab ihr das letzte halbe Glas Wein, das wir noch hatten. Adelaiden ſah ich die Begierde an, mit der ſie zu trinken wünſchte. Ich nahm ſie an meine Bruſt, und ſagte zärtlich: kannſt du wohl ein Paar Stunden durſten, mein liebes Mädchen?" Sie lächelte freundlich. Wie lange kann der Menſch den Durſt wohl aushalten? fragte ſie ablenkend. Ich ſtreichelte ihr die Wangen mitleidig. Sie zeigte mir die Birnen, lächelte, und fragte mich leiſe: iſt nicht mehr da? Ich ſagte mit Kopfſchütteln: „wir haben getheilt!" Sie nahm

ihr Meſſer hervor, ſchnitt die eine Birn von einander, und ſog mit ſichtbarem Vergnügen den Saft aus der einen Hälfte. — Nun war auf einmal meine ganze Heiterkeit verſchwunden; ich ſtellte mich, als ob ich ſchlafen wollte, um die hervorbrechenden Thränen mit meiner Hand verbergen zu können. Meine Frau, Anne und Julie verzehrten, wie ich durch die Finger blickend bemerkte, ihre Birnen mit großer Ruhe. Hier, liebe Mutter! ſagte Adelaide auf einmal, langte bei mir hin, als ob da ein Vorrath von Obſt läge, und reichte der Mutter ihre zweite Birn. Ach, wie rührend können Zeit und Ort eine Kleinigkeit machen!

„Mein edles, großmüthiges Mädchen!“ ſagte ich ihr ins Ohr, als ich ſie an meine Bruſt gezogen hatte. Das hätte ich ihr gern laut zugerufen; aber ich befürchtete, daß meine Frau die Birn dann ausſchlagen möchte. Ich ſteckte Adelaiden eine von meinen Birnen in die Hand; ſie gab ſie Annen, welche ſie auch nahm und aß. Nun gab ich ihr meine letzte. Nein, mein Vater! rief ſie auf einmal laut, und fiel mir zu Füßen.

O, welches Entzücken liegt in der Liebe, in der Einigkeit, in der Großmuth! Unſer Zufluchtsort verwandelte ſich meiner Einbildungskraft in ein Gefilde des Himmels, deſſen ganze Wonne in mein Herz floß. Ich hob Adelaiden vom Boden auf, nahm ſie in meine Arme, und mein Herz legte ſich ſtolz und zufrieden an das ihrige. „O, Frankreich, Frankreich!" rief ich; „du haſt mir mehr gegeben, als du mir je nehmen konnteſt: dieſe edlen, dieſe treuen Herzen!" Ich trat einen Augenblick an die Sonne, in das Freie. Meine Seele war jetzt zu groß für den engen, dunklen Raum, in welchem ich war. „Muß denn," ſeufzte ich ſehr demüthig, aber ſehr hoffnungsreich — „muß denn die Tugend ſich unter der Erde verbergen, guter Vater im Himmel?" Ich trat wieder zurück. „Aber nein," ſagte ich, den Gedanken verfolgend: „verſetzt dieſe Brücke nach dem nördlichen Aſien, oder nach Afrika; und ſie iſt ein Pallaſt. Warum nicht auch hier, wenn nur Tugend und Liebe ſie bewohnen?" — Und nicht ſo unglückliche Menſchen, als wir! ſagte meine Gattin.

„Du haſt immer recht, liebe Frau; nur dieſesmal nicht!“ ſagte ich eifrig, im Triumph über Adelaidens Tugend. „Oder hältſt du das Gefängniß, worin die Tochter mit ihrer Bruſt den gefangenen Vater ernährt, — du kennſt ja das rührende Kupfer, das auf Annens Zimmer hing — hältſt du das Gefängniß für den Aufenthalt des Unglücks?“

Nein. Aber wie kommt das hierher?

„Wie? Es iſt hier, hier, liebe Frau. Deine Tochter, deine Adelaide, gab dir ihre letzte Birn, und ſie verſchmachtet vor Durſt!“

Meine Frau ſprang auf, und rief ängſtlich: gab mir ihre letzte Birn? Ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen. Auch Anne und Julie ſprangen auf. Wir Alle drückten Adelaiden an unſre Herzen, und benetzten ſie mit Thränen. Sie wand ſich ängſtlich in unſern Armen, und ſah uns mit Augen an, die flehentlich baten, ihrer zu ſchonen. Unſere Liebe war zu viel für ein Herz, das in Staub zerfallen muß. Wäre dieſe erhabne Empfindung in uns von längerer Dauer geweſen, ſie hätte die irdiſchen Lebens-

quellen in uns vertrocknen müſſen. Meine Frau gab ihr eine andre Richtung. Sie rief: ich will dir Waſſer ſchaffen, mein Kind, oder ſterben! Sie wollte hinaus; wir hielten ſie aber, und machten ihr begreiflich, daß ſie ſich ganz gewiß verrathen würde.

Viel eher, liebſte Mutter, ſagte Adelaide, könnte ich gehen; ich würde weniger Verdacht erregen als Sie. — Ich beſtätigte das. — Adelaide fuhr fort: ich bin ein junges Mädchen. Meine Eltern, würde ich ſagen, ſind todt, meine Brüder im Kriege geblieben, meine Verwandten arm, ſehr arm. Hier ſind meine letzten ſechs Sous; die ſchenkte mir ein fremder Reiſender. Gebt mir dafür Brot, und Waſſer in dieſe Flaſche. Mir glaubte man gewiß weit eher, als Ihnen; nicht wahr, mein Vater? — „Gewiß, mein Kind, weit eher." — Meine Entſchloſſenheit kennen Sie; wenn man mir auch hundert verfängliche Fragen vorlegte, ich würde mich nicht verrathen. Auf ein Kind achtet man nicht ſo ſehr, wie auf eine Frau in Ihren Jahren. Ich würde ſagen, ich wollte nach Dole zu, und käme von Montbeliard? Iſt es nicht ſo recht, mein

Vollkommen! ſagte ich; und in dem Augenblicke war Adelaide mit der Waſſerflaſche unter der Brücke weg, auf dem hohen Ufer, ehe einer von uns nur aufſtehen konnte. Ich erſchrak heftig. Meine Frau und Anne wollten ihr nach; ich hielt ſie aber, und ſagte: laßt ſie gehen! Könnt ihr wiſſen, wozu dies alles ſo kam? könnt ihr das? Und hat ſie nicht Recht? Wenn einer von uns ohne Verdacht bleibt, ſo iſt es die entſchloſſene Adelaide. Und wird ſie erkannt, gefangen, bleibt ſie weg — nun, dann iſt es noch immer Zeit, ſie zu ſuchen und mit ihr zu ſterben. Ueberleben wollen wir ſie nicht. Laßt ſie, laßt ſie!" Meine Frau und Anne weinten; nur meine feierliche Verſicherung, daß wir Adelaiden, wenn ſie in einer Stunde nicht wieder da wäre, aufſuchen wollten, konnte ſie ein wenig beruhigen.

Nach einer halben Stunde ſahen wir ſie vorſichtig in dem trocknen Bette des Baches mit einer ſchweren Laſt daher kommen. Sie winkte uns zu, ruhig zu ſeyn. Als ſie endlich bei uns war, entſtand ein fröhlicher Tumult um ſie her. Sie hatte in der Schürze ein halbes

Brot, ſehr gute Butter, eine Flaſche Wein, eine andre voll Waſſer, und eine Menge ſehr ſchönes Obſt. Unſer Freund ſchlief noch immer feſt; ſelbſt unſere laute Freude weckte ihn nicht. Ich ſtellte die Flaſche Wein vor ihn hin, und legte Brot dazu, daß es ihm, wenn er erwachte, zuerſt in die Augen fallen ſollte.

Während wir, mit dankbaren Thränen im Auge, aßen und tranken, erzählte Adelaide. Sie geht durch einen Umweg auf das nahe Dorf zu, bleibt an dem erſten Hauſe, das vor dem Dorfe allein liegt, ſtehen, und ſingt an der Thür einen Pſalm. Ein alter Landmann, den ſie nicht ehrwürdig genug beſchreiben konnte, tritt in die Thür, und fragt: „was willſt du?“ Sie erzählt ihre Fabel. Er ſieht ſie ſcharf an, und thut noch allerlei Fragen. „Armes Kind!“ ſagt er endlich, und faßt ihre Hand: „ſo jung, und ſchon ſo unglücklich! Komm, du ſollſt bei mir bleiben.“ Da wird Adelaide dennoch beſtürzt. Der Mann ſchweigt, betrachtet ſie, und ſagt endlich: „liebes Kind, ich bin ein ehrlicher Mann, und ſelbſt unglücklich. Habe Vertrauen zu mir!“ Adelaide ſteht auf dem Punkte, Alles zu entdecken;

decken; doch beſinnt ſie ſich, und bleibt bei ihrer Ausſage. Der Mann packt ihr die Lebensmittel auf, und bringt ſie durch einen Hohlweg wieder auf das Feld. Dann küßt er ſie, ſagt: „brauchſt du noch mehr, ſo komm wieder,“ und geht zurück.

O, mein Vater, ſagte Adelaide; es war ein ſehr edler Mann! gewiß, das war er! — „Wenigſtens ein redlicher!“ ſagte auf einmal eine tiefe Stimme, und ein alter Mann trat vor die Brücke. Wir ſtießen vor Schrecken einen ſo lauten Schrei aus, daß Juliens Vater erwachte. Er ſprang auf, wurde bleich, als er den Alten ſah, ſtürzte auf ihn zu, faßte ihn an, und riß ihn zu uns unter das Gewölbe. Das Alles geſchah in einem Augenblick. Du mußt ſterben! rief er nun bleich und zitternd; aber ſeine Hände ſanken kraftlos bei den grauſamen Worten nieder. „Muß ich?“ ſagte der Alte; „nun, ſo iſt es noch Zeit genug in fünf Minuten.“ Er ſetzte ſich, mit der Ruhe eines höheren Weſens, zu uns. Juliens Vater wurde immer bleicher, und ſein Herz pochte gewaltig. Er nahm mich allein, und fliſterte

mir, ganz außer ſich, zu: warum führt ihn die Vorſehung hierher? Er muß ſterben, oder wir ſind verloren. Wäre ich es allein, dann möchte er mich verrathen. Aber Ihre Kinder!! Sie! Er muß! Gott mag uns verzeihen!

„Ihr ſeyd Unglückliche, Auswanderer, wie ich ſehe,“ ſagte der Greis. „Ich bin der Graf * * *. Meine Frau und meine beiden Söhne ſind in Paris hingerichtet. Ich floh, und kaufte das Häuschen mit dem Garten, wo das liebe Mädchen da bei mir geweſen iſt. Schon längſt hätte ich den blutigen Boden meines Vaterlandes verlaſſen, wenn nicht noch eine Enkelin von mir, ein zehnjähriges Mädchen, lebte. Ihrentwegen warte ich auf beſſere Zeiten, die endlich kommen müſſen. Ich will euch Gutes thun. Ihr ſeyd nicht die Erſten, die ich durch das Gebirge bis an die Gränze bringe. Willſt du mich tödten, junger Mann, ſo magſt du es. Ich verliere das Leben mit Gleichgültigkeit. Du zerreißeſt nur einen Faden, den das Unglück ſchon längſt mürbe gemacht hat; und wo, ſage mir, wo iſt ein Franzoſe, der nicht ſterben und tödten gelernt hätte?

Da warf Juliens Vater ſich vor dem Manne nieder, und umfaßte deſſen Knie. Sterben, ſagte er, habe ich gelernt; tödten werd' ich nie lernen. Aber, ach! ich muß dir Alles anvertrauen. Wenn du uns verriethest — die Qualen der Hölle kämen über meine letzten Tage. Auf einmal brach er ab, und ſchwieg. Er ſprang auf, ging unruhig, ängſtlich umher, drückte den Hut tief in die Augen, und beobachtete wieder ſein finſtres, räthſelhaftes Stillſchweigen. Wir fragten ihn Alle: was er hätte; er winkte aber verneinend mit der Hand. Du traueſt mir nicht! redete der Alte ihn an. Juliens Vater faßte ſeine Hand, küßte ſie, legte ſie auf ſein Herz, und ſagte ihm dann ins Ohr: ſey unſer Engel! führe uns nach Pontarlier!

Ich konnte meine Blicke nicht wieder von dem ſonderbaren Manne mit ſeiner ſeltſamen Unruhe abziehen, der aus ſeinem dunklen Winkel her uns Alle der Reihe nach mit verſtörten Blicken anſah. Endlich wurde er wieder ruhig; er ſprach aber nun nicht ein Wort mehr bei Allem, was der Alte ſagte, ſondern gab ſeinen Beifall nur durch Zeichen

zu erkennen. Der Alte ſagte: euer Aufent-
halt unter der Brücke iſt ziemlich ſicher, weil
der Weg über ſie nur im Herbſt und Früh-
jahre, wenn der Bach angeſchwollen iſt, ge-
nommen wird. Gegen Abend will ich wieder
hier ſeyn, und euch einen Fußſteig durch das
Gebirge führen, den nur die Einwohner des
Dorfes kennen. Dann kommen wir in das
Doubsthal, über Montarlier; und jenſeits des
Doubs, der hier gar nicht tief iſt, ſeyd ihr
in der Schweiz."

Wir umarmten uns Alle. So war denn
unſre Rettung nahe und faſt gewiß! Nur,
wer der Folterbank oder dem Tode auf der
Gerichtsſtätte entgangen iſt, kann fühlen, was
wir fühlten, kann ſich das Entzücken denken,
in das wir geriethen. Unſer Fremder nahm
keinen Theil an unſrer Freude. Er winkte
ſeiner Tochter, als der Alte weg gegangen
war, und ſprach lange und heftig mit ihr.
Sie weinte, ſie umarmte ihn. Er ſagte ihr
noch etwas, wobei er ſehr bewegt ihre Hände
faßte. Es mußte ſehr eingreifend ſeyn; denn
ſie antwortete mit feſtem Tone: ich will! ja,
ich will! Wir hatten nicht das Herz zu fra-

gen, was ſie thun ſollte; aber ſie fliſterte es Annen leiſe zu. Anne kam dann weinend zu mir, und ſagte: Juliens Vater will uns nur bis an die Gränze begleiten, und dann zurückkehren. Wir ſollen ſeine Tochter mitnehmen.

„Sie ſoll meine Tochter ſeyn!“ ſagte ich laut, und reichte Julien die Hand. Ihr Vater kam herbei, und legte ſeine Hand auf unſere Hände, als ob er das Verſprechen mit ſeinem Segen heiligen wollte. Dann nahm er mich allein in ſeinen Winkel, und beſchwor mich feierlich, daß ich ſeine Tochter nie fragen ſollte, wer ihr Vater wäre. Ich machte Einwürfe dagegen; er drang aber ſo zärtlich darauf, daß ich es ihm feierlich in meinem und der Meinigen Nahmen verſprechen mußte. Zuletzt ſagte er noch ſeufzend: ich ginge mit Ihnen; aber ich habe noch einen Vater, von dem mein Unglück mich ſchon zu lange getrennt hat. — Seltſam! ich war in meinem ganzen Leben nicht ſo neugierig geweſen, wie in dieſem Augenblick. Die Sonderbarkeit des Unbekannten machte mich ängſtlich, furchtſam, und es ſchien mir ſogar recht

gut, daß er uns verlaſſen wollte. Ich fing an nachzuſinnen, was für Händel ſeine Seltſamkeit uns noch hätte zuziehen können. Der Leſer wird an dieſem Zuge merken, daß ich alle Gefahr für überſtanden hielt; denn ſonſt hätte meine Einbildungskraft nicht ſchon wieder angefangen, ſich Gefahren zu ſchaffen. Aber wir Alle hielten die Gefahr für überſtanden. Welch ein Vergnügen, rief meine Frau, aus der größten Hoffnungsloſigkeit ſo auf einmal wieder zu Hoffnung des Glückes überzugehen! Denn hatten wir nicht ſchon alle Hoffnung verloren? (Ich freuete mich, als ich endlich wieder Fragen und Ausrufungen von ihr hörte.) Gaben wir nicht uns Alle ſchon der Verzweiflung hin? War nicht die Hoffnung, die ſonſt den Menſchen zuletzt verläßt, ſchon von uns gewichen?

„Ich glaube nicht, liebe Frau," ſagte ich, „daß du Recht haſt. Was du Verzweiflung, was du Hoffnungsloſigkeit nennſt, war nichts als Hoffnung. Ein wirklich Verzweifelnder thut nichts, wagt nichts, iſt nicht einmal muthig genug, ſich das Leben zu nehmen: denn wer ſich das Leben nimmt, hat

doch den Wunſch, ſeinen Zuſtand zu ändern; und Wünſchen ſetzt Hoffen voraus. Dabei fällt mir eine Stelle — wenn du es erlauben willſt, liebe Frau; ſie iſt ganz kurz — eine Stelle, ſage ich, aus einer Griechiſchen Rede fällt mir ein." Meine Frau umarmte mich lächelnd, und ſagte: je länger die Stelle iſt, die du uns anführen willſt, deſto mehr werde ich überzeugt, daß du uns für geſichert hältſt. — „Nein," erwiederte ich; „ſie betrifft nur unſer Geſpräch, und heißt ſo: die Menſchen ſtürzen ſich nicht anders in Gefahren, als auf die Hoffnung geſtützt. Niemand, der verzweifelte die Hinderniſſe zu überwinden, wagt es, die Hinderniſſe anzugreifen." — Nun, ſagte meine Frau, das iſt eben daſſelbe, was du ſagteſt, aber nicht einmal ſo gut geſagt. Es mag ſeyn, ob man ſich gleich nicht ſo ausdrückt; aber iſt es denn nicht ſchrecklich, liebſter Mann, daß das undankbare Frankreich uns zu dieſer Verzweiflung zwingt? Iſt . . .

Ich unterbrach ſie: „liebſte Frau, du haſt funfzig Jahre gelebt, und der Vorſehung dieſen Vorwurf nie gemacht, wie es auch Recht

und billig iſt. Aber ſieh, was iſt denn das eigentlich, was wir fürchten? Doch weiter nichts als der Tod! Dem wollen wir entlaufen. Dem Leben zu gefallen, ſaßen wir in einem Steinbruche, in den Köhlerhütten, hier unter der Brücke; dem Leben zu gefallen, eſſen wir Brot und trinken Waſſer, tragen Bauerkleider, und ſchlafen ohne weiche Küſſen. Frankreich will nichts, gar nichts, als uns tödten. Das Uebrige iſt unſer Wille; denn wenn wir das Leben verachteten, ſo hätten wir nicht nöthig gehabt, einen Schritt aus Sarzy zu gehen. Nun ſieh die Natur an. Ihr großes Schneidemeſſer fällt bei jedem Pulsſchlage einmal unter die Menſchen, und zerſchneidet jedesmal ein Herz. Das macht in vier und zwanzig Stunden an hunderttauſend Herzen, welche von der Natur zerdrückt werden. Faſſe nun die Seufzer der hunderttauſend Familien, das Jammern der Wittwen, der Waiſen, der Männer, der Weiber, der Liebenden, und die hunderttauſend Leichen zuſammen, ſo haſt du jeden Tag auf der Erde eine Revolution, an der Niemand ſchuld iſt, als die Natur ſelbſt. Ob ein Herz

unter der Guillotine bricht, oder durch eine Apoplexie: das gilt dem liebenden, abgeriſſenen Herzen gleich. Der ganze Unterſchied beſteht darin, daß die Natur ihre Revolution verbirgt. Wir lachen, weil wir — ſeltſam genug! — hoffen, daß wir allein verſchont bleiben werden. Eine Peſt iſt nichts andres als ein Revolutions-Tribunal der Natur, das ſich in einer Stadt niederläßt. Da dauert der ganze Prozeß mit Unterſuchung, Urtheil und Exekution auch nur drei Tage; und könnteſt du den unaufhörlichen Schmerz ſehen, der dann in mancher Bruſt heimlich nagt, der tauſend Herzen anfällt, den man aber nicht merkt, weil er nicht laut wird: du würdeſt die Natur eben ſo hart anklagen. Bedaure den Unglücklichen, liebe Frau, er leide wo und woran es ſey. Aber halte dich nicht allein für unglücklich; das macht dich hart, unduldſam gegen unſre Verfolger, und mitleidslos gegen die Thränen, die nicht in Frankreich und um Frankreich fließen. O, wir weichlichen, ſelbſtſüchtigen Seelen! Was iſt denn unſer Unglück? Daß wir Reichen, wir Vornehmen, nun auch einmal

erfahren müſſen, was die Armen alle Tage erfahren, ohne ſich zu beſchweren! Wir ſitzen hier unter dieſer Brücke: wie oft mögen nicht Schnitter in der Ernte hier ein Obdach gegen die Sonnenhitze geſucht haben! Wir tragen leinene Kleider: tragen nicht Tauſende mit Freuden eben das? Wir haben eine Nacht in einem Steinbruche zugebracht: guter Gott! wie viele Tauſende bringen nicht ihr ganzes Leben in den Steinbrüchen der Armuth, der Noth hin! Wir zittern vor dem Tode: müßten wir das nicht auch, und wenn gar kein Eiſen, kein Gift in der Welt wäre?"

Ich ſelbſt empfand, daß ich Unrecht hatte, und ſah den ſchrecklichen Unterſchied zwiſchen den Naturübeln und der Revolution meines Vaterlandes ſehr wohl ein. Aber es war meine Gewohnheit, Alles in Schutz zu nehmen, ſobald ich mich glücklich fühlte. — Anſtatt mir zu widerſprechen, wie ich erwartete, umarmte meine Frau mich mit großer Heiterkeit, und ſagte: nun ſehe ich, daß du wirklich ruhig biſt. Ich danke Gott dafür, und würde ihm danken, wenn du mir auch

bewieſen hätteſt, Armuth ſey Ueberfluß, Schande Ehre, und die Peſt Geſundheit. — Ich war ſehr geneigt, den Beweis zu übernehmen; aber mein Herz kam mir zuvor. Mit großer Innigkeit umarmte ich meine gute, theure Frau, die Gott dafür lobte, daß ich nun wieder philoſophiren konnte, ſo wenig ſie es auch leiden mochte. Ich dankte der Natur, daß ſie mir dieſe Frau geſchenkt, und bat ihr heimlich das Unrecht ab, daß ich ſie ſo eben mit der Revolution verglichen hatte. Wir waren Alle ſehr heiter, nur Juliens Vater nicht, der unſre Freude mit traurigen Seufzern begleitete.

So kam der Abend heran. Meine Frau ſchlief ſchon ſeit einigen Stunden, aber ſehr unruhig. Ihre Hand, die ich berührte, war brennend heiß; ich blieb aber unbeſorgt. Endlich ſahen wir den Grafen * * * mit einer Laterne kommen, und ſprangen Alle fröhlich auf. Ich weckte meine Frau. Sie erhob ſich, taumelte aber ſogleich wieder in meine Arme. Zwar wollte ſie ſich ſtark machen, und ging einige Schritte; aber ſie konnte nicht weiter. Sie umfaßte mich, und ſagte

leiſe: ich bin ſehr krank. Wir mußten es den Uebrigen entdecken. Der Alte faßte meiner Gattin an den Puls, und ſagte dann: aus der Reiſe wird nichts; die Frau iſt ſehr krank. Wir ſtanden Alle ſtarr wie Bildſäulen des Jammers. Wartet, ſagte der Alte; verliert den Muth nicht! Ich komme bald wieder. Er ging; wir ſetzten uns auf den Boden, und athmeten kaum. Meine Frau legte ihre brennende Stirn an meine Bruſt. Ohne Zweifel hatte die Angſt, die Freude, die Ermüdung von dem ungewohnten weiten Gehen ihre Krankheit verurſacht.

Nach einer halben Stunde war der alte Graf wieder da, und breitete eine Decke auf den Boden. Wir führten meine Frau auf das Ufer, legten ſie in die Decke, und trugen ſie dem Dorfe zu, in das Haus des Alten, der vor uns her ging. Es wurde in einem obern kleinen Stübchen ein Bett in Stand geſetzt. Kaum lag die Kranke einige Minuten, ſo brach das Fieber gewaltſam hervor, und ſie fing an zu phantaſieren. Der Alte ſtand verlegen da; endlich ſagte er: „ihr Andern müßt fort.“ Nur nicht ich! ſagte

ich, und ſetzte mich an das Bett. „Nicht ich!“ rief Anne; „und nicht ich!“ Adelaide. Wir wollen mit ihr ſterben! erklärten wir Alle. Der Greis ſagte: und mich verrathen? Nur Einer kann hier bleiben, und das ſey der Mann. Ihr Andern müßt gehen.

Nun erhob ſich ein großmüthiger Streit unter uns, wer ſich retten ſollte. Juliens Vater ſagte kein Wort; er faßte nur Annens Hand, und bat ſie mit Blicken, ſo oft ſie erklärte, daß ſie bleiben wollte. Ich mußte endlich meinen beiden Töchtern befehlen, zu gehen. Adelaide ſagte auf einmal: ſo leben Sie wohl, mein Vater! Sie warf ſich an dem Bette ihrer Mutter nieder, küßte die heiße Hand, faßte dann ihre Schweſter an, und ſagte: nun, Anne, komm! Was kann unſern Eltern begegnen, das wir nicht, ſo bald wir wollen, mit ihnen theilen können? Anne ſagte mir zitternd Lebewohl. Juliens Vater ergriff ihre Hand, und zog ſie fort. Der Alte wies mir an, was ich gebrauchen könnte, und verſprach, gegen Morgen wieder da zu ſeyn. Er gab mir Regeln, wie ich mich zu verhalten hätte, wenn etwa Jemand käme.

Sie gingen. Ich ſah ihnen durch das Fenſter nach, ſo lange ich das Licht der Laterne bemerken konnte. Als es endlich verſchwand, warf ich mich auf den Stuhl neben dem Bette, und war ganz troſtlos, als ob nun alle Hoffnung unſres Glückes verſchwunden wäre.

Ich ſchlief auf dem Stuhle ein. Als ich erwachte, war es ſchon heller Tag, und der Greis ſaß vor mir. Er reichte mir die Hand, und ſagte: ſie ſind in Sicherheit. — „Gott ſey Dank!" erwiederte ich. „Vielleicht endigt hier die Natur den Kampf des Lebens ſanft, und mich — mich mögen ſie finden. Meine Kinder ſind gerettet!" — Auch Sie, ſagte der Alte, auch die Kranke, ihr Alle ſollt gerettet werden. — „Alle?" Mein Sohn fiel mir ein. Ich bat den Alten um Papier, und ſchrieb meinem Louis, als ein Schweizer, der von einer Reiſe zurückgekommen wäre, und ihm meldete, wo er ſich aufhielte. Ich nannte ihm das Dorf, wo meine Familie jetzt war. Noch ſetzte ich hinzu: ich würde von da nach Neufchatel reiſen, und wünſchte, ihn bald zu ſehen. Mein Sohn kannte

meine Hand; er mußte alſo meine Wünſche errathen.

Nun fragte der Graf * * * nach unſeren Nahmen, und ich erzählte ihm meine Begebenheiten. „Wer iſt aber der finſtre junge Mann in Ihrer Geſellſchaft?" — Der Vater des Mädchens. Ich ſagte ihm, was ich wußte. — „Sie kennen ihn nicht?" fragte er verwundert. Er erzählte mir nun, daß der Unbekannte, ſobald er mit meinen Töchtern über die Gränze geweſen, vor Freude ganz außer ſich gerathen wäre. Er hatte ſich Annen zu Füßen geworfen, ihr die Hände geküßt, ſie beinahe den ganzen Weg über durch die Felſen getragen, und dann ſogleich mit unbeſchreiblicher Sorgfalt für ſie und meine Adelaide geſorgt. „Ich hätte gedacht," ſetzte der Graf hinzu, „er müßte etwa der Geliebte ihrer Tochter ſeyn, wenn er nicht immer ganz ſtumm gegen ſie geweſen wäre." Keiner von uns konnte eine wahrſcheinliche Urſache von dem geheimnißvollen Betragen des jungen Mannes finden, ſo ſehr wir uns auch Mühe gaben, es zu enträthſeln. Ich erinnerte mich jeder Kleinigkeit, die er geſagt,

die er gethan hatte, auf das genaueſte. Aber das Reſultat war: nein, er hat uns ſo wenig vorher gekannt, als wir ihn.

In der folgenden Nacht wurde an die Thür gepocht, und der Graf öffnete. Juliens Vater kam in Bauernkleidung, und brachte mir einen Brief von meinen Töchtern. Sie ſprachen mit großen Lobeserhebungen von ſeiner Sorgfalt, von ſeinen Bemühungen um ihr Wohl; und dafür drückte ich den Mann, ſo räthſelhaft er auch ſeyn mochte, an meine Bruſt. Der Alte ſtellte ihm vor, welcher Gefahr er ſich ausſetzte. Er lächelte aber, und antwortete: einige Zeilen von Ihnen werden Ihre Töchter beruhigen, Herr St. Julien. Ich ſchrieb meinen Kindern: die Krankheit ihrer Mutter wäre nicht gefährlich; ſie möchten alſo ihren Beſchützer nicht wieder der Gefahr ausſetzen, gefangen zu werden. Als ich nachher das Billet meiner Töchter noch einmal durchlas, ſah ich aus dem Zuſammenhange, daß ſie glaubten, ein Bauer aus dem Dorfe ſey der Bote.

Nach zwei Tagen kam der Unbekannte wieder. Er machte mir Vorwürfe über das,

was

was ich meinen Töchtern ſeinethalben geſchrie- ben hatte, und bat mich dann um ein andres Billet an ſie. „Alle meine Verſicherungen," ſagte er, „halfen nicht. Nur ein Wort von Ihrer Hand kann ſie beruhigen."

So verfloſſen acht Tage. Eines Abends war mein alter Wirth ſehr unruhig, und ſah mich beſtürzt, mitleidig, an. „Ich glaube," ſagte er ſeufzend, als ich die Urſache davon zu wiſſen verlangte, „ich bin verrathen. Dieſe Hütte, fürchte ich, giebt uns nicht länger Sicherheit. Man hat mich gewarnt, auf meiner Hut zu ſeyn. Wenn wir nur Ihre kranke Frau wegſchaffen könnten!" Nur das erſte Schrecken traf mich; dann aber ſtand ich auf, und ſagte ruhig, gewiß ruhig: nein, mein Herr; meine Frau ſoll hier ſterben: da- für ſtehe ich Ihnen. Retten Sie Sich für Ihre Tochter. Meine Kinder ſind in Sicher- heit; nun bleibe ich hier, und keine Macht ſoll mich von dieſem Bette wegbringen. — Ich ſetzte mich ruhig nieder. Was ſoll ich länger kämpfen? ſagte ich, ſo gelaſſen als möglich: warum nur den Fuß aufheben, um dem Tode zu entgehen? Ich will ihn erwar-

ten, wie einen Freund; er iſt ja der Freund aller Unglücklichen. Sehen Sie, legt er doch ſchon die kalte, beruhigende Hand auf das Herz meiner Frau; warum ſoll dieſe Bruſt, die ſich ſo lange wehrte, ſeine Hand zurückſtoßen? Sagen Sie meinen Töchtern: es wäre mein letzter Wille, ſie ſollten ſich nie verlaſſen. Grüßen Sie den edelmüthigen Beſchützer von mir, und ſagen Sie ihm: er hätte mir ſeine Tochter gegeben; jetzt gäbe ich ihm die meinigen.

In dieſem Augenblicke riefen unten Stimmen: dies iſt das Haus! Hier wohnen die Feinde des Vaterlandes, der Graf ***; und zwei Andere. Aufgemacht! im Nahmen des Geſetzes! Der Graf eilte die Treppe hinunter. Ich hörte ihn die Hinterthür aufmachen; und nun war er ſogleich in einem kleinen Gebüſche, durch das er bald in freies Feld kam. Gott ſey Dank! er iſt gerettet! dachte ich, als ich noch immer klopfen und an der Hausthür brechen hörte. Ich legte eine Piſtole auf den Tiſch, und zählte die Pulsſchläge an der Hand meiner Frau, mit einer ungeſtörten Ruhe, die von der Gewißheit ih-

res baldigen Todes und meines Geſchickes herkam. Endlich wurde die Thür unten erbrochen. Ich nahm das Licht in die linke Hand, die Piſtole in die rechte, und ging ſo an die Treppe. Als die Nationalgarden mich erblickten, blieben ſie ſtehen. „Bürger," ſagte ich ruhig; „ich heiße St. Julien, habe auswandern wollen, und bin euer Gefangener. Der Tod kümmert mich nicht. Es iſt weiter Niemand im Hauſe, als meine ſterbende Frau. Aber d i e ſoll r u h i g ſterben! Den Erſten, der einen Fuß in das Stübchen ſetzt, worin ſie liegt, ſchieß' ich todt. Ihr mögt heraufkommen, und ſehen, daß ich die Wahrheit ſage. Aber Niemand wage es, über die Schwelle der Thür zu treten!" Ich ging zurück, ſetzte mich wieder an das Bett meiner Frau, hielt die Piſtole in der einen Hand, und ließ die andre auf dem Tiſche ruhen. Sie kamen nach einigen Minuten herauf, und ſahen durch die Thür. „Ihr könnt mich bewachen," ſagte ich ihnen jetzt noch. „Aber ich bitte euch, ſeyd menſchlich, und beunruhigt die letzten Augenblicke einer Sterbenden nicht."

Iſt da kein Ausgang? fragte einer. — „Komm,“ ſagte ich, „und ſieh ſelbſt, daß ich euch nicht entgehen kann.“ Es kam einer herein, und durchſuchte das Zimmer, wobei ich aber auf meiner Hut war, und ihn mit dem Laufe meiner Piſtole verfolgte. Er ging endlich wieder hinaus, und ſagte zu den Andern: es iſt alles ſicher. Nun machte ich die Thür zu, und verſchloß ſie. Zwei Garden blieben als Wächter vor dem Stübchen zurück; einige andre beſetzten das Haus. Man durchſuchte jeden Winkel, wahrſcheinlich nach dem alten Grafen; doch endlich wurde Alles wieder ſtill.

Ich fühlte mich glücklich, daß meine Töchter gerettet waren, und ſchlief ſehr ruhig ein. Am folgenden Morgen klopfte die Wache leiſe an, und ich öffnete. Brauchſt du etwas, Bürger? Wir haben nach Salins geſchickt, um deinetwegen anzufragen. Du kannſt ganz ruhig ſeyn, bis der Bote zurückkommt, der uns Befehle bringen wird. — Ich bat nur um Waſſer, weil ich noch Lebensmittel auf einige Tage hatte. Sie ſetzten es mir mitten in das Zimmer, und gingen dann zurück, bis ich

es holte. Ich ſaß nun am Bette, und philoſophirte über den Wechſel aller menſchlichen Schickſale. Mir fiel die Stelle aus dem Iſokrates wieder ein: durch das alles werden ſie ſichtlich beſſere Menſchen. Ihre Wahrheit fand ich jetzt an mir beſtätigt. Ich fühlte keinen Haß mehr gegen meine Verfolger; ich hatte mehr Muth, mehr Geduld, mehr Liebe zu den Meinigen, und doch mehr Standhaftigkeit bei ihrem Unglück. Mein Herz war frei von allen Leidenſchaften. „Ja," ſagte ich laut, „es hat mich zu einem beſſeren Menſchen gemacht." Ich ſah die beiden Garden an. „Und können nicht auch ſie," dachte ich, „beſſer werden, wenn ſie meine Geduld, meine Ergebung ſehen?" Ich legte meine Piſtole auf den Tiſch, rief ſie herein, bot ihnen ohne Mißtrauen die Hand, und führte ſie an das Sterbebett meiner Gattin. „Kinder," ſagte ich; „an die Stunde kommt auch ihr einmal. Der Himmel gebe, daß ihr gern an ſie kommen möget! Seht, ich habe dieſe Frau ſo lieb, daß ich für ein Wort, für einen Händedruck von ihr tauſendmal mein Leben aufopfern wollte; aber doch möchte

ich nicht, daß ihre Seele in ihre Sinne zurückkehrte, und daß ſie euch ſähe. Ihr würdet ſie wieder an die Mühſeligkeiten des Lebens erinnern; und ihre Seele, die nun ſchon ſeit einigen Tagen unter den Liedern der Engel gelebt hat, müßte dann wieder das Geſchrei der Gefangenen in Frankreich, das Geſchrei der Armen hören, die unter dem Mordmeſſer ſterben. Seht, ich wünſchte, daß auch ich hier ſo läge; oder, wenn es nicht anders ſeyn kann, ich werde auch unter der Guillotine ruhig liegen. Es läuft ja auf Eins hinaus. Hat man rechtſchaffen gelebt, ſo iſt der Tod nichts als die Geburtsſtunde für das künftige Leben. — Kinder, wäret ihr doch bei meinem Tode zugegen, damit Ihr ſähet, wie ruhig man ſtirbt, wenn man ſchuldlos gelebt hat! Ich wollte, auch Ihr lebtet ſo, damit ich einmal als ein guter Geiſt bei Eurem Sterbebette ſtehen, und daſſelbe ſagen könnte. Denn ſeht, ich habe nichts Böſes gethan, als daß ich mich vor meinen Feinden flüchtete." —

Und das thut ja ein unvernünftiges Thier! unterbrach mich der eine Garde mit Thränen

in den Augen. So herzlich gut ſeine Bemerkung gemeint war, ſo ſtörte ſie mich dennoch gänzlich. Eben wollte ich zeigen, daß man dem Uebel nicht entfliehen könne; nun hatte er aber meine Gedanken durchſchnitten. Ich ſetzte mich ruhig nieder, und dankte aufs neue dem Himmel mit Freudenthränen, daß meine Frau von unſerm Elende nichts wußte. Wie würde die Vorſtellung der Guillotine oder des Erſchießens ihre Seele erſchüttert haben!

Sie hörte, ſie ſah mich nicht; und dennoch machte ich meine Lebensrechnung mit ihr ab. Hätte ſie mich hören können, ſie würde, hoffe ich, manchen Punkt auf meiner Seite höher angeſchlagen haben, als ich ſelbſt. Ich that ihr jetzt, da der Tod ſein bleiches, graues Siegel auf ihr Geſicht, auf ihre Augen, auf ihre Lippen gedrückt hatte, eben ſo wenig Unrecht, als damals, da ich um ihre Hand warb, und ſie mit blitzenden Augen voll muthwilligen Lebens, mit glühenden Wangen, voll Geſundheit und Lebensfülle, vor mir ſtand, an ihren Fächerſtäben abzählte, ob ſie mir ja oder nein antworten ſollte, und endlich mit ſchnell hervorbrechenden Thränen an

meine Bruſt ſank. Es war kein Punkt in der ganzen Rechnung, der ihre oder meine Augen hätte zum Niederblicken bringen müſſen. Ich ſah ihr die ganze Zeit über feſt in das bleiche Geſicht, in die Augen, die ſich gebrochen von dem Leben weg in die Ewigkeit wendeten.

„Ich will bei dir aushalten im Leben und Sterben," ſagte ich ihr, als wir getrauet waren. „Ich habe Wort gehalten," ſagte ich jetzt, faßte ihre kalte Hand, und hielt ſie an meinen Mund. „Und wäre ich an deiner Stelle, du ſäßeſt eben ſo bei mir: das weiß ich, Theure, das weiß ich. Nicht eine Minute wicheſt du von mir, und wenn du dein Haupt unter tauſend Guillotinen legen müßteſt. Du haſt mich nur eine einzige meiner Reden zu Ende bringen laſſen; aber wie oft habe ich den Lauf deiner Fragen mit einem halbſpöttiſchen Lächeln unterbrochen! O, ich wünſchte, du fragteſt jetzt; ach, ich wollte deine Fragen anhören, wie Götterſprüche. Du möchteſt tauſend Reden von mir unterbrechen; ich wollte ſagen: unterbrich mich, meine theure Henriette, unterbrich mich mit deinen ſüßen

Lippen; nur lebe, lebe! — Ach, noch einmal, meine Geliebte, ſieh mich an; und wie du für dieſes Leben mir deine Hand gabſt, ſo gib ſie mir auch für die Ewigkeit!" — Das dachte ich; Manches ſagte ich auch laut. Ich war tief bewegt; und noch jetzt, da mein Schmerz ſanfter iſt, noch jetzt ſage ich eben das gleich wahr und innig. Es hat nie ein beſſeres Weib auf der Erde gegeben. Das fühle ich jetzt, da ich ſie nicht mehr habe, das fühle ich unter Kindern, die mich ſo herzlich lieben, die mit mir leben, mit mir unglücklich ſind: was würde ich nicht fühlen, wenn ſie glücklich wären!

Ich hatte mir vorgenommen, über dieſen Zeitpunkt meines Lebens mit flüchtiger Feder weg zu eilen. Von jeher bin ich gegen den Schmerz zu weichlich geweſen, und bin es noch. Andre tauchen nur einen Finger in die Wehmuth; ich verſinke darin, und lebe in ihr, wenn ich hinein gerathe, wie in meinem Elemente. Ich bin nicht für das Sterbebett eines Käfers gemacht; in den Stunden, wann ich erweicht bin — und das ſind die meiſten meines Lebens — kann ich eine Fliege,

die mich quält, an den Flügeln durch das Zimmer tragen, das Fenſter öffnen, und ſie hinauslaſſen, weil ich nicht das Herz habe, ſie zu tödten. Als meine Mutter ſtarb, ritt ich an ſechs Meilen drei volle Tage, um nur nicht an ihr Sterbebett zu kommen. Ich hatte mir vorgeſetzt, wenn meine Frau ſtürbe, ſelbſt recht krank zu werden, um nur nicht das Lebewohl von ihren ſterbenden Lippen zu hören; und nun mußte ich allein an dem Sterbebette meiner Frau ſitzen, mußte ſehen, wie der Tod Zoll für Zoll herantrat, und langſam ihr Herz zerdrückte! — — So hatte ich mir auch vorgenommen, nicht noch einmal den ganzen Kreislauf des Schmerzes durchzugehen, und mir ſelbſt alle die angſtvollen Minuten zuzuzählen; aber dieſer wehmüthige Schmerz über den Tod eines geliebten Menſchen iſt ein ſüßer Ton der Harmonie aus einer andren Welt, und hat mit dem reinſten Entzücken einer geiſtigen Liebe ſo viel Aehnliches, daß man ſie beide verwechſeln könnte. Ich verweigere mich dieſem himmliſchen Schmerze, wie man ſich weigert, den Geiſt eines geliebten Abgeſchiedenen

zu ſehen, nach welchem das Herz ſich dennoch geheim ſehnet. Kaum ſchlage ich den erſten Ton davon an, ſo gehe ich zitternd dennoch wieder den ganzen Schmerz durch.

Ich bin bewegt, und würde in Thränen vergehen, wenn ich nicht jetzt weit ſchreckli⸗chern Scenen entgegen ſchriebe und entgegen zitterte.

Am Nachmittage hörte ich ein Gepolter auf der Treppe. Die Thür öffnete ſich, und meine beiden Töchter, Anne und Adelaide, ſtürzten todtenbleich herein, mir zu Füßen, und umfaßten meine Kniee. Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie das zuſammenhing. Ich hatte bei meiner ſterbenden Frau ganz und gar vergeſſen, daß ich ein Gefangner war, daß ich ſterben ſollte. Auf einmal fiel mir das ein; und in eben dem Augenblicke dachte ich auch daran, daß meine Töchter jetzt mein Schickſal mit mir theilen müßten. Ich ſprang auf, ſchrie fürchterlich, riß ſie gewaltſam empor, und rief: „fort! fort! oder ich ſterbe zu euren Füßen.“ Mit un⸗begreiflicher Gewalt ſchleppte ich ſie Beide an die Thür, und rief noch einmal: „fort, fort! über die Gränze.“

Sie ſind Gefangne! ſagte der Garde, und ſtellte ſeine Flinte quer vor die Thür. „Gefangne?" ſeufzte ich nach. Meine Stärke war hin, und ich ſank am Bette meiner Gattin nieder. Ich verbarg mein Geſicht an der Bruſt der Sterbenden, um nur die unglücklichen Lebenden nicht zu ſehen. An dem zerfallenden Herzen meiner Frau fand ich mehr Troſt, als in dem Leben meiner Töchter.

Ein Schmerz jagte den andern; tauſend Todesengel ſchwebten in der Luft, und hatten alle ihre Pfeile auf mich gerichtet. Meine Gedanken vergingen, eben als das Herz meiner Frau die letzten Schläge that. Jetzt erhoben meine Töchter ein lautes Jammergeſchrei. Ich kam aus der Ferne, in die ich mich verlor, zurück, richtete mich auf, und begegnete den offnen Blicken meiner Gattin. „Seyd ihr Alle da?" fragte ſie matt. — Gott Lob! es ſchwebte noch ein Lächeln vom Himmel auf ihren Mund. „Wo iſt Louis?" fuhr ſie fort. „Iſt er das?" (Sie zeigte auf den Garden.) — Nein, ſagte ich, und warf die Thür zu, um die Geſtalt von ihrem Auge weg zu bringen, um ſie ſanft,

unter den Segnungen ihrer Lieben, an die Bruſt des Todes zu legen. „Aber wo bin ich? wo?" fragte ſie. — In der Schweiz, antwortete ich heiter. „Gerettet!" ſagte ſie, und wollte die Hände dankend zuſammen falten. Bei dieſem Lächeln, bei dieſem Gebete, ließ der Tod mitleidig die Hand ſinken. Der Mund lächelte noch fort, als die Seele mit dem Gebete ſich ſchon empor gehoben hatte. — Wehe dem Menſchen, der bei dem Tode eines Andern, ſelbſt eines Fremden, nicht ſich und alle ſeine Schickſale vergißt, ſey es nun aus Verachtung des Lebens, oder aus Schmerz über das Hinſcheiden des Geliebten! Ich faßte die kalte Hand meiner Frau. „So biſt du dahin!" ſagte ich. Meine Töchter jammerten aufs neue laut. „Was weint ihr?" fragte ich; „was klagt ihr? Wolltet ihr, daß ſie noch lebte, damit der Schmerz um euch ſie tauſendmal tödtete? Sie iſt todt. Laßt uns auch ſterben! Sie lächelte im Tode, weil ſie euch gerettet glaubte; laßt auch uns lächelnd ſterben: denn ſie iſt wirklich gerettet, über die Gebirge hin, welche die Zeit von der Ewigkeit ſcheiden, in das wahre Land

der Freiheit! Und wir folgen ihr!“ Ich öffne- te das Zimmer, und ſagte zu dem Garden: „Kamerad, jetzt bin ich mit meinem Geſchäfte fertig. Meine Frau iſt todt. Nun will ich die übrigen Kleinigkeiten mit der Militair-Kommiſſion in Salins recht gern abmachen.“ Der Garde fuhr mit der Hand nach ſeinen Augen, und antwortete nicht. Nach einer Pau- ſe ſagte er: ich wollte, ſie richteten mich in Salins mit Ihnen! Was iſt das Leben! Zum Teufel, weiter nichts als ein Aſſignat, das auf tauſend Livres gedruckt iſt, und in der Schweiz nur zehne gilt. Man möchte den Wiſch gleich zerreißen! — Er ſchlug bei dieſen Worten auf ſeine Flinte.

Ich gab ihm die Hand. „Nicht ſo, lie- ber Freund. Es iſt ein Wechſel, für den man nach der Revolution Nationalgüter in der ſtillen Ewigkeit kaufen kann. Sieh, meine Frau hat ſchon gekauft; ſie hat im Himmel ihr Leben für den Nominalwerth angebracht.“ Meine Töchter dachten noch immer ſonſt nichts als den Tod ihrer Mutter; ſich und mich ver- gaßen ſie gänzlich. Ich erinnerte ſie ernſthaft daran. Nun hielt die Furcht dem Schmerze

die Wage, und umgekehrt. Sie verſanken in eine kalte Gleichgültigkeit; und als man uns endlich ankündigte, daß wir nach Salins abgehen müßten, ſtanden ſie bitter lächelnd und ſchweigend auf. Es waren mehrere Menſchen in das Zimmer gekommen, ohne daß wir es bemerkt hatten. Einige muthige Bauern aus dem Dorfe verſicherten mir mit Thränen, daß ſie für das Begräbniß der Todten ſorgen wollten. Als ich die Hand meiner Frau ergriff, und Lebewohl ſagte; da riefen alle Menſchen im Zimmer mit mir ein lautes Lebewohl. Es war mir, als ob die ganze Natur das riefe. — Ich taumelte ſchnell aus dem Zimmer, weil ich den Abſchied meiner Töchter von ihrer Mutter nicht ſehen mochte.

Sie folgten mir nach fünf Minuten. Adelaide ſprang an meinen Hals, und ſagte: nun iſt Sterben mein einziger Wunſch. — „Gut!" erwiederte ich; „der Tod iſt auch der Edelgeſtein des Lebens." Ich war ſo kalt, ſo reſignirt, daß ich Robespierren hätte herausfordern können, meine Ruhe zu ſtören. Wir gingen Hand in Hand nach Salins. Anne beugte den Kopf ſchweigend auf ihre

Bruſt; Adelaide hatte den glänzenden Blick in die Wolken gerichtet. „Woran denkt ihr, meine Kinder?“ fragte ich. — An meine Mutter! antworteten Beide.

Ach, ſagte Anne ſeufzend; ich habe ihr verſchwiegen, Vater, was mein Leben drückte, ſo oft ſie mich auch darum fragte. Jetzt drückt das mein Leben, daß ich es ihr verſchweigen konnte. Mißtrauen, meine ſelige, geliebte Mutter, war es nicht; ich wollte dein Herz nicht betrüben. Ach, hätteſt du nur das Einzige noch erfahren, nur noch, wie ich dich liebte, Mutter! Nun hab' ich kein Herz mehr, dem ich etwas vertrauen möchte, nicht Eins in der ganzen weiten Welt! — Ich lehnte das ſinkende Haupt meiner Anne ſanft an meine Bruſt, und fliſterte ihr zu: „ſie weiß es jetzt, wie ſehr wir ſie liebten. Du haſt ihr jetzt deinen Kummer vertrauet, meine Anne; ſie ſchwebt mit uns nach Salins.“ Anne hob ſchnell ihr Haupt von meiner Bruſt empor, und ſchlug die Arme in der Luft zuſammen, als ob ſie den Geiſt ihrer Mutter umfaßte.

Adelaide ging, als ſtiege ſie die Stufen des Blutgerüſtes hinan, und als ſtände auf

dem

dem Blutgerüſte die glänzende, verklärte Geſtalt ihrer Mutter, in deren Arme ſie fliegen wollte, und hinter ihrer Mutter die lichtvolle Ewigkeit, auf welche ſie ihre Blicke heftete. Wir glichen einem Leichen-Monumente: Anne war die Geduld mit dem Leidenskelche an ihren Lippen; Adelaide der Engel, der mit der einen Hand in die hohe Ewigkeit zeigt, und die Palme des Sieges in der andren trägt; und ich, in ihrer Mitte, der kalte Grabſtein, der den Schmerz, die Verweſung, den Tod in ſich ſchließt.

Als wir am Abend in dem Dorfe ankamen, wo wir übernachten ſollten, und Adelaide erfuhr, daß es Salins nicht ſey, wurde ſie ungeduldig. Anne verwies ihr das. Adelaide, ſagte ſie, man muß nie gern ſterben! Das ſieht aus, wie Trotz gegen den Himmel. — So gebt mir Schmerz! rief Adelaide, über den Vorwurf betrübt; gebt mir Thränen! Ich habe nichts als Dank für den Himmel, der dich ſo geduldig, und unſern Vater ſo ſtark macht. Leg die Leiden von zehn Menſchen auf mein Herz; deine himmliſche Geduld wird es dennoch ſtark und heiter erhal-

ten. Aber deine Geduld kann enden, der Muth unſres Vaters ſinken; dann würde ich elend ſeyn, wenn ich leben ſollte. Mich verlangt nach Salins, liebſte Anne, weil es deine Thränen trocknen wird. — Sie fielen einander um den Hals.

„Kinder,“ ſagte ich; „euer Muth wird mich um den meinigen bringen. Ich bitte, umarmt euch nicht eher wieder, als jenſeits — jenſeits Salins und der Erde.“ Ach, man ſollte einen Menſchen, der zum Tode beſtimmt iſt, nicht den Anblick der menſchlichen Liebe zeigen; man ſollte ihn mit dem Haſſe der Menſchen umringen, mit Allem, was Ekel vor dem Leben bei ihm erregen könnte!

Meine Töchter ließen mich allein, und ich dankte Gott dafür; denn mein Herz fing an unter ihrer unſchuldigen Liebe allzu weich zu werden. Und durfte ich eine Thräne vergießen? Ich frage meine Leſer: durfte ich? Eine Thräne von mir, ein finſtrer Blick, würde ihre Herzen zerſchmettert haben, ehe der Henker es that. Ich nahm mir vor, ſtark zu ſeyn, ſtark zu bleiben; und Gott Lob! ich blieb es, bis auf den Augenblick des höchſten

Elendes, der die Felſen der Erde hätte er⸗ſchüttern müſſen, wenn ſie fühlen könnten. Nur dieſen Augenblick erlag ich unter der Bürde des Schmerzes.

Den folgenden Tag kamen wir Abends in Salins an, und wurden ſogleich vor die Kommiſſion geführt. Was hätten in dieſen Zeiten des Blutes alle Entſchuldigungen ge⸗holfen? Wir ſagten unſre Nahmen, und ge⸗ſtanden die Auswanderung ganz einfach zu. Der erſte Kommiſſair fragte: ob wir etwas zu unſrer Vertheidigung anführen könnten. Ich lächelte. „Bürger," ſagte ich; „ſterben müſſen wir doch, das weiß ich. Laſſen Sie mir die kleine Freude, daß ich meinem Vater⸗lande den Schmerz erſpare, drei Unſchuldige hingerichtet zu haben. Jetzt ſind wir ſchuldig." — Wer kann ſterben ohne zu vergeben? ſagte Adelaide, und umarmte mich. Ich ſah — mit Freuden ſag' ich das, — ich ſah Augen in unſichtbaren Thränen ſchwimmen; denn da⸗mals wagte man es noch nicht zu weinen.

Wir wurden in das Gefängniß geführt, und fanden es voll von Lyonern, die ſich nach der Eroberung ihrer Stadt in die Schweiz hat⸗

ten retten wollen, und von denen man alle Tage mehrere zur Hinrichtung führte. Die Kinder des Elends werden bald mit einander bekannt. Hier ſahen wir unſre traurige Begebenheit noch zwanzigmal wieder: Mütter und Töchter, Geſchwiſter, Freunde, Gatten. Wir hatten geglaubt, die einzigen Elenden in Frankreich zu ſeyn; aber unſer Leiden verlor ſich unter der Menge. Es war ein Anblick, um allen Glauben an die Vorſehung zu verlieren; und dennoch, mitten unter dieſen Seufzern, mitten unter dieſen bleichen Geſichtern, unter dieſen Augen voll blutiger Thränen, hob die Bruſt ſich freier in dem Glauben an eine künftige Welt. Wir waren in verſchiedene Säle vertheilt. Stühle und Lager reichten nicht für die Gefangenen hin. So wie Einige aus dem Gefängniſſe, und zugleich aus dem Leben, abgingen, erbten die älteſten Bewohner die Stühle und die Betten, um ſie mit neuen Thränen zu befeuchten. Auch über dieſe Erbſchaft, vielleicht auf einen einzigen Tag, erhoben ſich Streitigkeiten; ein Stuhl, ein Platz am Fenſter, verurſachte noch an dieſer Schwelle des To-

des Feindſchaften. Aber iſt denn das Leben mehr als eine Thürſchwelle vor dem Grabe? iſt ein Landgut mehr als ein weicher Sitz am Fenſter, und auch nur für einen Tag? — Die Leidenſchaften der Menſchen ſchweigen ſelbſt bei dem ernſten, furchtbaren Anblikke des Todes nicht. Der Tod macht Hände ſtarr, die noch vor Zorn zittern, und bricht Augen, die noch im Brechen Geld zählen!

Schon am andern Morgen erlebten wir eine Erbſchaft. Es wurden zehn Nahmen verleſen. Man drängte ſich mit lautem Geſchrei um die zehn Menſchen her; man umarmte ſie, ergoß ſich in Verwünſchungen, Flüche, Thränen und Abſchiedsworte. Nach einer Stunde hörten wir Schüſſe fallen. Die Unglücklichen hatten gelebt; und nicht ihr Abſchied von uns, ſondern der Donner der abgefeuerten Todesinſtrumente, erſchütterte uns am meiſten.

Fort über die Stunden, an die ich noch jetzt nicht ohne Schauder denken kann! Am zweiten Tage meldete das Raſſeln der Riegel und Schlöſſer die Ankunft neuer Gefangener; die Thür öffnete ſich, und — Juliens Vater tra-

zitternd, bleich, ſchwankend herein. Er blickte mit den flammenden Augen ſchnell im Saale umher, und eilte dann auf uns zu. Ich wollte ihm eben entgegen gehen, da war er ſchon bei uns, und warf ſich uns zu Füßen. Er faßte unſre Hände eine um die andre, und benetzte ſie mit Thränen, ohne ein Wort zu ſagen. Noch immer trug er ſein Pflaſter, und hatte ſeinen Hut in die Augen gedrückt; aber er war von dem Schmerze ganz entſtellt. Wir erwarteten von ihm Muth, Troſt und Stärke; er ſchien jetzt das Alles von uns zu fordern. Ich ſtand auf, führte ihn in einen Winkel, und wollte ihn bitten, uns nicht zu erweichen. Da ſah er mich mit gräßlichen Augen an, legte die geballte Fauſt an meine Stirn, und ſagte im wildeſten, aber unterdrückten Schmerze: du ſchrecklicher Prophet! du haſt meine Verzweiflung vorausgeſagt! — „Ich? was hab' ich dir geſagt? welche Verzweiflung?" — Er legte die Hand an die Stirn, und ſchwieg. Ich bat ihn, meiner Töchter zu ſchonen. Ach, ſagte er langſam: ſie waren ſchon gerettet! — „Und wie kommſt du wieder zurück?" fragte

ich; „und o, um Gottes willen, weshalb ließeſt du meine Töchter gehen?" — Ich? erwiederte er. Der Graf *** kam in das Dorf, wo wir uns befanden. Er erzählt Ihren Töchtern, daß Sie gefangen ſind. Ich war nicht da. Sie ſtürzen Beide fort, über die Gränze. Sobald ich es — ach, leider zu ſpät! — erfuhr, eilte ich ihnen nach. Ich kam, ich hörte, daß ſie gefangen waren, ſah euch fortführen, und folgte euch nach Salins, mit euch — mit euch zu ſterben.

„Mit uns zu ſterben? Unglücklicher, was bindet dein Geſchick an das unſrige? Sprich endlich, ſprich!" — Das nicht! Mein Geheimniß wird der Tod begraben. Laſſen Sie mich. Es iſt beſſer, daß ich ſchweige, ob ich gleich, wenn ich ſpräche, vielleicht noch die Seligkeit des Himmels auf meine letzten Stunden bringen könnte: denn, nicht wahr, Sie haben mich lieb? und auch Ihre Töchter, Anne und Adelaide? — Ich nahm ihn an meine Bruſt, und rief: „mein Sohn! mein Sohn!" — Sehen Sie? ſagte er heimlich; aber ich muß fort leiden! Erſt der Tod ſoll den Schmerz

von meinem Herzen nehmen. Ueber den Sternen! Verſtehen Sie mich? Er ſtarb! er ſtarb! Aber auch ich ſterbe. Und, wie ich ſterbe, warum ich ſterbe! Ueber den Sternen, da darf mir Niemand den Lohn des Opfers verſagen; und darum will ich ſchweigen. —

Ich begriff nichts von Allem, was er ſprach, und glaubte, daß die Todesangſt ihn verwirrte. Am dritten Tage erbte ich zwei Stühle, und wir konnten nun einer um den andern ſitzen. Juliens Vater ſaß beſtändig zu unſern Füßen, und legte den Kopf in die Hand. So ſchlief er auch, an uns gelehnt, beſonders an meine ältere Tochter.

Endlich fiel der erſte Todesſchmerz auf unſre Herzen. Ach, wie ſchwach waren wir, ob wir gleich ſo ſtark zu ſeyn glaubten! Ein Kommiſſair las die Nahmen derer ab, die heute verurtheilt werden ſollten. So wie wir hörten: „die Bürgerin Adelaide Marie St. Julien aus Sarzy," ſank Anne mit einem lauten Schrei in tiefe Ohnmacht. Adelaide ſprang auf; ihre Augen funkelten, ihre Wange wurde todtenbleich. Auch ich wollte auf-

ſpringen; aber meine Füße waren erſtarrt, mein Blut ſtockte. Doch in meiner Seele regte ſich eine allmächtige Kraft des Unwillens, des Zorns, der Verzweiflung, und zugleich der Hoffnung. Ich betete nicht um Hülfe; ich befahl dem Himmel, ſie zu leiſten. Mit Zuverſicht glaubte ich, die Natur müſſe erbeben und ihren zerſtörendſten Grimm über die Erde ausſchütten. Ich ſah meine Mitgefangenen an, hoffte, es würden Waffen in ihre Hände fliegen, hörte ſchon den Tumult der Stadt, die ſich empörte, um meine Adelaide zu retten, hörte ſchon die Donner des Himmels rollen, ſah zürnende Engel herabſteigen, mir mein Kind wiederzugeben. Dies Alles war mir zitterndem alten Manne ſo gewiß, daß ich über den Kommiſſair gelächelt haben würde, wenn ich hätte die Lippen bewegen können.

Adelaide warf ſich mir zu Füßen, und drückte mit heißen Lippen einen Kuß auf meine unbewegliche Hand, dann auf meinen Mund. Ich ſaß mit ſtarren Augen da. In meinem Innern rief es ſchneidend, mit einer Stimme, die alle Donner hätte übertönen kön-

nen: halt! ſie ſoll nicht ſterben! Ach, ich konnte ihr nicht einmal Lebewohl ſagen. Sie warf ſich an den Buſen ihrer Schweſter, und ſagte: die Sterbende nimmt von der Todten Abſchied! Leb wohl, meine Anne! leb wohl! Der Tod iſt ein Augenblick. Dann gab ſie Juliens Vater die Hand, und ſagte: führe mich, edler Mann, und ſey der Troſt meines Vaters, meiner Anne. Meine Mutter! meine Mutter! rief ſie nun laut; und das Todesſchwert drang bei dem Tone ſchneidend durch mein ganzes Weſen. Meine Mutter, ich komme! Mit dieſem Geſchrei ſtürzte ſie, die Arme ausgebreitet, fliegend — das lange braune Haar ſchwebte wie die Flügel eines Engels — zur Thür hinaus.

O Ewiger, wie hätteſt du dem Herzen des Menſchen ſolchen unermeßlichen Schmerz auflegen können, wenn dieſes Leben nur ein Traum ſeyn ſollte! Es iſt eine Ewigkeit, rufe ich; denn ich habe Schmerz und Thränen: und dürft' ich ſie haben, wenn ich ſterblich wäre?

Meine Natur erlag unter dem Schmerze; ich kam erſt des Nachmittags in das Leben zurück. Durch das Alles werden ſie

beſſere Menſchen: das war das Erſte, was mir einfiel, als ich wieder nachdenken konnte. „Auch hierdurch?“ ſagte ich wehmüthig, und warf einen ſehr finſtern Blick gen Himmel. Anne nahm mich freundlich in ihre Arme. Das erwartete ich nicht; für Annen, nur für Annen, hatte ich gezittert, und mich wohl hundertmal gefragt: woher wird dieſe furchtſame Seele den Muth nehmen zu ſterben? Sie nahm ihn aus Adelaidens Tode. Vater, ſagte ſie heiter, alles Irdiſche iſt aus meiner Seele weggetilgt. Ich war ſehr unglücklich, ſehr unglücklich; aber ich bin es nicht länger. Jetzt zittre ich nicht mehr vor dem Tode, zweifle nicht mehr an Gottes Liebe. Ich habe Muth zu Allem, mein Vater; ſogar, wenn es ſeyn müßte, zum Leben. Wäre ich frei, mein Vater, fliſterte ſie mir heimlich zu; ſo würde ich, mit einem Dolche bewaffnet, nach Paris gehen, und Frankreich von dem Ungeheuer befreien, das es verwüſtet.

In dieſem Augenblicke fühlte ich, auf welchem Wege der Himmel eine Corday bildet; meine ſanfte, furchtſame Anne war eine geworden. Ich ſchlug meinen Arm um ſie, und

ſagte mit Freude: durch das Alles werden ſie beſſere Menſchen! — Auch in meiner Seele war nichts Irdiſches mehr; die Flammen des Elendes hatten ſie von allen Schlacken rein gebrannt. Das Gefängniß wurde mir ein Tempel, der Vorhof der Ewigkeit. Hätten meine Richter einen Blick in mein Herz thun können, ſie würden mich beneidet haben. Ich hielt meine Tochter in meinen Armen, und wir Beide weinten Freudenthränen. O, wäre doch auch Louis hier! rief ich wohl hundertmal.

Wir ſprachen von Adelaiden, von ihrem Muthe, von ihrer Liebe zu uns, mit der Ruhe, als ob wir nur durch eine Tapete von ihr getrennt wären. Unſre Heiterkeit ſtach gegen die tiefe Schwermuth unſres edelmüthigen Freundes zu ſehr ab, als daß wir nicht hätten den Verſuch machen ſollen, ihn zu erheitern. — Ueber den Sternen! das war die einzige Antwort, die er leiſe fliſterte.

An den beiden folgenden Tagen wurden wieder Viele abgerufen, und, in der That, wir beneideten ihr Schickſal. Am dritten Tage las der Kommiſſair auch: „der Bürger Karl

Wilhelm Borde aus Soiſſons.“ Anne ſprang bei dieſem Nahmen auf, und rief laut: Borde? wo iſt er? wo? um Gottes willen! wo? Langſam erhob ſich Juliens Vater vom Boden, und rief: ſo müſſen die elenden Mörder mich auch noch verrathen! Ich bin dieſer unglückliche Borde. — Er warf ſeinen Hut weg, riß das Pflaſter ab, und ſank vor Annen nieder.

Borde! Borde! rief Anne, ſchlang die zitternden Arme um ſeinen Hals! und ſank zu ihm hin. Borde, mein geliebter Borde! (Sie drückte die Lippen auf ſeinen Mund.) Ach, ſo find' ich dich wieder, endlich wieder, um den mein Leben ſo elend war! So hab' ich dich, ſo drück' ich dich an dies ſchlagende Herz, an dieſe Bruſt voll Seligkeit! — Sie legte, ganz außer ſich vor Entzücken, ihre Wange auf ſeine Schulter.

Ich lief erſchrocken hinzu. „Anne!“ ſagte ich. „O Gott! was iſt das? Dieſen großmüthigen Menſchen liebteſt du?“ — Ach, antwortete ſie jauchzend; ich liebte ihn mit unſäglicher Kraft. Sie wiſſen es, Vater. Und nun endlich find' ich ihn wieder, habe ihn in

dieſen Armen, an dieſer Bruſt, an meinem Herzen. Ach, jetzt verſteh' ich dich. Nein, Borde: nicht über den Sternen! hier! hier!

Borde ſtand unbeweglich. Erſtaunen, Verzweiflung, Entzücken ſtrahlten in ſeinem bleichen Geſichte; und ſeine Bruſt kämpfte, das Alles zu faſſen. „Anne," ſtammelte er endlich; „du liebſt mich? du?" Er wendete ſich zu mir: „ſagten Sie nicht, ihr Geliebter ſey todt? Anne! wie iſt das?" In einigen Worten hatte Anne ihm Alles erklärt. — Aber deine Tochter Julie? fiel ich ein — „iſt die Tochter des Capitains Guindeniere und einer blinden Mutter." Der Irrthum war von beiden Seiten enthüllt. Nun umfaßte Borde ſeine geliebte Anne, und ſchloß ſie mit dem vergeſſenden Entzücken der höchſten Liebe an ſein Herz. „Anne, Anne! meine Anne!" rief er triumphirend. „So hab' ich dich! du liebſt mich! o, unausſprechliches Entzücken!"

Alle Gefangenen ſammelten ſich, mit Thränen in den Augen, um die Liebenden her, die allein nicht an die nahe Trennung dachten. Selbſt der Kommiſſair war gerührt. Er zögerte; aber endlich trat er zu mir, und ſagte

mit Achſelzucken: Bürger, Sie ſind Vater der Beiden. Es wird Zeit! — Jetzt fiel Bordens Blick auf den Kommiſſair. Er wurde bleich, umfaßte Annen mit zitternden Armen, und ſagte mit bebender Stimme: „Anne, Anne, wir ... Ach, nur noch Einen Tag laßt mich leben, ihr Grauſamen! dann martert mich langſam zu Tode!" Er warf ſich vor dem Kommiſſair nieder. „Nur noch Einen Tag, Bürger!" Anne hörte, wurde bleich, und rang die Hände.

Ich umfaßte ſie, und ſagte: liebe Tochter, wir ſehen ihn wieder. Sag ihm Lebewohl! Laß ihn Adelaiden und deine Mutter von uns grüßen. — Sie hörte mich nicht; ſie ſah mit verzweiflungsvollen Blicken auf ihn, auf den Kommiſſair. Bürger, ſagte dieſer; es kann nicht ſeyn. Ich bedaure Sie; aber mein eigenes Leben ſteht auf dem Spiele. Da ſtand Borde langſam auf, warf ſich Annen in die Arme, küßte ſie, und ſagte leiſe: „leb wohl, Geliebte! Wir müſſen uns auf einige Stunden trennen." In Annens Augen ſtanden, unbeweglich, wie die Augen ſelbſt, ein Paar große Thränen. Sie ſtarrte ihn an, und ſeufzte

mit leiſen, vergehenden Tönen, mit trocknen Lippen: leb wohl, Borde! Er faßte noch einmal ihre Hand, und ſagte: „ach, liebſt du mich wirklich?“ Sie neigte das Haupt, und ließ es dann an ſeine Bruſt ſinken. Ich bitte dich, ſagte ſie ſehr leiſe: laß dein letztes Wort Anne ſeyn. Mein letztes iſt: Borde. Und dort! dort! (ſie hob ſein Geſicht in die Höhe) breite mir ja deine Arme entgegen! — Sie wurde immer bleicher. Borde führte ſie zu mir, und legte ſie an meine Bruſt, ihr Geſicht auf meine Schulter. Ihre Hände fielen leblos herab, die Lippen wurden weiß, die Augen ſchloſſen ſich. Borde warf ſich ſchnell noch einmal nieder, küßte ihre kalte Hand, ſprang auf, richtete die Blicke gen Himmel, und ging langſam, ſchon leichenblaß, mit den andern Gerufenen dem Gericht entgegen.

Der Tod wurde mir immer weniger ſchrecklich. Es war, als wollte das Geſchick vorher alle Banden ablöſen, die uns an das Leben feſſelten; ach, und dennoch fühlte ich, ſo lange ich noch meine Anne, ſchon halb todt, an meine Bruſt lehnen konnte, daß ich feſt an

dem Leben hing. Der kleinſte Schmerz, ſollte man meinen, müßte die Wurzel des Lebens ausreißen; aber der größte thut es nicht. Ich hörte den Todeston, und zitterte, und zitterte aufs neue, als Anne die Augen aufſchlug, und mit matter Stimme ſagte: leben wir noch immer, mein Vater? — Der Schmerz umzog, wie eine immer ſtärker wachſende Eisrinde, ihr Herz; ich löſte ihn aber durch eine Frage nach den näheren Umſtänden ihrer Liebe auf. Sie erzählte mir ihre Bekanntſchaft mit Borden, ihre Liebe zu ihm, die gut gemeinte Täuſchung ihrer Freundin, und ihre Vermuthung, daß Borde todt ſeyn müßte, weil ſie in ſo vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte. Endlich brachen Thränen aus dem wieder erwärmten Herzen hervor, und wir hielten uns eng umarmt. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Vater mit ſolchen Empfindungen ſeine Tochter von ihrer Liebe könnte erzählen hören!

Ehe Anne noch geendigt hatte, erhob ſich ein furchtbarer Tumult auf der Straße, und man hörte ſchießen. Die Thüren unſres Gefängniſſes wurden geöffnet. Es traten Garden

herein, und richteten die Gewehre auf uns; aber mit Mienen, die uns hätten Muth geben können. Sogar Anne zitterte noch vor dem Tode; denn ſie zog ſich aus der Schußlinie zurück. Man erklärte uns, es würde bei der geringſten Bewegung auf uns geſchoſſen werden. Niemand hatte den Muth zu fragen, was es gäbe; aber in alle Geſichter kehrte doch ein Strahl von Hoffnung zurück. Der Tumult näherte ſich. Man lief vor unſerm Gefängniſſe hin und her, und wir hörten deutlich rufen: es lebe der König! Die Garden wurden ängſtlicher, und zogen ſich aus dem Saale zurück. Wir Gefangenen wurden unruhiger. Auf einmal ſtürzten ein Paar junge Leute in unſrer Geſellſchaft, mit dem Geſchrei: „es lebe der König!" hervor, und aus dem Gefängniſſe. So eben brach man unten die Thür auf, und die Garden entflohen. Wir ſtürzten in einem Gedränge zum Saale hinaus, die Treppen hinunter, und auf die Straße. Die Hinrichtungen hatten die Bürger empört, und einen Aufſtand verurſacht. Die Kommiſſaire wollten die Bürger aus einander treiben; dieſe ſetzten ſich aber zur Wehr, und

wir waren befreiet. Wir bewaffneten uns, und eilten ſogleich aus der Stadt. Eine Menge Bürger begleiteten uns, weil ſie die blutige Rache fürchteten, die erfolgen mußte. Nach zwei Tagen kamen wir wieder zu Pontarlier an; die Brücke über den Doubs wurde erobert, und das Leben einiger hundert Menſchen war gerettet. Sobald wir die Gränze der Schweiz erreicht hatten, trennten wir uns. Es war mir Alles wie ein Traum. Ich warf mich nieder, um zu beten, und küßte den Boden, der ohne Gräuel, ohne Blut, ohne Verbrechen ſeine Freiheit errungen hat, und jetzt mein Leben ſicherte. Anne blickte finſter vor ſich hin, und führte mich nach dem Dorfe, das ſie mit Adelaiden bewohnt hatte. Julie, die uns ſah, lief uns freudig entgegen. „Ihr Vater!" rief ſie einem jungen Menſchen zu; und mein Louis flog an meine Bruſt, und dann in Annens Arme. Und wo . . ? — fragte er zitternd, ohne zu vollenden. „Deine Mutter? deine Schweſter Adelaide?" ſagte ich ſchmerzlich lächelnd. „Gott hat mit mir getheilt: er nahm deine Mutter und Adelaiden, und ließ mir Annen und dich."

Und wo . . . .? fragte Julie zitternd. „Du biſt von jetzt an meine Tochter,“ antwortete ich. — Er iſt todt! ſchrie Julie. — Er iſt todt, ſagte Anne ſanft; ja, Borde iſt todt. Hätte ein Sandkorn, das zu ſpät in Bewegung kam, ſich einige Stunden früher bewegt, ſo war er gerettet, der edelſte, großmüthigſte Menſch. Weine nicht! Mir, mir gehören alle Thränen um ihn, und ſie werden ewig fließen.

Unſer Schmerz hatte etwas Erhabnes, das mich und Annen aufrecht erhielt. Der ſchnelle Wechſel von Begebenheiten, das Wunderbare, das ſchauerliche Dunkel, das ſie halb verhüllte, die tauſendfachen Empfindungen der Freude, des Entzückens, der Angſt, der Verzweiflung, die unſere Seelen eine um die andere gefühlt; der Muth, die gelaſſene Geduld, womit wir bisher getragen; das Geheimnißvolle, welches Borde über das Ganze verbreitet hatte: das Alles gab unſerm Schmerze etwas Ueberirdiſches. Unſer Schickſal hatte uns mehr heilig als unglücklich gemacht. So viel war ſichtbar, daß Julie und Louis ihre Thränen mit kummervollern Em-

pfindungen vergoſſen, als Anne und ich. Jene Beiden blickten noch über die lange Sandwüſte des Lebens, die ſie vor ſich hatten; ihre Thränen galten den Leiden, die ihnen noch begegnen konnten. Wir, ich und Anne, weinten nur über das vergangene Elend. Wir ſtanden ſchon an der Gränze des Lebens; und wenn unſer Leben noch tauſend Jahre hätte dauern ſollen — was konnte uns begegnen, das wir nicht im Stande geweſen wären zu belächeln? Unſer Schmerz war Ruhe, Stille, ein langſames, ſanftes Vergehen. Wir erwarteten nichts mehr von der Welt als ein Grab; und dieſe Hoffnung konnte nicht fehl ſchlagen.

Ich hatte gleich im Anfange der Unruhen — was man bei meinem ängſtlichen Charakter ſehr natürlich finden wird — ein kleines Kapital in der Schweiz ausgethan, und die Obligation bei dem Magiſtrate von Neufchatel niedergelegt. Meine Frau lachte damals über meine Aengſtlichkeit; aber auf dieſes Kapital gründeten ſich jetzt alle unſre Hoffnungen. Ich hob es, und kaufte dafür, oder miethete vielmehr auf Le-

benszeit, ein Häuschen nicht weit von Lauſanne, mit einem Garten und einem kleinen Weinberge. Die erſten Einrichtungen darin zerſtreueten uns ein wenig. Ehe ich es mit meinen Kindern bezog, ſetzte ich ihnen meinen künftigen Lebensplan aus einander. Nach einem kurzen Eingange von der Veränderlichkeit des menſchlichen Geſchickes, fuhr ich ſo fort: „das Unglück trifft, ſo wie der Blitz, immer nur erhöhete Gegenſtände. Schon Bekanntſchaft mit Menſchen iſt ein Keim zu Unglücksfällen. Sie verwickeln uns in ihre Leidenſchaften; wir werden Gegenſtände ihres Neides, ihres Zorns, ihres Haſſes, oder auch, was eben ſo ſchlimm iſt, ihrer Liebe. Hätte Saſſemont Annen nicht geliebt, wir wären nicht ſo unglücklich geworden; hätte er mich nicht beſucht, ſo würde er ſie nicht geliebt haben; und war ich nicht durch meinen Rang und durch mein Vermögen mit der Intendantur in Verbindung, ſo konnte er mich nicht beſuchen. Seht in unſer Vaterland zurück! Es ſind nur Reiche, nur Vornehme, deren Blut vergoſſen wird; der Arme, der Unbekannte, iſt mitten in der Verheerung glück-

lich. Wir mußten uns in Bauerkleider hül⸗
len, um zu entkommen. So iſt es überall
auf der Erde. Was bedürfen wir? Sicher
heit, Ruhe. Und wie ſollen wir die erhal⸗
ten? Durch die Verborgenheit, in der wir le⸗
ben. Dieſer Meinung bin ich nicht erſt ſeit
unſern Unglücksfällen; ihr wißt, meine Kin⸗
der, daß ich immer ſo gedacht habe. Von
heute an, meine Lieben, wollen wir Alles
vermeiden, was uns aufs neue in den Sturm
der Welt bringen könnte. Wäre es doch mög⸗
lich, daß ich ſogar Alles vergäße, was ich er⸗
lebt habe! nur meine gute Frau, eure ſelige
Mutter, nicht, Adelaiden und Borden nicht.
Aber wir müſſen thun, was wir vermögen:
wir wollen dieſe Bauerkleider nie wieder ab⸗
legen; ja, noch mehr, wir wollen wirklich
Bauern ſeyn. Vergeßt eure Nahmen, meine
Kinder. Ich heiße nun nicht mehr Herr
St. Julien, ſondern Meiſter Simon; du,
meine Anne, heißeſt von nun an Jungfer
Anne Simon; Julie iſt unſre Verwandte,
Jungfer Simon, meines Bruders Tochter;
und du, mein Sohn, bekommſt den ſchönſten
Titel, den alle Menſchen haben ſollten, ob

man gleich nur den gemeinen Mann mit ihm anredet, den Titel: mein Freund. Verſprecht mir, meine Kinder, daß ihr in keinem Falle den Nahmen, unter dem ich ſo elend wurde, nennen wollt. Wir ſind Bauern von den Ufern der Saone, und flohen aus Abſcheu vor dem Blutvergießen. Das ſoll unſer Lebenslauf ſeyn. Verſprecht mir das, meine Kinder!"

Anne gab mir die Hand darauf. Julie fiel mir mit den Worten: „theurer Oheim Simon, ich will Wort halten," um den Hals. Dann gab Louis mir die Hand. „In keinem Falle, mein Sohn," ſagte ich; „unter keiner Bedingung!" Er wiederholte feierlich: unter keiner Bedingung!

„Zweitens," fuhr ich fort, „macht ihr keine Bekanntſchaften. Wir ſind uns ſelbſt genug, wir lieben uns; und Niemand könnte uns ſo lieben, wie wir einer den andern." Anne und Julie gaben mir ſogleich die Hand hierauf. Louis zögerte. Wie? ſagte er: Sie, mein Vater, verbieten mir, einen edlen Menſchen, zu dem der Zufall mich führt, zu lieben? — „Liebe alle Menſchen," erwiederte

ich; „thue ihnen wohl, ſchließe auch Freundſchaft mit ihnen, wenn du nicht anders kannſt. Aber wir, meine Anne, meine Julie, und ich, wir wollen keine neuen Bekanntſchaften. Unſere Herzen gehören dem Himmel an.” — Louis wiederholte ſein Verſprechen ſehr feierlich, und nun gingen wir nach unſerm künftigen Aufenthalte ab.

Man wollte Anfangs unter der Familie Simon, der Himmel weiß welche Franzöſiſchen Großen, ſuchen; aber das gab ſich bald, da man ſah, daß wir, meine Kinder und ich, ſelbſt im Garten und im Weinberge arbeiteten. Wir wurden in Kurzem vergeſſen, und bekamen keine Beſuche von Neugierigen mehr. So konnte ich mir denn meine Griechiſchen Redner wieder kaufen, und ſie öffentlich liegen laſſen, ohne daß ſie meine Verräther wurden. Hätten meine Frau und Adelaide mir nicht gefehlt; wäre Anne nicht ſo bleich und ſtill geweſen: dies würden meine glücklichſten Tage geworden ſeyn.

Unſere Art zu leben war folgende. Wir ſtanden mit der Sonne auf; dann ſetzten wir uns unter ein Paar Linden in unſrem Gar-

ten, von wo wir die Ausſicht auf den liebli-
chen Genfer-See hatten, und frühſtückten.
Die beiden Mädchen arbeiteten, und ich un-
terhielt ſie dabei mit philoſophiſchen Anmer-
kungen über das menſchliche Leben, zu denen
ich die Veranlaſſung von den Gegenſtänden
hernahm, die uns umringten: von einem
Nachen, der auf dem See ſchwamm, von
den Wellen, die ſich am Ufer brachen, von
dem Spiele des Schattens und des Lichtes.
Sie hörten oft nicht zu; doch das ſtörte mich
weniger, als die Einwürfe, die mein Sohn
mir zuweilen machte. Er ging gewöhnlich
ab und zu; und, wenn ich eben im Begriff
war, alle meine einzelnen Beweiſe in einen
Schluß zu ſammeln, drehete er ſich gleichgül-
tig um, band einen Kirſchbaum an ſeinen
Pfahl, oder begoß ſeine Blumen. An ſolche
kleine Uebel, war ich indeß ſchon längſt ge-
wöhnt. Sobald er wieder kam, fing ich mei-
nen Beweis von vorn an; aber ich habe
wohl mehr als Einmal den Fall erlebt, daß
ich mein „folglich" erſt nach drei Tagen an-
bringen konnte: ſo oft war er davon gegan-
gen, oder hatte ſich in ein Geſpräch mit Ju-

lien eingelaſſen. Nach dem Frühſtücke ging es an die Gartenarbeit, die uns doch nicht allzu ſehr ermattete, da wir für das Schwerſte eine Magd hielten. Mittags aßen wir, wenn anders die Witterung gut war, unter einer Weinlaube am Hauſe. Nach Tiſche war ich mit den beiden Mädchen allein, (Louis ging gewöhnlich davon) und ſprach mit ihnen über unſre Schickſale. Das war die Zeit, die wir unſrem Kummer geweihet hatten. Gegen Abend machten die beiden Mädchen einen Spaziergang im Garten, und ich ſetzte mich dann zu einem Redner, und ſtudierte. Eine Schale Milch, etwas Obſt und Brot machte unſre Abendmahlzeit aus, und bald nachher legten wir uns nieder. Die beiden Mädchen hatten ein Zimmer; ich und Louis das andre. Doch Louis bettete ſich bald auf ein Kämmerchen oben im Hauſe, weil er oft erſt ziemlich ſpät von ſeinen Spaziergängen zurückkam, und mich nicht ſtören wollte.

Sonntags ging ich mit meinen beiden Mädchen nach einer kleinen Kapelle, die nicht weit von unſrer Wohnung lag und wenig beſucht wurde. Es war mir ſehr lieb, daß ſie

Beide ſich auch nicht einmal durch ein Band mehr, oder durch irgend etwas in ihrem Anzuge, vor den andern Bauermädchen auszeichneten. Ich hatte drei große Geſangbücher mit ſilbernen Haken kommen laſſen, weil ich alle Bauern mit ſolchen Büchern ſah: nur drei; denn Louis ging niemals mit uns, ſondern (wie ich glaubte, der Muſik wegen) nach Lauſanne. Ich ſchritt in meinem ſchwarzen Rocke, zwiſchen den beiden, ebenfalls ſehr ehrbar gekleideten Mädchen, mit dem Geſangbuche unter dem Arme, langſam den Weg zur Kapelle hin, und hatte die Freude, daß alle jungen Burſche zum Gruße ſagten: guten Morgen, Meiſter Simon! guten Morgen, ihr Mädchen!

So lebten wir; und der Verdacht, daß wir keine Bauern wären, verſchwand ſo völlig, daß einige wackere Burſche in der Nachbarſchaft mir ſogar Heirathsvorſchläge für meine beiden Mädchen thaten. — Ich wies ſie damit ab, daß Anne nicht heirathen würde, weil ſie einem Liebhaber in Frankreich noch am Fuße des Blutgerüſtes ewige Treue verſprochen hätte, und daß Julie für meinen

Louis beſtimmt wäre. Beides war ja auch keine Erdichtung. Ich hatte dieſe Abſicht mit Julien wirklich, wie ſie ſelbſt ſchon wußte. Als ich es ihr zum erſtenmale ſagte, wurde ſie zu meiner Freude über und über roth, fiel mir um den Hals, und ſtammelte: Vater. So nannte ſie mich zwar immer; aber dieſesmal ſagte ſie das Wort mit einem Accente, der aus dem Herzen kam. Sie legte indeß bald nachher ihre Finger auf meinen Mund, und ſah mich bittend an. „Behüte, mein Kind!" ſagte ich; „Louis darf nicht ein Wort wiſſen, nicht einmal Anne. Aber du kennſt nun meine Wünſche. Ich bitte dich, liebes Kind, ſey nicht ſtolz; thu einmal den erſten Schritt zu unſer Aller Glücke." Sie verbarg ihr brennendes Geſicht an meine Bruſt, und ſagte weder ja noch nein. Ich hatte meine Sache ganz verkehrt angefangen. Anſtatt daß Julie ſich meinem Sohne nähern ſollte, wurde ſie ſichtlich gezwungener und kälter gegen ihn. Ich hätte alle Hoffnung, meinen Wunſch erfüllt zu ſehen, aufgeben müſſen, wenn ſie dabei heiter geblieben wäre; aber ſie wurde ernſt, ſtill, ſogar traurig, und

ich fand ſie zuweilen in Thränen. Zwar ſagte ſie mir, ſie weine über das Schickſal ihres Freundes, ihres Beſchützers Borde; aber ſie erröthete dabei, und ſtammelte die Worte nur. Ich hütete mich wohl, zu ſagen, was ich merkte.

Borde war indeß dem Mädchen in der That unendlich viel geweſen. Sie weinte um ihn andere Thränen als Anne, aber eben ſo heiße; und ſie mochte von ſeinen Schickſalen, ſeiner Güte, ſeiner Großmuth, und ſeiner Liebe zu meiner Tochter eben ſo gern ſprechen, als dieſe davon hörte.

Anne ſchrieb jetzt wieder an ihrem Tagebuche, und Julie erzählte ihr mit allen kleinen Umſtänden, was ſie von Borden wußte. Dies iſt des edlen jungen Mannes traurige Geſchichte, wie ich ſie aus dem Tagebuche und aus Juliens Munde weiß.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß Louiſe, die Tochter des Polizeilieutenants, auf den Rath ihres Vaters, Annen, als Beide einander zum letztenmale ſprachen, ſagte, oder vielmehr nur beſtätigte, daß Borde verheirathet wäre. Annens Schmerz hierüber trieb uns nach

Sarzy. Louiſe glaubte nun, auch den unglücklichen Borde täuſchen zu müſſen. (Das iſt freilich nur eine Vermuthung; ſie ergiebt ſich aber ganz von ſelbſt.) Sie ging zu Borden, der krank war, ſetzte ſich neben ſein Bett, und ſagte ihm, daß ſie ſeine Geliebte geſprochen habe. Er ſah Louiſen ſtarr an. Sie nahm ſeine Hand, und fuhr mitleidig fort: meine Freundin, lieber Borde, ſchätzt ſie, und giebt Ihnen, was ſie geben kann, Achtung, Freundſchaft, Mitleiden; doch mehr auch nicht. Eine frühe, unüberwindliche Leidenſchaft für einen ſehr edlen Jüngling füllt ihr Herz ſchon ſeit Jahren. Auch dieſe Liebe iſt nicht glücklich, weil ſie nicht den Beifall des ſtolzen Vaters hat. Jetzt können Sie Sich das Leidenſchaftliche, die ſtille, tiefe Empfindung in Annens Betragen erklären; jetzt werden Sie einſehen, wie das unglückliche Mädchen ſich mit ſolcher Innigkeit an Sie hängen konnte, daß es Ihnen Liebe ſchien. Sie ſind ein kleiner Schwärmer; Alles, was Sie thun, hat den Anſtrich des Gefühls. Anne, die ebenfalls eine kleine Schwärmerin iſt, ſuchte Ihre Freundſchaft, und zog ſich erſt

dann zurück, als ſie merkte, daß Ihre Freundſchaft Liebe wurde. Sie ſehen alſo, daß Anne ſo unſchuldig iſt, wie Sie ſelbſt. Ich bitte Sie, ſeyn Sie ein Mann, und machen Sie Sich von Ihrer Leidenſchaft frei.

„Wie heißt Annens Geliebter?" fragte Borde. — Das weiß ich ſelbſt nicht, antwortete ihm Louiſe. Borde wurde durch dieſe Nachricht in der That ruhig. Zwar liebte er Annen noch immer mit voller Stärke; aber ſeine Leidenſchaft äußerte ſich nur in Wünſchen für ihr Glück, und in dem Verlangen, dazu beizutragen. Sobald er wieder ausging, erkundigte er ſich nach Annen, und hörte, daß wir auf unſer Gut in der Provinz abgereiſt waren. Seine Leidenſchaft verlor nichts von ihrer Stärke; vielmehr gewann ſie dadurch, daß er ſie in ſein Herz verſchloß. Er ſchien ſeine Exiſtenz für ſich ſelbſt verloren zu haben; aber er liebte die Menſchen zu ſehr, um ſie zu verlaſſen. Sein Daſeyn, glaubte er, gehöre nun ganz den Menſchen an, da er für ſich alle Anſprüche auf Glück aufgegeben hatte. Seine Tugend wurde eine Art von Schwärmerei. Er hatte nichts mehr zu verlieren;

lieren; ſo konnte er Alles für die Menſchen wagen, und wagte es wirklich. Er war mit unter den Stürmern der Baſtille; er rettete in einem Auflauſe durch ſeine männliche Beredtſamkeit, durch ſeine kühne Entſchloſſenheit, dem Polizeilieutenant und ſeiner Familie das Leben, und brachte ſie mit eigner Gefahr aus Paris.

Der Polizeilieutenant fühlte, daß in ſolchen Zeiten, wie die jetzigen, ein Mann der beſte Schutz iſt; er bot daher Borden die Hand ſeiner Tochter an, die ſelbſt zugegen war und die Augen niederſchlug. „Sie ſind ſehr großmüthig, Herr Rochepied,“ ſagte Borde; „aber Ihre vortreffliche Tochter weiß, warum ich Verzicht thun muß auf jeden Genuß, den Liebe und häusliches Glück gewähren. Ich liebe ohne Hoffnung.“ — Eben deswegen, lieber Borde. — Borde erröthete: „ich liebe n o ch, ſage ich.“ — Aber ohne Hoffnung! Nun, das wird ſich geben. — „Meinen Sie nicht, Herr Rochepied, daß ich bisweilen wünſche, ich könnte das denken? Doch ich kann es nicht. Sie lächeln? Es mag Schwärmerei ſeyn, wie Sie zuweilen ſagen;

aber ich fühle, daß dieſe Schwärmerei dauern wird, ſo lange mein Herz ſchlägt; und eine ſolche Schwärmerei hat die Rechte der Vernunft: man muß ihr nachgeben."

Er ſchlug Louiſen wirklich aus. Das erkältete die Freundſchaft mit Rochepied, ſelbſt mit Louiſen, die nur mit ihrem Vater unzufrieden ſchien, aber Borden ſeit der Stunde mit einer Art von ſpottender Härte behandelte. Man trennte ſich noch früh genug, um einander beim Abſchiede kalt Glück wünſchen zu können. Borde ging nach Soiſſons zu ſeinem Vater, und traf ihn in ſchlechtem Zuſtande, weil ewige Durchmärſche der Truppen ihm ſelbſt die Nothwendigkeiten des Lebens geraubt hatten. Der Sohn ſchlug dem Vater vor, ſich in einer ruhigern Stadt, etwa in Dijon, niederzulaſſen. (Sarzy, wo Anne wohnte, war ja von da nicht weit.) Sie verkauften das Wenige, was ſie noch hatten, und zogen nach Dijon. Der Vater richtete ſeine Werkſtätte ein; der Sohn arbeitete mit der ganzen Kraft ſeiner kindlichen Liebe, und die Ruhe, die ihn geflohen hatte, ſchien ihn hier in den väterlichen Armen wieder zu ſuchen.

Er hörte, daß Anne noch unverheirathet war; ging ſelbſt nach Sarzy, erkundigte ſich nach ihr, ſah ſie auf einem Spaziergange, und bemerkte, daß ſie ſo blaß, ſo langſam, ſo bekümmert daher ging. Das Alles ſchien ihm Trauer um den glücklichen Geliebten; und der letzte Keim von Hoffnung, den ſeine Liebe noch immer genährt hatte, vertrocknete in ſeiner Seele. Er kehrte troſtlos nach Dijon zurück, und arbeitete ſchweigend, innerlich vergehend, für ſeine Verwandten fort.

Jetzt kam der Tag, der andre Kräfte bei ihm weckte, als die er jetzt gebrauchte. Am Revolutions-Feſte ſollten junge Mädchen der Stadt Blumen auf den Altar des Vaterlandes ſtreuen. Man wählte dazu die reitzendſten Töchter der ärmeren Bürger; und die Wahl traf vorzüglich Bordens Schweſter Marien, die eine ſchöne Figur und ein liebliches Geſicht vor allen übrigen Mädchen auszeichneten.

Ein edler Gang, eine zartere Farbe, anſtändigere und feinere Bewegungen zogen Aller Augen auf die ſchöne Marie. Sie ſtreuete die Blumen, trat dann mit ihren Geſpielinnen vor die Municipalität hin, hielt eine

kleine Rede, die Borde gemacht hatte, und ſagte dann ein Paar Worte an das Volk. Es erhob ſich ein Freudengeſchrei; Marie war die Heldin des Tages, und die Königin des Balles, der dieſen Abend gegeben wurde.

Die Municipalität tanzte mit den Mädchen; ein Mitglied, der abſcheuliche Saſſemont, mit Marien. Der heuchleriſche Sansculott ſagte ihr Schmeicheleien, und liebkoſte ihr. Er glaubte, nur die Angel auswerfen zu dürfen, um ſeine Beute gewiß zu haben; allein zu ſeinem Erſtaunen fand er an Marien ein Mädchen von feiner Bildung, an ihrem Vater einen ernſten feſten Greis, deſſen ſcharfen, eindringenden Blick er nicht einmal aushalten konnte, und in dem Bruder einen Jüngling, deſſen Bruſt Gefühl für Redlichkeit und Abſcheu vor aller Schande erfüllte. Der jüngere Borde ſprach ſehr ernſt mit ihm, und ſah ihn mit dem funkelnden ſtillen Feuer ſeiner Augen durchbohrend an. Saſſemont, der feigherzige Wollüſtling, würde ſogleich ſeine Abſichten aufgegeben haben, wenn er nicht ſeine Macht in Dijon unbegränzt gefühlt hätte. Er zitterte aber dennoch, nicht vor

Bordens Blicken, nicht vor dem feſten Tone ſeiner Rede, nicht vor der ſtolzen Bruſt, die langſam ſich hob und ſenkte, ſondern vor dem Muthe, der, wie er wußte, Borden mit zum Erſtürmen der Baſtille getrieben hatte. Um ſeinem Zwecke näher zu kommen, ſagte er Borden Schmeicheleien, bot ihm ſeine Dienſte an, machte ihm einen Begriff von ſeiner Gewalt, und bekam auf das Alles weiter keine Antwort, als die: „ich bedarf nichts, Bürger.“ Das ſagten Beide, Vater und Sohn, mit gleichem Stolze.

Am folgenden Tage beſuchte Saſſemont die Familie. Er bedauerte die ärmlichen Umſtände ſo braver Patrioten that Vorſchläge, ihnen zu helfen, und erhielt die kalte Antwort: wir haben, was wir brauchen. Nun wollte er mit Marien ſprechen; aber der Bruder wich nicht von ihrer Seite. Der Wolluſtling ſah jetzt, daß es ihm nicht leicht ſeyn würde, des reitzenden Mädchens habhaft zu werden. Er wußte den Sohn auf einige Zeit zu entfernen, ließ den Vater vor die Municipalität fordern, und ging nun zu Marien, die allein zu Hauſe war. Sie erklärte ihm

aber, als ſie ſeine Abſicht merkte: Bürger, mir haben Sie nichts zu ſagen. Kommen Sie, wenn mein Bruder oder mein Vater zu Hauſe iſt.

Saſſemont machte noch einige Beſuche, wenn Vater und Bruder nicht da waren, und ließ endlich Marien ſeine Abſichten merken. Da das nicht half, ſo drohete er dem armen Mädchen verſteckt. Als er das nächſtemal wiederkam, waren Vater und Tochter verlegen; der Sohn aber trat kalt auf Saſſemont zu, und ſagte: „Bürger, Ihre Abſichten auf unſer Haus mögen ſeyn, welche ſie wollen — ſie mißfallen meiner Schweſter. Ich muß Sie alſo bitten, wenn Sie meinen Vater oder mich künftig ſprechen wollen, es auf der Municipalität zu thun.“

Es würde Ihnen, ſagte Saſſemont hämiſch, nicht lieb ſeyn, wenn ich Sie nur da ſprechen wollte!

„Mit nichten,“ erwiederte Borde; „es wird mir nur dort lieb ſeyn. Das Geſetz ſchützt mich, wie Sie; wir Beide ſind nur Bürger.“

So? ſagte Saſſemont ſpöttiſch. Vater

und Tochter traten furchtſam vor dem Blicke zurück, mit dem er dies „ſo?" begleitete. Saſſemont bemerkte das, und ging mit hämiſchem Lächeln nach Hauſe. Er mochte einſehen, daß, ſo lange der Bruder da wäre, ſeine Bemühungen vergeblich ſeyn würden. Borde wurde daher in einer Nacht aufgehoben, und am folgenden Morgen mit einem Transporte Rekruten an die Gränze geſchickt. Er hatte das Geſetz für ſich, das jeden einzigen Sohn vom Kriegesdienſte ausnahm; aber er ließ ſich gutwillig bis nach Langres führen. Hier wurde er mit den Uebrigen einem Officier übergeben. Er entdeckte dieſem Saſſemonts wollüſtigen Plan, und die Gefahr ſeines Vaters und ſeiner Schweſter. Der Officier, ein ehemaliger Adeliger, und ein edler Mann, hatte ſelbſt Elend genug erfahren, um Mitleiden mit Borden zu haben, und gab ihm Gelegenheit zu entkommen.

Borde kehrte nach Dijon zurück, und kam am ſpäten Abend daſelbſt an. Er fand das Haus ſeines Vaters leer, und wagte es doch nicht, ſich einem Nachbar zu entdecken. Jetzt fiel ihm eine alte Frau ein, der er einmal einen

großen Dienſt geleiſtet hatte. Sie wohnte an dem äußerſten Ende der Stadt, in einer kleinen, elenden Hütte. Der Eigenthümer wollte ſie hinauswerfen laſſen, weil ſie die ſechs Livres Miethzins nicht bezahlen konnte. Sie jammerte, und bat einen von den Umſtehenden, Bürge für dieſe Summe zu werden. Ich will, ſagte ſie, recht gern bezahlen, wenn man mir nur Zeit läßt; eine Krankheit hat mich einen ganzen Monat hindurch nicht an mein Spinnrad kommen laſſen. — Man lachte über den kleinen Mithzins, über die Armſeligkeit der Hütte, und Niemand half. So eben kam Borde gegangen. Er ſah, hörte, und gab der Frau einen großen Thaler. Sie rief voll Freude: ich will Ihnen die ſechs Livres ehrlich wieder geben, lieber Herr, wenn Sie nur einen Monat warten wollen; und in baarem Gelde, ſo ſauer es dem Bürger auch wird, das jetzt anzuſchaffen. Aber ich will es, und ſollte ich auch noch ſo hohes Agio geben müſſen; denn, leider Gottes! verliert das Papier ja alle Tage mehr. Alles lachte; ſelbſt Borde lächelte, ſo ſehr er auch die Frau bemitleidete.

Dieſe Frau fiel ihm jetzt ein. Er eilte in die Vorſtadt zu dem Häuschen, und pochte lange vergebens. Endlich öffnete die Frau. Er trat in das Stübchen, und fragte: kennt Ihr mich noch, Mütterchen? Sie beſah ihn von oben bis unten, und ſchüttelte den Kopf. „Wißt Ihr Euch nicht mehr der ſechs Livres zu erinnern, die . . .“ — Ach ja! nun, nun! Recht, das ſind Sie! Gott Lob, daß Sie endlich kommen! Setzen Sie Sich doch. Ich will gleich bezahlen. — „Das hat Zeit, Mutter; laßt das nur.“ — Nein, nein. Wer Schulden bezahlt, beſſert ſein Vermögen. Es hat ſchon ſeit zwei Monaten für Sie bereit gelegen. Alles baar, nicht für einen halben Livre Papier, wie ich es Ihnen verſprach. Aber, lieber Herr, ich habe auch halbe Nächte geſponnen. Mir war immer bange, Sie würden kommen, eh ich es zuſammen hätte. Gott lohn' es Ihnen! Dabei fing die Frau an, den kleinen Tiſch voll Sous und Deniers zu zählen.

„Das Geld, Mutter, hab' ich Euch längſt geſchenkt. Ich bin hier, Euch zu bitten, daß Ihr mich auf ein Paar Tage beherbergen

ſollt. Seht mich nicht ſo furchtſam an; es hat ſo große Gefahr nicht.“ — Ei, ich wollte, die hätte es, damit ich Ihnen zeigen könnte, daß ich dankbar bin. Hier ſoll Sie Niemand aufſpüren. Oben auf dem Boden. Und wird Nachts gepocht, auf das Dach hinauf. Am Tage durchſucht man jetzt die Häuſer nicht. Hier ſind Sie ſicher.

Die Frau ſprach mit ſolcher Freude und Herzlichkeit, daß Borde trauete. Er ſagte ihr, ſie möchte ſich doch morgen in der Straße, die er ihr bezeichnete, erkundigen, wo der alte Borde und ſeine Tochter geblieben wären. Sie erfüllte ſeinen Auftrag ſehr gut. Der Sohn, erzählte ſie ihm, hat zur Armee geſollt, iſt aber zu den Feinden gegangen. Vater und Tochter ſind nun ſo lange gefangen geſetzt, bis ſie ihn wieder ſchaffen. Die ganze Nachbarſchaft beklagt ſie.

Borde blickte gen Himmel, und ſagte: „die Armen! Aber gerettet werdet ihr!“ Am Abend zog er die Uniform an, die er in Langres bekommen hatte, drückte ſeinen Hut in die Augen, zog ſein Halstuch über das Kinn, und bat die Frau, das Haus eine

Stunde lang für ihn offen zu laſſen. Er ging gerade nach Saſſemonts Wohnung, und ſagte: „ich habe geheime Befehle an den Bürger Saſſemont von der Municipalität in Beſançon: kann ich ihn allein ſprechen?“ Nach einer halben Stunde wurde er vorgelaſſen. Was bringſt du, Bürger? fragte Saſſemont. — „Höre mich aus, Saſſemont,“ erwiederte Borde, „und gieb keinen Laut von dir, oder du biſt verloren.“ (Er zog eine Piſtole hervor, und ſpannte den Hahn. Dann ſchlug er den Hut auf, und zog das Tuch vom Geſichte.) „Ich bin Borde.“ (Saſſemont wurde blaß, und zitterte.) „Du haſt meinen Vater und meine Schweſter ins Gefängniß ſetzen laſſen. Ich kenne deine Abſicht, Ungeheuer; aber ich bin feſt entſchloſſen, ſie zu vereiteln. Mein Leben gilt mir ſchon lange gar nichts mehr; du Elender darfſt mich alſo nicht reitzen. Morgen früh, Böſewicht, ſind mein Vater und meine Schweſter frei, oder dieſe Piſtole iſt für deine Bruſt geladen. Du fertigſt ihnen Päſſe aus, und läßt Platz für die Nahmen der Orte, wohin ſie gehen wollen. Bilde dir nicht etwa ein, daß du mich auf der

Reiſe fangen willſt. Schon in dieſem Augenblicke wiſſen ſie, wohin ſie ſollen, und wo ich ſie treffen werde. Ich bleibe noch einen Monat hier in Dijon, dir das Gehirn zu zerſchmettern, wenn du es wagſt, ihnen etwas in den Weg zu legen. Haſt du mich verſtanden? Morgen früh ſind ſie frei, oder du biſt morgen Abend eine Leiche. Mitten im Gerichtshofe, oder mitten in deinen ſchändlichen Gelagen, werd' ich dich finden!"

Der Ton, mit dem Borde das ſagte, war ſo ruhig, ſo feſt, ſo eindringend, daß Saſſemont Stirn und Bruſt bedeckte, wahrſcheinlich weil er die Kugeln da ſchon zu fühlen glaubte. Er ſtöhnte ein ängſtliches Ja hervor. Borde verließ nun das Zimmer, ſchloß hinter ſich ab, eilte die Treppe hinunter, und war in einigen Minuten durch kleine Quergaſſen allen Nachforſchungen entgangen. Was er vorausgeſehen hatte, geſchah: in dieſer Nacht wurden alle Häuſer durchſucht, auch die Hütte ſeiner Alten; er ſaß aber auf dem Dache, wo ihn Niemand ſuchte.

Die Alte hatte einen neuen, von Borden erhaltenen Auftrag eben ſo glücklich ausgeführt.

Sie war im Gefängniſſe geweſen, und hatte dem alten Borde ein Billet zugeſteckt, worin ſein Sohn ſchrieb: „Lieber Vater, Sie werden einen Paß mit leerem Raum für die Nahmen bekommen. Wir ſehen uns in Soiſſons wieder. Füllen Sie den Paß erſt in dem Augenblicke aus, da Sie abreiſen. Verkaufen Sie Alles, was Sie haben. Man wird Ihnen Ruhe laſſen. Zerreißen Sie dies Billet. Ich ſtehe morgen Abend von neun Uhr bis zehn an der großen Thüre des Doms. Seyn Sie vorſichtig." Der alte Borde las das Billet, und die Frau, die es ihm gebracht hatte, war ſchon verſchwunden. Er konnte nicht begreifen, wie es ſeinem Sohne möglich geweſen wäre, ihm die Freiheit zu verſchaffen; und er zweifelte ſo ſtark, daß er ſeiner Tochter nicht ein Wort von dem Billet ſagte.

Am folgenden Morgen bekam er ſeine Freiheit wieder, und einen Paß von der Municipalität, mit der Erlaubniß abzureiſen, wann und wohin er wollte. Er begriff von dem Allen um ſo weniger, da man jeden ſeiner Schritte beobachtete. Abends um die beſtimmte Zeit, ging er am Dome vorüber. Eine alte

Frau, die auf den Stufen der Treppe ſaß, redete ihn an: „helft mir doch! ich bin ſo ſchwach, daß ich nicht aufſtehen kann." Der alte Borde reichte ihr die Hand, und ſie ſteckte ihm mit einem kräftigen Händedruck ein Billet zu.

Der Vater erkannte jetzt ſeinen Sohn. Ein froher Blick war Alles, was ſie einander noch gaben; denn ſie bemerkten, daß ſie von einem Kerl in der Nähe beobachtet wurden. Die Alte hinkte nach einem „Gott lohne es, Bürger!" weiter, und der Vater begab ſich nach Hauſe, um ſein Billet zu leſen. Der Sohn erzählte darin ſeinem Vater die Art, wie er ihn befreiet hatte, beſtimmte den Weg, den er nehmen ſollte, und rieth zu ſchneller Abreiſe. Der Vater verkaufte, was er hatte, und bekam noch ein Billet von ſeinem Sohne durch deſſen alte Wirthin. Als er und Marie abreiſten, trafen ſie den edelmüthigen Borde, als einen Bettler, am Wege. Er ging mit ihnen bis in ein Gebüſch. Da umarmten ſie einander ſchnell, wechſelten nichts, als die vier Worte: „Vater, Sohn, Bruder, Schweſter!" und trennten ſich dann.

Ach, wenn die Zeit ſchaudernd den Griffel erhebt, um dieſe vier Jahre voll Blutes und voller Verbrechen in die Geſchichtstafeln des Menſchengeſchlechtes einzugraben; ach, dann ſollte ſie, zum Troſt unſrer Enkel, die rührenden Züge von Großmuth und Liebe, dieſe Aufopferungen, die in Frankreich ſo häufig waren, wie die Ströme Blut, daneben aufzeichnen. Soll denn der Menſch nur zittern, wenn er nichts als die Verbrechen ſeines Geſchlechtes durch alle Jahrhunderte lieſt? O, alle ihr Unglücklichen; warum klagt ihr nur über die Verbrechen, die Frankreich beging? warum blickt und zeigt ihr nur auf die Blutſtröme, die ihr fließen ſaht? Warum redet ihr nicht von den Tugenden, die in der Stille geſchahen? nicht von der Liebe, die größer war, als der Haß? Warum nennt ihr die Söhne nicht, die ſich hingaben für ihre Eltern, die Väter, die für ihre Kinder ſtarben? Warum ſchweigt ihr von den erhabnen Freunden, die kein Unglück trennte, und die, wenn ſie einander nicht retten konnten, doch mit einander ſtarben? Warum zeigt ihr nur auf die Gefängniſſe, welche die Unglücklichen ver-

ſchließen? warum nicht auf die erhabnen Menſchen, die das Unglück nur ſtärker machte, die in Feſſeln ruhig lebten, und muthig ſtarben? Warum zieht ihr nicht aus dem verborgenen Dunkel die Beiſpiele von Geduld, Gerechtigkeit, Liebe, Freundſchaft, Großmuth, Treue, Dankbarkeit, und jeder Tugend, hervor? — O, ihr Elenden, die ihr mit Triumph die Verbrechen Frankreichs niederſchreibt, und ſeine Tugenden verhehlt: fühlt ihr denn nicht, daß ihr das menſchliche Geſchlecht und euch ſelbſt dadurch erniedrigt?

Borde ging wieder zu ſeiner Alten. Er konnte Dijon nicht verlaſſen; denn Anne wohnte in der Nähe, und ſtand in Gefahr. In einem zerriſſenen Kleide, mit einem falſchen Schnurrbarte, und einer großen Jakobinermütze, die er tief in die Augen zog, beſuchte er verſchiedene Sitzungen des Jakobinerklubs, und hörte mit Erſchrecken die heftigen Deklamationen gegen meinen Stolz, gegen meine Tyrannei. Zugleich erfuhr er auch, was die ganze Stadt wußte: Saſſemonts Erbitterung gegen mich rühre davon her, daß ich ihm Annens Hand abgeſchlagen habe. Der

abſcheu-

abſcheuliche Menſch glaubte nicht einmal, ſeine Bosheit verdecken zu dürfen. — Borde verſäumte jetzt keine Sitzung des Klubs. Er hatte Alles vergeſſen, lebte, dachte nur für Annen, und bereitete ſich ſchon vor, uns zu retten. Jetzt verkaufte er ſeine Uhr, und einen Ring, den er noch von Rochepied hatte. Tag für Tag durchſtreifte er die Gegend um Sarzy bis an die Saone und den Doubs, um die Wege kennen zu lernen, die er uns führen wollte. Die Nächte hindurch ging er unaufhörlich, und am Tage lag er in Höhlen oder Wäldern, in Steinbrüchen oder auf dikken Bäumen, und das alles für Annen. Immer kehrte er aber wieder nach Dijon in die Gefahr zurück, damit er unſre Verfolger beobachten könnte.

Um in ihre Plane einzudringen, wagte er unglaubliche Unternehmungen. Er verſtellte ſein Geſicht und ſeine Stimme noch ſtärker, wurde ein wüthender Jakobiner, und hatte den Muth, ſelbſt in Saſſemonts Gegenwart heftig gegen Annen zu reden.

Noch mehr. Er wagte es ſogar in Sarzy ſelbſt vor Annens Augen zu erſcheinen;

denn er war mit unter den Menſchen, die mein Haus nach den Waffen, welche ich verſteckt haben ſollte, durchſuchten. Um dieſe Zeit begegnet ihm auf der Straße ein junges Mädchen, das eine blinde, ſehr elend gekleidete Frau an der Hand führt. Er taumelt vor Schrecken beinahe zur Erde, als er ſieht, daß es Madame Guindeniere iſt, und folgt ihr in eine elende Hütte auf den Boden. Niemand erkennt ihn, nicht der alte Capitain, der krank auf Stroh liegt, nicht das junge Mädchen, das ihn neugierig betrachtet. Auch er will nicht erkannt ſeyn, da er ja doch nicht im Stande iſt, den Unglücklichen zu helfen. Er iſt entſchloſſen, was er hat, mit ihnen zu theilen, und ſie dann zu verlaſſen. Anne ſchwebt in Gefahr: das fordert alle ſeine Kräfte. Sein Herz ſchwimmt in Mitleiden; aber warum, denkt er, ſoll ich die Unglücklichen durch den Anblick meines eigenen Elendes noch tiefer beugen? Er zieht ſeine Börſe hervor, und ſagt mit verſtellter Stimme: „Bürger . . .” — Borde! ruft die Blinde in demſelben Augenblick, und ſtürzt an ſeine Bruſt. Der Ton ſeiner Stimme

hat ſich tief in ihre Seele geprägt; ſie iſt ganz Ohr, ſeitdem ſie das Geſicht verloren hat. Vorde kann nun nicht mehr ſchweigen; er wirft ſich in die Arme der unglücklichen Mutter. Der Capitain rafft ſeine letzte Lebenskraft zuſammen, um ſie an die Umarmung ſeines Freundes zu wenden, und dann ſinkt er ſchwach auf ſein Stroh zurück. Das Mädchen umfaßt ſeine Kniee. Ach, die Unglücklichen glauben ſich ſchon gerettet, da ſie nur Vordens Stimme hören!

Man wird ruhiger, ſetzt ſich nieder, und erzählt. Auf allen Seiten fließen Thränen, da man einander nichts als Unglück erzählen kann. Die kleine Penſion des Capitains iſt in der Revolution eingezogen worden; er hat indeß ſehr ſparſam gelebt, um ſeiner Familie etwas hinterlaſſen zu können. Von dem Wenigen leben ſie jetzt, und zwar auf dem Lande, nicht weit von Dijon. Endlich gerathen ſie in den höchſten Mangel, und haben kaum noch das Nothwendigſte. Ein Paar Verwandten nehmen zwei von den Kindern zu ſich; ein andres iſt geſtorben. Der älteſte Sohn hat als Nationalgarde an die Gränze

gemußt; die Tochter will ihre Eltern nicht verlaſſen. Die Mutter verliert ihr Geſicht durch Arbeit und Thränen zum zweitenmal. Sie gehen nach Dijon, um dort bei der Municipalität Hülfe zu ſuchen, bekommen aber keine. Die Tochter führt nun ihre blinde Mutter durch die Straßen von Dijon, und ſie leben von den Almoſen mitleidiger Herzen. Doch, es ſoll ſie noch ein ſchrecklicheres Schickſal treffen.

Die blinde Mutter läßt ſich von ihrer Tochter vor die Municipalität führen, und trägt ihre Bitte um Unterſtützung vor. „Sie ſehen, Bürger, ich kann nicht arbeiten; mein Mann iſt krank, mein Sohn hilft das Vaterland vertheidigen, meine Tochter iſt noch halb ein Kind.“ Alle ſind bewegt; ſogar auch Saſſemont. „Ja,“ ſagte Julie, als ſie mir das erzählte; „er betrachtete uns mitleidig, und ſeufzte.“ O, ich hätte nicht eine halbe Welt für dieſe Bemerkung genommen, daß auch Saſſemont ein Menſch war! Julie mußte ſie mir mehr als Einmal wiederholen; und wenn meine Kinder ſeitdem den Nahmen Saſſemont mit dem gewöhnlichen Abſcheu ausſprechen,

ſäge ich allemal: nicht wahr, Julie, er ſeufzte, er betrachtete deine blinde Mutter mitleidig?

Saſſemont ſagt: wir müſſen helfen, Bürger; der Anblick ſpricht von ſelbſt. Kaum hat er das geſagt, ſo ruft die Blinde: „mein Gott, welche Stimme! Lukas, du hier? O du biſt es; gewiß, Lukas!“ Saſſemont, der Reitknecht bei dem Vater der Madame Guindeniere geweſen und davon gelaufen war, wird roth, und ſchweigt, um ſich nicht noch mehr zu verrathen. Die Blinde fährt fort: „o, was du auch jetzt ſeyn magſt, guter Lukas, ſprich für deine ehemalige, jetzt ſo unglückliche Herrſchaft! Denke an den Tag, da wir dich von der Straße aufnahmen, als eine unbarmherzige Mutter dich ausgeſetzt hatte! Vergilt es mir nun!“ Saſſemont wurde feuerroth, und man fing an zu lächeln. „Was faſelt Ihr da, gute Frau, von Ausſetzen? Ich heiße nicht Lukas, ſondern Saſſemont, und bin aus Bretagne, leider aus einer ſehr alten Familie. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich der ausgeſetzte Lukas wäre.“

Die Blinde erſchrak; ſie glaubte, ſich ge-

irrt zu haben, und wollte den Fehler wieder gut machen. „O, verzeihen Sie, Bürger, wenn Sie nicht dieſer Lukas ſind. Eine Unglückliche findet ſo gern einen alten Bekannten, und die Stimme war bis zum Täuſchen ähnlich. Der Lukas, den ich meine, zeichnete ſich ſo ſehr aus, daß ich gewiß nicht in den Irrthum verfallen wäre, wenn ich nur ſehen könnte. Er hatte hangende Lippen, ein ſpitzes, vorſtehendes Kinn, borſtenähnliches Haar, kleine tiefe Augen, und dürre, ſehr lange Finger." Julie zupfte ihre Mutter an dem Rocke; denn die Unglückliche beſchrieb den Böſewicht auf das genaueſte. Saſſemont ſchleuderte nur einen fürchterlichen Blick auf ſie; vor Zorn und Beſchämung konnte er ſie nicht unterbrechen. Endlich ſagte er mit bebender Stimme: Ihr werdet Antwort bekommen; itzt geht nur.

Der unverſchämte Saſſemont verfolgte den Adel, deſſen Rechte er ſich vor der Revolution angemaßt hatte. Seine Feinde benutzten dieſe Begebenheit, und nannten ihn immer Lukas. Als er einmal eine grauſame Maßregel vorſchlug, ſagte ein Beiſitzer der Municipalität,

ein edler Mann, ganz öffentlich: „ich begreiſe, wie es zugeht, daß du ſo blutgierig biſt. Dein Herz hat nie die Liebe gekannt. Deine Mutter ſetzte dich aus, weil ſie den Unmenſchen in dir ſchon ahnete und das Menſchengeſchlecht von ſeinem Würgengel befreien wollte. Ein unglückliches Geſtirn hat dich erhalten, du Baſtard!"

Dieſe Vorwürfe ſchnitten tief in Saſſemonts eitle kleine Seele, und füllten ſie mit Wuth und Nachbegierde gegen die Unglückliche, welche ſeine Jugendgeſchichte verrathen hatte. Was kann der Elende anders, als ſich rächen? Der Capitain bekam keine Unterſtützung. Seine blinde Frau glaubte, ſchon das wäre eine zu harte Strafe ihrer Unvorſichtigkeit. Aber ſie kannte nur die Stimme des Elenden, nicht ſein Herz; ſonſt wäre ſie geflohen.

Borde theilte ſein Vermögen mit der unglücklichen Familie; und, was er geben konnte, reichte für ſie auf mehrere Monate hin. Er glaubte, Geld wäre ihr einziges Bedürfniß, und verließ ſie, um Annen zu retten, da die Gefahr für uns immer näher kam. Mit Zittern

eilte er wieder über die Saone, über den Doubs, und kam bis in den Wald, den die Kohlenbrenner bewohnten. Noch weiter zu gehen, wagte er nicht, weil er befürchtete, daß wir in ſeiner Abweſenheit verhaftet werden könnten. Er ging die Wege mehrere male bei Nacht, forſchte mit Lebensgefahr nach einer Furt durch den Doubs, war auch einen Tag in Sarzy, um auf jeden Fall einen Ausweg zu finden, und kam endlich den zehnten Tag, Morgens, nach Dijon zurück.

Als er über den Markt ging, war ein ungewöhnlicher Auflauf des Volkes bei dem Blutgerüſte. Er blieb ſtehen; und auf einmal ſah er ſeine blinde Freundin an der Hand ihrer Tochter das Blutgerüſt betreten. Seine Gedanken verwirrten ſich; er glaubte, nur trübe undeutliche Bilder zu ſehen, die ſeine erhitzte Phantaſie erzeugte, und verlor das Bewußtſeyn völlig. Erſt das Geſchrei des Volkes: es lebe die Republik! erweckte ihn wieder. Er blickte zagend auf, ſah weder Mutter noch Tochter, und fragte einen naheſtehenden Mann mit Zittern: wer iſt es? — Die blinde Frau! antwortete ihm dieſer.

„Die Blinde?“ rief er, und ſtürzte auf das Blutgerüſt. Hier hätte er ſich gewiß verrathen, wenn Saſſemont oben geweſen wäre. Sein erſter Anblick war Julie, die in tiefer Ohnmacht auf dem Boden lag. Er hob ſie auf. Um ihr Luft zu ſchaffen, riß er ihr erſt das Halstuch ab, und es fiel in das Blut ihrer Mutter. Sie kam endlich wieder zu ſich ſelbſt, ſah mit ſterbenden Blicken um ſich her, und konnte keinen Gegenſtand unterſcheiden. Man reichte ihr das blutige Halstuch hin; ſie ergriff es, und drückte es an ihren Mund. „Barbaren!“ rief Borde mit fürchterlicher Stimme; „erſt müßt ihr mich tödten, ehe ihr dieſes unſchuldige Mädchen ermordet!“ Er umfaßte Julien, trug ſie von dem Blutgerüſte hinunter, und erſtaunte, daß man keine Bewegung machte, ihn aufzuhalten. Noch immer glaubte er nehmlich, daß Julie hingerichtet werden ſollte.

Er durchdrang das Gewühl von Menſchen, ſtürzte, wie beflügelt, nach des Capitains Wohnung, und trug Julien die Treppe hinauf. „Danken Sie Gott,“ rief er dem Capitain zu; „ich habe Ihre Tochter geret-

tet!" Er warf Julien neben ihrem Vater hin, und nahm ſeine Piſtole in die Hand, um das Mädchen gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Das brauchte er nicht zu thun; nur Juliens Mutter hatte Saſſemont ſeiner Rache aufopfern wollen. Den Tag nachher, als Borde abgereiſt war, um die Wege kennen zu lernen, hatte man die Unglückliche abgeholt. Ihr, der blinden Bettlerin, gab man ein Komplott Schuld, und verdammte ſie zum Tode. Sie war heiter und ruhig, als ihr das Urtheil angekündigt wurde, und ſchöpfte ſo gar, da man ihr Geld und Eſſen in das Gefängniß ſchickte, ſüße Hoffnungen für ihren Mann, für ihre Tochter, welche die Hälfte des Tages immer bei ihr zubrachte. „Man wird," ſagte ſie heiter, „dich und deinen guten Vater nicht verhungern laſſen, wenn man mich hat ſterben ſehen. O, und nun wird mir ja mein größter Wunſch gewährt, für Euch zu ſterben!"

In dieſem frohen Wahne verlangte die Mutter von der Tochter das Schwerſte, was ſie verlangen konnte: ſie auf das Blutgerüſt zu führen. Julie wurde todtenbleich, und

konnte nicht ſprechen. Die Mutter verlangte es noch einmal, als eine Gefälligkeit, und ſtreichelte ihrer Tochter die kalten Wangen. „Nicht wahr, Julie? du führſt mich den letzten Gang?“ Die Tochter blickte ſchweigend gen Himmel, und fragte: giebt es Ihnen Troſt, liebe Mutter? — „Freude, meine Julie.“ — Die Freude ſollen Sie haben! ſagte die Tochter, die ihre Mutter an Großmuth noch übertraf. Beide umarmten einander, und ſchwiegen. Die Tochter hielt Wort. Sie faßte am Morgen der Hinrichtung die Hand ihrer Mutter, und ſie ſelbſt ſtützte ſich mit der linken auf die Schulter eines mitleidigen Garden, der neben ihr ging. Ihr großmüthiger Entſchluß erhielt ihre Kräfte gerade ſo lange, bis ihre Mutter ſie verließ. Dann ſank ſie in die Ohnmacht, in der Borde ſie aufhob.

Jetzt lag ſie da an der Seite ihres Vaters, und hatte ihr blutiges Halstuch feſt in die Hand geklemmt, während daß Borde mit ſtarren Blicken den Eingang hütete. Julie erholte ſich; und ihr Vater ſtammelte eine Frage hervor. Sie zeigte ihm, anſtatt zu

antworten, das blutige Tuch. Der Vater ſah es an, nahm es, küßte es, und drückte es an ſein Herz. „Borde!" rief er dann eilig. Borde kehrte ſich um. „Deine Tochter!" ſagte der Capitain, auf Julien zeigend, und hielt dann ruhig ſein Leben dem Schmerze hin. Der Tod kündigte ſich in dieſem feſten Herzen durch Thränen, durch eine Weichheit an, die es nie gefühlt hatte. „Ich vergebe der Erde!" ſagte der Soldat, der Mann, mit der Stimme eines weinenden Kindes; und bei den erſten Thränen, die er ſeit dem Knabenalter weinte, zerfloß ſein Leben. Dieſen Tod ertrug Julie mit Geduld, weil ſie den erſten noch allzu ſchmerzlich fühlte.

Borde faßte Juliens Hand, hob ſie auf, und fragte betäubt: „wie iſt es?" Gut! recht gut! antwortete Julie, welche glaubte, das Todesſchwert würde auch ſie noch treffen. In dieſem Augenblicke fiel Borden ein, daß er die Mutter an ihrer Hand geſehen hatte, und nun wurde ihm Alles deutlich. Er faßte Julien in ſeine Arme, und ſagte: „dich habe ich gerettet!" Jetzt dachte er auch an Annen. Er legte die Hand an die Stirn. Dann

fragte er auf einmal: „haſt du Muth?“ — Zu ſterben? erwiederte Julie, und blickte auf. Er umfaßte ſie wieder, und Beide blieben troſtlos ſtehen. Endlich kam der Hauswirth, und forderte, als er die Leiche ſah, Geld zu einem Sarge. Borde gab ihm. „Sagte er nicht,“ wendete er ſich dann zu Julien: „deine Tochter?“ Sie konnte ihm nicht antworten. Er nahm ſie in ſeine Arme, und nun löſte ſich der ſtarre Schmerz in einen Strom von Thränen auf. Sie ſaßen und ſtanden den ganzen Tag ſchweigend, ohne Theilnahme an dem, was um ſie her vorging.

Am Abend dachte Borde daran, daß er den Jakobiner-Klub beſuchen müßte. Er faßte Juliens Hand, und führte ſie die Treppe hinunter. Sie folgte ihm ohne Bewußtſeyn zu ſeiner Alten, und dieſe brachte durch ihre unaufhörlichen Fragen wieder Leben und Beſinnung in Beide. Borde ging in den Jakobiner-Klub, und in ſeiner Seele lag dunkel die Hoffnung, daß er Annen vielleicht noch retten könnte. Saſſemont war heute nicht da; und es ſprach auch ſonſt niemand gegen meine Familie. Borde nannte meinen Nah-

men, und ſchalt mich einen Tyrannen. Man ſah ihn aber befremdet an, und bald rief einer von Saſſemonts Freunden: St. Julien iſt ein Patriot. Kann er das ſtärker beweiſen, als dadurch, daß er dem Bürger Saſſemont ſeine Tochter giebt? Borde taumelte vor Schrecken in den dunkelſten Winkel des Saales. So gab denn das Schickſal dem Laſter, dem Verbrechen, was es ſeiner Tugend, ſeiner Liebe verweigert hatte! Er ging kalt zur Thür hinaus. Auf der Straße blieb er ſtehen, ſchlug die Arme aus einander, und ſagte: „es iſt nichts! gar nichts! Saſſemont hat Recht, und ich bin ein elender Thor. Laß ſie von nun an machen. Meine Hand ſoll ſich nie wieder ausſtrecken, einen Verſinkenden zu halten!" Bordens Herz war ein nagender Gifttropfen geworden. Er ging langſam zu Hauſe, und trat mit Kälte in die Hütte ſeiner Alten. Als die unglückliche Julie ihn „mein Vater" nannte, wollte er etwas ſehr Bittres ſagen, und ihren Schmerz ſogar verlachen; aber das konnte er nicht, ſo ſehr auch ſein Herz gedrückt war. Er ſetzte ſich nur kalt, Julien gegenüber. Ach, ſagte

die Alte, wenn wir nicht ehrlich wären, wie wollte es der Stadt ergehen! Der Herr verſchont Dijon um der Gerechten willen. (Borde ſchwieg noch immer.) Ich habe meine hellen Thränen weinen müſſen, als mir die Kleine erzählte, was ihre Mutter von Ihnen, Bürger, geſagt hat. Ach, wie froh kann man ſterben, wenn man weiß, daß man ſeine Kinder einem Gerechten hinterläßt!

„Und hoffeſt du, Julie,“ ſagte Borde, „daß ich gerecht bleiben werde?“ — Ich würde jetzt ſterben, wenn ich es nicht wüßte, erwiederte ſie, und legte ihre Hand auf ihr Herz; denn mein Vater und meine Mutter ſtarben in dieſem Glauben. — Borde drückte ſie an ſeine Bruſt; ſeine Liebe, ſeine Tugend hatten geſiegt.

Er ging nach Saſſemonts Hauſe. So eben ſtieg dieſer vom Pferde, und ſagte wüthend zu jemanden, der ihm vor die Thür entgegen gekommen war: ſterben ſollen ſie, dieſer verdammte St. Julien, ſein Weib und ſeine Töchter! Kennte ich nur den Liebhaber, den ſie mir vorziehn! Sterben ſollen ſie! — Borde griff nach ſeiner Piſtole; doch Saſſe-

mont trat jetzt ſchon in das Haus, und es wurde verſchloſſen. Er kam getröſteter, muthiger wieder zu ſeiner Hütte, nahm Julien mit ſich auf den Boden, erzählte ihr ſeine Schickſale, und ſagte, daß er entſchloſſen wäre, Annen zu retten. „Anne,“ ſagte er, „weiß, daß ich ſie liebe, und daß ich unglücklich bin. Sie darf es nie erfahren, daß ich ſie rette; denn es würde ſie ſchmerzen. Ich bin dein Vater. Versprich mir, daß nie der Nahme Borde, nie ein Wort von meiner Liebe, nie eine Anſpielung darauf, über deine Lippen kommen ſoll.“ Julie ſchwor, und hielt dabei ihr blutiges Tuch in der Hand. Er ſchrieb nun ſeinen Brief an mich, nahm früh Morgens Abſchied von der Alten, und ging mit Julien nach Sarzy. Wie er uns rettete, weiß der Leſer. — Sein Schickſal beſtimmte ihn hier zu Tugenden ohne Lohn; doch erfuhr er noch, daß Anne ihn liebte, und ohne Zweifel iſt er heiter in ſein Grab geſunken. — Gewiß, ſagte Anne, gewiß heiter, ſo wie ich in mein Grab ſinken würde.

Das iſt die Geſchichte des unglücklichen Jünglings, deſſen Tugenden unſer theuerſtes

Geſpräch

Geſpräch ſind, und deſſen Güte die unſrige lebendig erhält. Der Leſer kann leicht denken, daß ſie uns nicht auf einmal gegeben wurde, und daß wir ſie nicht ſo ruhig anhörten, wie er ſie vielleicht geleſen hat. Wir zerfloſſen dabei in Thränen. Julie wurde bleich, als ſie von dem Tode ihrer Mutter erzählte; ſie ſprang auf, und verwünſchte Saſſemont, ich mochte auch noch ſo oft, und noch ſo bedeutend ſagen: „er hatte doch Mitleiden mit deiner blinden Mutter!“ Freilich muß ich geſtehen, daß ich ſelbſt den Böſewicht ganz in der Stille verwünſchte.

Anne wurde bei der Erzählung immer ſtiller und ſtiller. Sie pflückte jedes Fäſerchen von ihrer Schürze; und wenn ihre Empfindungen zu mächtig wurden, ſo fiel ſie in Juliens Arme, und verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Dann ging ſie hinaus in den düſtern Schatten eines Kreiſes von dunklen Tannen, ſetzte ſich auf einen Stein, und hielt die Hände vor das Geſicht, bis ihr Schmerz ſich in Thränen auflöſte.

Endlich kamen wir wieder zuſammen, und ſprachen über unſre Begebenheiten. Jeder

fand die Quelle ſeines Unglückes in ſich. Ach, Vater, ſagte Anne, hätte ich ihm gleich geſtanden, daß ich ihn liebte; hätte ich dieſem ſtolzen, eitlen Herzen nicht nachgegeben: er lebte noch, und auch meine gute Mutter, meine himmliſche Adelaide! Ach, er war ſo edel, ſo großmüthig; er opferte ſein Leben für mich auf, die er für undankbar hielt: und ich? o Vater! was that ich dagegen?

„Gut, Anne!" ſagte ich: „du hätteſt etwas Andres gethan, wenn du allwiſſend geweſen wäreſt; allein etwas Beſſeres wohl ſchwerlich. Etwas Glücklicheres, mein Kind? können wir das wiſſen? Und welche Tugenden haben nicht unſre Unglücksfälle bei uns geweckt! Nein, Anne; es wäre nicht gut, wenn der Taucher wüßte, wo die edelſte Perle auf dem Grunde des Meeres liegt; die ſchlechtern würden dann liegen bleiben, die doch der Schmuck vieler Menſchen ſeyn können. Vorde lebte noch, und du wäreſt glücklicher. Aber liebten wir uns dann ſo, wie jetzt? wäre Julie dann nicht in dem Sturm untergegangen? Sag, würdeſt du, würden wir, Julie, dein Bruder und ich, Vorden ſo innig lieben?

Hat nicht ſein Beiſpiel uns die Stärke zu Tugenden gegeben, die wir ohne ihn für unmöglich halten würden? Wir wären vielleicht, doch nur vielleicht, glücklicher; aber auch ſo gut, ſo ſtark, ſo fromm, wie jetzt? Ich konnte dir Einwendungen gegen deine Liebe machen; und das würde dein Herz und das meinige erkältet haben. Wir hätten uns noch geliebt; aber wäre dann dieſe Liebe nicht unſre Marter geweſen? Laß das! Wo findet der Kopf nicht hinterher zu klügeln! Das Herz entſcheidet über unſre Tugend, nicht der Ausgang unſres Schickſales.

Ich hielt nicht Annen, ſondern mir ſelbſt, eine Apologie; denn hätte nicht meine Furchtſamkeit Saſſemont zu dem erſten Gedanken an eine Verbindung mit meiner Tochter veranlaßt, ſo würde Alles haben anders kommen müſſen. Aber iſt es ein Verbrechen, nicht allwiſſend zu ſeyn? iſt es ein Verbrechen, zu weinen?

Jeder von uns ſchmückte Juliens Erzählung mit einigen Zügen aus. Jetzt konnte ich mir erklären, warum Borde ſtockte, als er mir ſagte: „ich liebte, und ſie ... iſt todt!"

und warum er ſo auffuhr, als ich ihm erwiederte: „abſcheulich! unter der Guillotine!“ Er bezog das auf Annen, auf die Zukunft; ich auf Juliens Mutter, ſeine vermeinte Geliebte. Darum ſagte er mir im Gefängniſſe: „du ſchrecklicher Prophet!“ Nun wußten wir auch, warum er ſo bald aufhörte zu ſprechen; er fürchtete, von Annen erkannt zu werden. Der edle, unglückliche Borde! — —

Ich will nur geſtehen, daß ich hier ſitze und eine Wendung ſuche, von dem Leſer Abſchied zu nehmen, oder eigentlich, ihm zu entkommen. Freilich könnte ich ihm ſagen: wir leben nun ſchon ein Jahr ſo in dieſem Paradieſe, und unſre Thränen werden mit jedem Tage ſanfter. Die Blutſtröme, die unſre Phantaſie ſonſt überall erſchreckten, ſehen wir nicht mehr. So wie das Abendroth, das erſt den ganzen weſtlichen Horizont wie mit Blut übergoß, ſich nach und nach verliert und nur noch den Saum der Wolken röthet: ſo iſt auch das Blut, der Mord, aus unſren Unterredungen verſchwunden, und nur zuweilen macht eine Erinnerung daran unſer Geſpräch intereſſanter, und uns ſelbſt geduldiger. Ich

könnte ſagen: wir haben Wort gehalten und keine Bekanntſchaften gemacht; wir ſind uns ſelbſt genug, leben zufrieden, und hoffen auf unſer Grab. Dann dürfte ich, nach einer Sentenz über die Veränderlichkeit des menſchlichen Lebens, über die Schwäche des menſchlichen Herzens, dem Leſer die Hand bieten, ihm Lebewohl ſagen, und wäre ihm ſo entkommen. Die Geſchichte endigte dann wie ein ſchöner Abend in einer lieblichen Dämmerung. Jeder Leſer, auch ſogar ein boshafter, würde uns, weil er uns nicht kennt, alles Gute wünſchen, und, nach ſeiner Phantaſie, und nach ſeiner Theilnahme an uns, zu der Dämmerung unſres Lebens einige Sterne, vielleicht auch den aufgehenden Mond, oder einen Schimmer der Morgenröthe hinzu thun, zufrieden mit uns und mit ſich unſer Lebewohl wiederholen, und uns vergeſſen.

Ich war faſt Willens, das zu thun, und bin auch jetzt noch gar nicht entſchloſſen, es anders zu machen; denn erzähle ich fort, ſo muß ich den Leſer, und er uns, vielleicht in einer dunklen Nacht verlaſſen, in der uns und ihm kein Stern, kein Mond, kein Mor-

gen; oder Abendroth mit ſeinen Strahlen leuchtet. Eine ſchwarze Gewitterwolke, die auch über dem Abend unſres Lebens hängt, drohet uns zu bedecken, und ihren Grimm auf unſre Herzen, deren Nerven alle entblößt da liegen, auszuſchütten.

Hier ſtehe ich vor meinem Schreibtiſche an dem offnen Fenſter. Anne ſitzt vor mir im Garten auf einem Hügel, dem ſie ſelbſt die Geſtalt eines Grabes gegeben hat. Sie nähet, wirft von Zeit zu Zeit ihren Blick über den See weg in das Abendroth, und trocknet ſich mit ihrer Nätherei die Augen. Nicht weit von ihr, mehr zurück, ſitzt Julie, und ach! nicht in Annens geduldiger Stellung. Sie wirſt die Blicke bald an den Himmel, bald an den Boden; macht, wenn Anne das Auge ſanft trocknet, eine heftige Bewegung aufzuſtehen, und bleibt dennoch ſitzen; nimmt ihre Arbeit auf, läßt ſie fallen; legt die Hand an die Stirn, und dann auf das Herz; giebt ſich jedesmal, wenn Anne etwas ſagt, Mühe zu antworten, und ſchweigt dennoch. Mein Louis hat den Hut in die Augen gedrückt, und geht da oben auf der Spitze unſres Wein-

berges umher. Sein Herz iſt das Gegentheil von dem ruhigen Abendhimmel, der ſein Bild nur in dem ſchönen See und in Annens ſtiller Seele abſpiegelt. Er fährt unmuthig mit der Hand über das Geſicht, ſtarrt vor ſich hin, drückt den Hut tiefer in das Geſicht, ſchlägt die Arme ſchnell über die Bruſt, geht auf und auf, als ob er den Weinberg niedertreten wollte, ſchleicht dann wieder langſam, ſingt eine Melodie halb, pfeift auf einmal dazwiſchen, wirft ſich an die Mauer des Weinberges, und ſpringt nach einer halben Minute wieder auf. Dieſe drei Gemälde habe ich vor mir, eben da ich dem Leſer ſagen will: wir ſind zufrieden; und ſo lebe wohl!

Ich wendete mich, wie ich es in zweifelhaften Fällen immer thue, zu einem meiner Griechen, und fand im Leſen die Stelle: „Laſſet uns Niemanden einen Vorwand geben, feig zu ſeyn! Der Feigherzige wird beſtraft; der Standhafte mit Lohn gekrönt, welcher der Tugend würdig iſt.“ Dieſe Stelle bezog ich auf mich, auf meine Kinder, und auf den Leſer. War es nicht feige Weichlichkeit von mir, dem Leſer verſchweigen zu wollen, daß

wir noch immer unglücklich ſind? Mag er doch das Buch unſrer Schickſale troſtlos niederlegen! Wer weiß, ob er nicht das Haupt am letzten Abend eben ſo troſtlos niederlegen muß! Nun, ſo ſoll das Beiſpiel unſres Unglücks und unſrer Standhaftigkeit ihn lehren, ſich nicht allein für unglücklich zu halten, und ſtandhaft zu ſeyn. Auch meinen Kindern wollte ich den Vorwand zu Feigherzigkeit nehmen. Ich las noch eine halbe Stunde fort, um mir den gehörigen Grad von Kälte und Ruhe zu verſchaffen, damit ich ihnen mächtig an das Herz reden könnte. Dann brachte ich meine Bücher über die Seite, und rief ſie alle Drei.

Als ſie kamen, ſtand ich auf, und hob an: „ich möchte mit euch gern etwas reden. Setzt euch." Die Stühle für ſie hatte ich ſchon in einen halben Zirkel hingeſtellt. Ich wußte, daß Louis bei einer ſolchen Gelegenheit immer an das Fenſter trat, und, während ich ſprach, Buchſtaben an die Glasſcheiben mahlte, was uns denn Beide im Reden und Hören ſtörte. Das wollte ich dieſesmal vermeiden.

Ich ſetzte mich nun auch, und ſah meinem Louis feſt und ſtarr ins Geſicht, um

ihn aufmerkſam zu machen. Jetzt, oder niemals in meinem Leben, durfte ich hoffen, eine Rede, die ich halten wollte, zu Ende zu bringen. Ich hatte die Rouleaux niedergelaſſen, und die Tiſche abgeräumt, damit Louis nichts in die Augen oder in die Hände bekäme, das ihn zerſtreuen könnte. Den Hund, der immer an ihn aufſprang, hatte ich vorher zum Zimmer hinaus gejagt. So ſtand mir denn nichts im Wege, und ich konnte reden, ſo lange ich wollte. Aber ich ſpielte mir ſelbſt den ärgſten Streich, durch mein weichliches Herz, das mich ganz von dem Zwecke meiner Rede abbrachte. Der Anfang ging recht gut:

„Da ich gemerkt habe, meine Kinder, und noch alle Tage merke, daß ihr aufs neue vor den Schlägen des Schickſals zittert, ſo habe ich euch zuſammenberufen, um euch zu ſagen: ich glaube, daß ihr fürchtet, was gar nicht fürchterlich iſt. Denn erſtlich kann uns kein Unglück treffen, das größer wäre, als wir es ſchon erfahren haben; zweitens aber brauchen wir hauptſächlich deshalb nicht zu zittern, weil wir die Stärke hatten, das erſte Unglück zu überwinden. Denn iſt es vernünftig, daß

der Sieger eines mächtigen Feindes den ſchwächern, der ſich ihm nähert, fürchtet? Du Julie, haſt das blutige Haupt deiner Mutter geſehen: wie kann dein Herz nun noch für andre Leiden Thränen haben? wie kann ...." — Ich wollte fortfahren; aber Julie ſprang auf, ſchlug ihre Arme um meinen Hals, und ſagte: ja; und eben deswegen darf ich nie wieder lächeln! Mein Geſchick will mich vor dem Verbrechen bewahren, nach dieſem blutigen Anblicke je wieder heiter zu ſeyn. O, meine Mutter! — (ſie fiel in unſerm Kreiſe auf die Kniee) — warum iſt das Herz deiner unglücklichen Tochter nicht auf dem Blutgerüſte gebrochen! Jetzt legte ſie den Kopf in Annens Schooß, und bei dieſem Anblicke war es um meine Rede gethan. „Kinder!" rief ich, und umarmte meinen Sohn — ich würde in dieſem Augenblicke Saſſemont umarmt haben, wenn ich keinen Andern gehabt hätte: ſo erweicht war ich — „Kinder, Gott erbarme ſich unſer! Er gebe uns Muth zu leben und einander zu lieben! Wir haben viel gelitten, und werden, fürchte ich, noch viel leiden. Gott gebe euch Stärke! Ach, ich

bin kraftlos, wie ein Kind. Der kleinſte Stoß wird mich niederwerfen; und — käme er doch nur bald!" Konnte das ihnen wohl Muth machen? Und dennoch that es eine Wirkung, die kaum meine Rede gehabt haben könnte, wenn ich ſie gehalten hätte.

Nein, Vater! rief Louis, und drückte mich an ſein Herz; ſeyn Sie ruhig, ſeyn Sie glücklich! Auch Ihre Kinder wollen das ſeyn. Ja, Vater, ich habe Muth für Alles in der Welt. Sie ſollen nie wieder einen finſtren Blick von mir ſehen. Hier bin ich, Vater; ſegnen Sie mich. Ihre letzten Tage ſollen ruhig und zufrieden in meinen Armen dahin fließen. — Er ließ mich los, hob dann Julien von Annens Knieen auf, umarmte ſie, und ſagte: Julie, habe Mitleiden mit deinem Bruder. Er iſt unglücklicher, als du! Komm, meine Schweſter Julie, komm Anne. Laßt uns den Bund ewiger Freundſchaft und Liebe vor den Augen unſres Vaters ſchließen. Er reichte Julien die Hand. Julie legte zweifelnd die ihrige hinein; dann fiel ſie ſchnell Annen, und ſogleich auch mir, um den Hals. Nein, ſagte ſie leiſe; ich will

an nichts mehr denken, als an das blutige Haupt meiner Mutter, und an Ihre Zufriedenheit, mein Vater.

Sie ſetzten ſich neben mich, und fragten: was machen wir? Ich that meinen Kindern den Vorſchlag, des ſchönen Abends noch ein wenig zu genießen; und wir gingen alle Viere an den See. Louis meinte, wir wollten ein wenig auf dem See fahren; das ſchlug ich ab: durfte Anne Jemanden rudern ſehen? — Wir gingen an dem See hin, und ſetzten uns endlich auf einem Hügel unter zwei große Linden. Wer da geſeſſen hat (und jeder Reiſende verweilt auf dieſem Hügel gewiß eine Stunde), wird ſagen, daß hier die Ausſicht das allerreitzendſte Bild der Ruhe, der Schönheit iſt. Die Stadt wird durch eine Reihe Pappeln verdeckt. Man ſieht nichts als den See, in deſſen ruhigen Spiegel ſich der Himmel und die frohe, ſchöne Gegend tauchen. Ueberall heben ſich Weinberge mit ihren hellgrünen Kränzen hervor, und laſſen die dunkelgrünen Thäler, in deren reichem Schooße ſie ſtehen, nur ahnen. Die Hälfte des Himmels war von der ſcheidenden

Sonne in ein lichtes Roth gekleidet, und das ſchöne Bild dieſer Hälfte ſahen wir im See noch einmal. Es war, als ſäßen wir Viere auf unſrem Hügel im Mittelpunkte der Schöpfung, und hätten die ganze Kugel des Aethers um uns her. Die Gletſcher zeigten ſich nur als dunkle Punkte an der rothen Kugel des Himmels. Die Täuſchung wurde dadurch noch vermehrt, daß der Hügel dicht am Waſſer liegt. Man glaubt auf der Spitze, wo wir ſaßen, den See, der die Hälfte des Hügels umgiebt, gerade unter ſich zu haben. Ein Nachen, mit zwei ſehr guten Flötenſpielern, kam jetzt am Ufer durch das ſchwankende Rohr herab, und ging langſam unter unſren Füßen weg. Die ſanften Flötentöne ſchienen aus der Tiefe des leuchtenden Himmels unter uns im See zu kommen, und machten unſre Herzen ſtill und heilig. Wir athmeten langſam, und ein Lächeln der Ruhe, der Liebe, ſchwebte auf unſren Geſichtern. Sogar Anne konnte nicht widerſtehen; ſie lehnte ſich ſanft an den Raſen, der hinter uns zur Wand diente, und lächelte zum erſtenmale wieder. Ich glaube, ein Vatermörder hätte bei dieſem Anblick,

unter dieſen Tönen, eine Minute lang an die Liebe des Himmels glauben müſſen. — Auf einmal hörten wir, zu der noch ſtilleren Begleitung der Flöten, aus dem Aether unter uns herauf eine ſanfte Mädchenſtimme die Worte ſingen:

Heiße, ſtille Liebe ſchwebet
Rings um alle Welten hin;
Wo ein Herz in Thränen bebet,
Wo die Bruſt in Schmerz ſich hebet:
Da verweilt die Tröſterin;
Da wehn ihre ſanften Schwingen
Jeder Wunde Kühlung zu,
Und ins Herz voll Leiden bringen
Hoffnung und Geduld und Ruh.

Anne reichte mir ihre Hand; ich gab die andre meinem Louis, und er faßte die Hand meiner Julie. Welcher Schmerz konnte dieſer Zauberei widerſtehen! In dieſer Minute waren wir gewiß glücklich. Wir horchten noch ſo lange, als wir die Flötentöne vernehmen konnten.

Ich hielt dies für den rechten Augenblick, meine Kinder und ihre Herzen auf ewig zu vereinigen. „Laßt uns aufrichtig ſeyn!" hob ich an; „Julie, ſag mir jetzt, warum biſt du un-

glücklich? was iſt dir?“ Anne zupfte mich am Rocke. Ich ſah ſie an, und ſie ſchüttelte, doch nur ganz unmerklich, den Kopf. Zwar begriff ich nicht, was das ſollte; aber es machte mich doch furchtſam, in meinen Fragen fortzufahren, beſonders da Julie mich ängſtlich anſtarrte, und mit bebender Stimme antwortete: nichts, nichts, mein Vater! — Louis ſah Julien und dann mich wechſelsweiſe an. Er fragte: wie denn Julie? biſt du nicht glücklich? Anne, was fehlt denn Julien? — Wie du auch fragen kannſt! Denke doch nur an ihre Mutter! — „Nein,“ hob ich wieder an; „das meine ich nicht.“ — Anne zupfte mich zum zweitenmale, und ich ſchwieg. Die beiden Mädchen ſtanden auf (Anne zuerſt), und gingen ſchnell den Hügel hinunter. Ich folgte mit Louis langſam nach. Er fragte mich noch einmal: was meinten Sie denn, lieber Vater? Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, und antwortete etwas Unbeſtimmtes. Er ging nachdenkend bei mir her und nach Hauſe. Julie und Anne blieben noch eine Stunde im Garten, und ich hörte ſie heftig mit einander ſprechen. Louis ſchien ganz un-

befangen; er blies das Lied, das wir gehört hatten, auf der Flöte nach, und ich ſchrieb den Text dazu auf, ſo gut ich konnte.

Was Julien fehlt, kann ich leicht errathen; aber nicht, was mein Sohn haben mag. Anne hat mir Juliens Geheimniß, das ich freilich ſchon ahnete, entdeckt. Julie liebt meinen Sohn mit der ganzen Kraft eines Herzens, das durch Leiden ſo reitzbar geworden iſt; und ich — ich bin auch daran wieder Schuld, ſagt Anne. Nun freilich habe ich gegen Julien geäußert, daß ich wünſchte, ſie als die Gattin meines Sohnes zu ſehen. Schon oben erzählte ich, wie ſie mir um den Hals fiel und ihre Finger auf meinen Mund drückte. Sie ſtand, wie Anne nachher von ihr erfuhr, in dem Irrthume, ich äußerte meines Sohnes Wünſche; und ſein Betragen mochte den Irrthum unterſtützen. Ihr weiches Herz beſchäftigte ſich gern mit dem Gedanken, die Gattin meines Sohnes zu werden. Er ging mit ihr um, wie ein Bruder mit der geliebten Schweſter, und zeigte ihr das allerhöchſte Vertrauen. Wie konnte er auch anders? Sie gehörte ja zu uns; ſie war

ja meine Tochter. Julie allein ſieht ſich gegen ihn in einem andren Verhältniſſe; ſie hält ſein Wohlwollen, ſeine Freundſchaft für Liebe, und giebt ihm ihr Herz, das ich ſelbſt für ihn fordere.

Sie waren immer beiſammen, und arbeiteten mit einander, für einander. Ich glaubte geſiegt zu haben, und Anne glaubte daſſelbe. Julie ſchwieg, und Anne ehrte ihr Schweigen, weil ſie ſelbſt wußte, daß die erſte Liebe furchtſam iſt. Auf einmal bleibt Louis ſtundenlang von Hauſe, und iſt unruhig, heftig. Er behandelt zwar Julien noch immer mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit; aber doch ſtellt ein fremdes Weſen ſich zwiſchen ihre Herzen. Julie forſcht vergebens nach der Urſache ſeiner Unruhe, ſeines Umherſtreifens. Sie glaubt, unſer Leben ohne Thätigkeit gefalle ihm nicht, und ſagt uns das ſogar. Ich ſpreche mit Louis darüber; aber das war es gewiß nicht. Wir rathen auf tauſend Dinge, die ihm begegnet ſeyn könnten, und wir treffen das Wahre nie.

Endlich dringt Julie in ihn, und Beide kommen in ein leidenſchaftliches Geſpräch.

Das weiche, heiße, heftige Herz des Mädchens legt ſich voll Liebe an das ſeinige, und wird zurückgeſtoßen. „Zurückgeſtoßen," ſagte ſie zu Annen, als ſie es der endlich erzählte: „das wollte ich noch ertragen. Aber, ach! er ſah nicht einmal, daß ich ihn liebe. Ich bin oft zurückgeſtoßen in der Welt; an Härte und Grauſamkeit iſt mein Herz gewöhnt. Aber er ließ mich kalt da ſtehen, wendete ſich kalt aus meinen Armen, von meinem Herzen, und ging, ohne nur durch einen mitleidigen Blick den Schmerz zu beklagen, der mich ergriffen hatte."

Louis kam wieder, eben ſo innig, eben ſo zutraulich, wie ſonſt, zu Julien. Sie war jetzt mehr in ſich zurückgezogen; denn die jungfräuliche Schamhaftigkeit mußte ihr Herz mit einem dichten Schleier bedecken. Louis fragte uns, was Julien fehle; wir wußten es nicht. Er fragt ſie ſelbſt; und ſie läugnet ihren Schmerz. Als er in ſie dringt, öffnet ſie ihr Herz zum zweitenmale gegen ihn, freilich ſchmerzvoll, und wie das Herz eines Mädchens ſich in einem ſolchen Falle öffnen kann. Louis, der unglückliche Jüngling, verſteht ſie zum zweitenmale nicht. Nun fährt ihr Herz ſchnell

zuſammen, und verſchließt ihre Liebe, ihr Leiden, in ſich ſelbſt.

Auf einmal war Julie gänzlich verändert; ſie hatte das holde Zutrauen zu ſich und zu uns verloren. Die alten Wunden brachen mit der neuen ſchmerzhafter wieder auf. Sie wurde bleich, wenn man ſie anſah; ſie zitterte, wenn man ihre Hand ergriff. Ach, ſie glaubte, jeder von uns hätte geſehen, was ihr Herz empfand, und daß es zweimal abgewieſen war. Jeder Blick, den man auf ſie warf, ſchien ihr den Schleier wegzureißen, mit dem ſie ihr Geheimniß, und auch die Wunden ihres Herzens bedeckte. Es gehörte lange Zeit dazu, eh ſie endlich einſah, daß wir ihren Schmerz nicht kannten. So oft ſie zu mir in das Zimmer trat, bejammerte ich ſie. Was aus ihrem zu Boden gerichteten Auge ſah, war nicht ein Blick des Leidens; nein, der Demuth, der Zerknirſchung, der Reue und Scham. Sie ſtand da, wie ein Kind, das ſeine Eltern verſtoßen haben.

O, ſpotte Niemand darüber, daß dieſe Wunde ihr ſchmerzhafter war, als die der Anblick des gewaltſamen Todes in Dijon ihr

ſchlug! Dort verfolgten ſie Feinde; hier hielt ſie ſelbſt, unbeſonnen, ihr Herz dem Stoße entgegen, den ihr Freund, ihr Bruder, ihr Alles, führte. Dort milderten den Schmerz Haß und Zorn; hier mehrten ihn Liebe und Beſchämung. Es fiel indeß ein neuer Funke von Hoffnung in ihre Seele, als ſie erſt wußte, daß Louis ihre Liebe nicht kannte. Jetzt hütete ſie ſich mit Sorgfalt, auch nicht Einen Strahl von Liebe aus ihrem Herzen hervor zu laſſen, das ſich alle Tage gegen Louis öffnete. Anne merkte ſo wenig etwas, wie ich. Ich erſtaune in der That über den Muth des Mädchens. Sie ſaß am Tiſche neben Louis. Er ſuchte, wenn er zu Hauſe war, und nicht allein blieb, ihre Geſellſchaft auf; gab ihr ſo viele tauſend Veranlaſſungen, ſich zu verrathen; nannte ſie: du, Geliebte, Schweſter, Freundin; ging mit ihr allein, und küßte ſie, wenn er kam, oder ging. Sie mußte ſein Flötenſpiel mit ihrem Geſange begleiten. Er fuhr mit ihr auf dem See, und zwar immer allein, weil Anne nicht rudern ſehen konnte, ohne über Bordens Tod zu weinen. Noch Abends, wenn Anne mir

etwas vorlas, ging er mit ihr in den Weinbergen umher; und jedesmal, wenn er zurückkam, ſagte er zu ſeiner Schweſter: ich weiß nicht, was du willſt! Julie iſt wahrhaftig glücklich.

Sie ſchien auch wirklich nach und nach heiterer zu werden. Louis Freundſchaft, die durch ihre Trauer zärtlicher geworden war, ſchien aufs neue ihrem Herzen Hoffnungen zugeführt zu haben. Aber auf einmal, mit Einem Schlage, war Beider Heiterkeit verſchwunden. Julie verſank in eine ſtille Schwermuth, in einen verzehrenden Gram; Louis hingegen tobte, grollte, war heftig, empfindlich, reitzbar, ſatiriſch, unſtät. Wir, ich und Anne, glaubten, Beide hätten ſich entzweiet; und wir lächelten einander zu, wenn Julie ſo in Trauer verſunken da ſaß, Louis aber am Fenſter ſtand, und nach und nach immer ſtärker an den Fenſterſcheiben trommelte, ſo daß ich ihm ſagen mußte: mein Sohn, laß doch die Scheiben ganz!

Die Sache wurde aufs neue räthſelhaft, als Louis und Julie ohne alle Anſtrengung freundlich mit einander ſprachen, und ihre

Empfindungen dieſelben blieben; noch räthſelhafter, als Louis auf einmal fröhlich wie ein Gott wurde, und vor Freude lauter verkehrte Antworten gab, Julie aber noch tiefer in ihren Gram verſank, und unter den Tönen ſeiner Freude ſichtlich verging.

Louis war wenig mehr zu Hauſe; und fragte jemand von uns: wo mag er hingehen? ſo antwortete Julie nur mit einem Seufzer. Auch Louis fing wieder an zu grollen, und war offenbar eben ſo wenig glücklich, wie Julie. In dieſe Zeit fiel nun meine Rede, die uns vereinigen, die unſer Glück wieder herſtellen ſollte. Anne, wie der Leſer weiß, zupfte mich am Rocke, als ich Julien fragte, was ihr fehle.

Noch dieſen Abend ſpät kam Anne zu mir, und erzählte mir einen Theil von dem, was ich dem Leſer ſo eben geſagt habe. Julie hat Annen ihre Liebe entdeckt, und zugleich geäußert, was uns Beiden ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Louis irgend ein Mädchen in der Nachbarſchaft liebe. Woher Julie das weiß, will ſie nicht geſtehen.

Das iſt mein gegenwärtiger Zuſtand, lie-

der Leſer; das iſt die ſchwarze Wolke, die ſich über meinem Abend zuſammenzieht. Ich zittre, weil ich vorausſehe, was noch kommen wird. Louis hat mir in einer ſehr ernſthaften Unterredung, die ich mit ihm gehabt habe, endlich geſtanden, daß er liebt. Ich wurde bleich, als er das Wort ſagte. Alſo war denn Julie zuerſt von uns geopfert! „Und," fragte ich mit einem von Thränen gedämpften Tone, „wie heißt deine Geliebte?" — Mein Vater, erwiederte er, und faßte meine Hand: dringen Sie nicht in mich. Noch kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß ich liebe, daß ich wieder geliebt werde. Ja, ich hoffe es, mein Vater. Ich hoffe um Ihres Glückes willen, daß ich geliebt bin!

Alle meine Bitten, daß er mir die nähern Umſtände entdecken möchte, waren vergeblich. Mein Vater, ſagte er, ich verſprach Ihnen, nie Ihren Nahmen zu nennen, nie einen Menſchen mit Ihnen und Ihrem Schickſale bekannt zu machen. Ich habe Wort gehalten; meine Geliebte weiß nicht einmal, daß Sie in der Welt ſind. Aber ſie hat von mir daſſelbe Verſprechen verlangt; ich habe es gegeben, und muß es erfüllen.

„Mein Sohn,“ ſagte ich ernſt; „bringe kein Mädchen unter uns, deſſen Herz nicht ſo einfach wäre, wie die unſrigen, und das wir nicht lieben könnten. Ich hatte den Wunſch, daß ...“

Er küßte mir ehrfurchtsvoll die Hand. Sie hat ein Herz, wie wir, und iſt unſer werth. Glauben Sie mir das, mein Vater!

„Du haſt Geheimniſſe vor ihr, mein Sohn; das ſetzt doch Zweifel an deiner Seite voraus.“

Ich nicht, mein Vater, ſondern Sie. Darf ich ihr ſagen, wer wir ſind? Ach, ſchon oft hat das mein Herz gedrückt.

„Nein, Louis. Erſt will ich ſehen, ob ſie für unſre Geheimniſſe paßt. Ich verbiete dir, ihr etwas zu ſagen. Aber du äußerſt Zweifel an ihrer Liebe! Würdeſt du an meiner, oder an Juliens Liebe zweifeln? (Ich ſprach den Nahmen Julie mit Bedeutung.) Wie könnteſt du das, wenn ſie dich liebte, wie wir dich lieben!“

Er legte die Hand an die Stirn, und ſagte betrübt: was bin ich denn, daß dieſes Mädchen mich liebt! dieſes Mädchen, mit ſolchem hohen Reitz der Seele! Ja, ich zweif-

le, Vater; und dann am meiſten, wenn ſie mir den Reichthum ihres Herzens und ihrer Liebe öffnet. Sie hat Geheimniſſe, ſogar vor mir. Und das macht mich unglücklich, ſo oft ich mir auch ſage, daß ich gegen ſie in glei-chem Falle bin. Es wird ſich entſcheiden, und bald.

Das war Alles, was ich herausbrachte: nichts, als die Gewißheit unſres Unglücks. Ich hielt Julien ſchon für verloren. Wird ihr weiches Herz, dachte ich, dieſen Schlag aushalten? Anne, der ich Alles erzählt habe, ringt die Hände. Ich bin entſchloſſen, mein kleines Vermögen mit meinem Sohne zu thei-len. Seine Geliebte gefällt mir nicht, ſo wenig ich auch von ihr weiß. Er mag ſich in unſrer Nähe ankaufen, und dann will ich meine letzten Tage verwenden, die unglück-liche Julie zu tröſten. Ich fühle, daß mein Sohn einen Theil meines Herzens mit ſich nehmen wird; aber ſoll ich vor Juliens Au-gen ein Glück hinſtellen, nach welchem ihr freudenloſes Herz vergebens ſich ſehnte? Oder kann ich ihr ſagen: zieh weg, du Unglückliche! mache der Glücklichen Platz, durch die du

elend wirſt? Nein, ſie bedarf nun unſrer Herzen, unſrer Liebe, doppelt. Mein Sohn kann ohne mich glücklich ſeyn; aber Julie würde ohne mich vergehen. Ich muß ihn aufopfern, ſo ſehr ich ihn auch liebe.

„Ach," rief ich hier; „wenn ſie nur erſt bleich in meinen Armen läge! wenn nur erſt die ſchreckliche Nachricht ihr Weſen erſchüttert hätte!" — Ich zittre vor dem entſetzlichen Augenblicke, da wir ihr ſagen müſſen: er iſt für dich verloren. Anne hat das Geſchäft übernommen, für das ich zu weich bin. Während, daß ſie vor Juliens Augen den Vorhang der Zukunft aufrollt, will ich das Haus verlaſſen, und mich auf den Hügel am See ſetzen. Ich bitte den Himmel, daß die ſanften Töne des Troſtes wieder aus der Tiefe zu mir heraufſchallen mögen; ſie würden mich zum zweitenmale tröſten.

Es iſt geſchehen! Arme, arme Menſchen! — Hätte Julie ihn weniger geliebt, ſein Herz würde ihr nicht entgangen ſeyn. Ach, ihre Liebe war eine unſcheinbare Nachtviole, an deren duftendem Kelche man undankbar vor-

übergeht: ſie war nur Geduld bei ſeiner Kälte, nur ſtille Treue, nur verborgne Sehnſucht. Juliens Herz offenbarte ſich nur durch ſich ſelbſt, durch Liebe. Sie wußte nichts von allen den kleinen Künſten, ſich durch Launen, durch Gezänk, durch Anmaßungen, intereſſant zu machen; oder ihre Liebe verſchmähete ſie. Ihr werdet ja am leichteſten verkannt, ihr ſtillen Herzen, ihr geduldigen Seelen, mit der heimlichen, ſchöneren Gluth der treuen, verſchwiegenen Sehnſucht! Ach, weil ihr die Erde für den Tempel der Liebe, der Treue hieltet, gehet ihr wieder aus ihr weg, ohne daß eine andre Bruſt ſich an die eurige legte, ohne daß ein andrer Blick, als höchſtens des Mitleidens, oder wohl gar des Hohns, ſich auf euch heftete. Nur in Romanen iſt eure glänzende Rolle, nicht im Leben; da vergeht ihr, oder der Zufall verſchenkt euer Herz an einen Mann, der nicht fühlen, nicht lernen kann, wie viel ihr werth ſeyd. Ihr wendet eure Blicke von der Erde ab, die euch verkennt, und hofft mit Freude auf den Augenblick, da Staub des Grabes eure treue Bruſt bedecken wird. Arme Julie, armes Mädchen!

Nein, ſie kann es nie wagen, ihren Blick nach einem Herzen über unſren kleinen Kreis hinaus zu werfen. Wenn mein Sohn ihr Herz, ihre Liebe nicht ſieht, ſo iſt ſie verloren; denn die übrige Welt gehört mit zu den Mördern ihrer Mutter. Sie iſt nun allein; das weiß ſie, und hat ihre Seele geduldig (was haben dieſe Herzen anders als Geduld!) dem hoffnungsloſen Schmerze hingehalten.

Anne hat mit ihr geſprochen. — Sie ſetzen ſich Beide unter die finſtern Tannen. Anne iſt bewegter, als gewöhnlich. Julie betrachtet ſie, fällt weinend in ihre Arme, und erräth ihr Unglück ſchon, ehe noch Annens Lippen ſich öffnen. Nicht wahr, ſagt ſie; ich bin verloren? „Julie,“ erwiederte Anne: „der Himmel wollte unſre Herzen unaufhörlich an einander binden; darum gab er uns ein gleiches Schickſal, Einen Schmerz.“

Einen? (Sie ſchüttelt den Kopf.) Ach, wenn er mich nur liebte, und ich lebte da auf dem entfernteſten Sterne — ſieh, Anne, ich könnte doch meine Blicke freudig durch die Himmel werfen, und fragen: wo iſt er? auf welchem Sterne? Das kannſt du, Anne;

aber ich muß meinen Blick allein auf meinen Schmerz heften. Wir haben nicht Einen Schmerz, meine Anne; wie wollteſt du ſonſt noch leben?

„Julie, die Liebe iſt nicht ewig; ſie vergeht! Auch deine Liebe wird vergehen, theure Julie.“

War das dein Troſt, Anne, als Borde mit ſeinen Henkern ging? O, ich bitte dich, ſage das nicht wieder! Ich würde noch elender ſeyn, wenn ich dir glaubte. Laß mir den Troſt, daß dort eine Stunde kommen muß, wo er eine Thräne für meinen Schmerz, für meine Treue hat. Aber rede nur, Anne, rede nur. Nicht wahr, er liebt? nicht wahr, er hat es geſtern unſrem Vater geſagt? Der Vater war ſo bewegt!

Eine ſtille Umarmung war Annens Antwort.

Und wen? fragte Julie, ihr Haupt langſam empor richtend.

„Ich weiß es nicht, Julie. Aber ſey ruhig. Du ſollſt ſie nie ſehen, Liebe. Er verläßt uns, und du wirſt bei uns bleiben.“

Nein, Anne! ſagte Julie ernſt; ich will

den Sohn nicht um den Vater bringen. Und, Anne, was kann ich denn noch verlieren, da ich ihn verloren habe! Wäre es nicht Spötterei, boshafte Spötterei mit dem Elende, wenn man den Unſchuldigen in Feſſeln legte, in ein dunkles Gefängniß würfe, und ihm zum Troſte ſagte: wir wollen die Mauern deines Gefängniſſes mit den Tapeten des Zimmers behängen, worin du glücklich warſt? In ein Leichenzimmer gehören ſchwarze Tapeten, eine finſtre Lampe, ein Seufzer, und ein Herz, das nicht mehr ſchlägt. Laß mich! Für mein Daſeyn iſt jeder Ort gleich. Was fragt der Todte darnach, ob ihr ſein ſtarres Haupt auf ein ſammetnes Küſſen legt, und ob ihr ſeinen Sarg mit Blumen ſchmückt! Nein, ich kann nicht hier bleiben. Mein Troſt iſt eine andre Welt. Ich werde zufriedner leben, wenn ich nichts mehr ſehe von dem, was ich geſehen habe. Er ſoll hier bleiben, er; nicht ich!

Anne hoffte, ſie zu überreden, wenn der erſte Schmerz gelindert wäre. Sie nahm Juliens fallendes Haupt an ihre Bruſt, und ſagte ſanft: „iſt denn die Freundſchaft nichts?

kann denn nicht auch mein Herz dich lieben? Soll ich wieder einſam und allein leben? O Julie, ſo laß meinem Vater den Sohn. Mögen ſie Liebe und Glück haben; wir wollen der Freundſchaft und dem Schmerze treu ſeyn. Ich fühle, daß ich mich niemals von dir trennen kann."

Beide umarmten ſich, und drückten die verlaſſenen Herzen feſt an einander. Arm in Arm gingen ſie noch eine Stunde unter den Tannen auf und ab, bis die Nacht herauf kam. Anne hat mir die Unterredung erzählt, und ich habe tief geſeufzt.

Unſer Entſchluß iſt nun gefaßt. Louis heirathet ſeine geheimnißvolle Geliebte. Er hat auch ſeiner Schweſter von dem Mädchen erzählt, und es gefällt ihr eben ſo wenig, wie mir. Ach, ich fürchte, daß auch Louis nicht glücklich ſeyn wird. Wie kann er es ſeyn, wenn ſein Herz an ihrer Liebe zweifelt? und wie zweideutig muß das Mädchen nicht ſeyn, da meines Sohnes einfaches Herz an ihrer Liebe zweifeln kann! Ja, unſer Entſchluß iſt gefaßt. Er mag ſie heirathen! Mich ſoll er

aber nicht wieder aus dem engen Kreiſe mei- nes Lebens wegziehen, auf den er wohl ange- ſpielt haben mag, als er zu Annen ſagte: ſeine Geliebte haſſe nichts mehr, als Unthä- tigkeit; ſie ſey für die Welt, für Arbeit, für Thaten, für Größe geſchaffen. Mag ſie das ſeyn: ich bin es nicht; Anne und Julie ſind es eben ſo wenig. Wohl! ihr Kreis ſoll den meinigen nicht berühren. Ich will ihm die Hälfte meines Vermögens geben, und, wenn er mehr verlangt, auch das. Es iſt mein Glück, daß ich ſo wenig brauche. Sehen will ich das Mädchen nicht, ſo weh es mir auch thut. Louis ſah mich ſcharf an, als ich ihm das ſagte. Ich wurde ängſtlich. Aber kann ich anders? darf Julie ſeine Geliebte ſehen? Ich umarmte meinen Sohn, und ſagte ihm: „ſobald ſie deine Frau iſt, ſollſt du meine Gründe wiſſen. Du wirſt finden, daß nicht Kälte, ſondern Liebe mich dazu bringt. Es geht etwas vor, daß du nicht wiſſen darfſt, mein Sohn. Anne wird dir eben daſſelbe ſa- gen." — Nicht ſehen? erwiederte er betreten; iſt es dahin gekommen? Er wendete das Ge- ſicht ab. Ich fürchtete, auch ſein Herz möchte

ſich in dieſem Augenblicke von mir abwenden, und ergriff ihn ſchnell. „Höre," ſagte ich, „wenn du Muth haſt! Julie liebt dich, und vergeht vor Kummer." Er wurde bleich und zitterte. Liebt mich? Das alſo iſt das ſchreckliche Geheimniß? O, mein Vater, Gott Lob, daß Sie endlich reden! Ihre und Annens Kälte gegen meine Geliebte hat Gift in meine Bruſt . . . Ach, jetzt begreiſe ich. Die Unglückliche liebt mich! — Er bedeckte die Thränen in den Augen mit der Hand. Nein, ſagte er leiſe; Julie darf ſie nicht ſehen. Zum Glück weiß ſie noch nichts. Ach, mein Vater, ich betrachtete mich ſchon, als von Ihnen verſtoßen. Annens Kälte, wenn ich ihr mein Herz öffnen wollte, (und wie oft wollte ich das nicht!) die geheimen Vorwürfe, die Sie meiner Liebe ſchon lange gemacht haben, Ihre bitteren Anſpielungen darauf . . .

„Wer? ich? ich hätte dir ſchon lange Vorwürfe gemacht? Daß du liebſt, weiß ich ja erſt, ſeitdem du es mir geſagt haſt!"

Er ſah mich befremdet an. Ich hatte ihm wirklich zuweilen Vorwürfe gemacht, daß

er uns ſo oft verließe. Das ſah ich Juliens wegen nicht gern; er ſtand aber in dem Irrthume, wir haßten ſeine Geliebte. Als wir uns gegenſeitig erklärt hatten, begriff er ſelbſt, daß Julie geſchont werden müſſe. Auch ging das leicht an, da ſeine Geliebte, einigen Worten zufolge, die ihm entfielen, vielleicht von uns eben ſo wenig hoffte, als wir von ihr. Ich und Anne, redeten wir ab, wollten bei der Trauung in unſrer Kapelle Gottes Hülfe zugegen ſeyn, und Julie ſollte gar nichts wiſſen. Ach, ſo gern ich auch die Braut meines Sohnes ſchon früher ſähe, ich muß es mir verſagen, bis an den Tag, da ich ſeine Hand in die ihrige legen werde.

Das iſt mein Zuſtand. Iſt es nicht, als ob wir wieder unter der Brücke ſäßen zwiſchen der Gränze des Elendes und der Rettung? — — Anne, die mit Louis geſprochen hat, ſagt mir eben: ſeine Braut müſſe ein edles Mädchen ſeyn. Und wenn auch! Werde ich vor Juliens Thränen mich ihres Lächelns freuen können? Konnte ich an dem Sterbebette meiner Gattin mich über die Rettung meiner Töchter freuen?

„Durch das Alles werden ſie beſſere Menſchen.“ Das iſt mir ſchon zehnmal eingefallen; aber ach, ich habe es nur mit halben Worten und mit halbem Herzen geſagt. Oder heißt das beſſer werden, wenn der Menſch ſeinen Blick von dem Leben abwendet, weil es ihm nichts iſt, als eine brennende Sandwüſte? heißt das beſſer werden, wenn er den Sammiel-Wind des Unglücks ſtehend erwartet, weil er den Muth nicht mehr hat, niederzufallen und den Tod noch einmal über ſich weg gehen zu laſſen? Nein, ich hadre nicht mit der Vorſehung; ſie gab uns das Grab mit dem Schmerze, und — O, ich möchte Julien gleich jetzt darum fragen, ob ſie wohl Luſt hätte, mit den Menſchen zu tauſchen, die durch das Leben gehen, wie über einen Jahrmarkt, mit der Hand auf der Taſche; die in jedem, der neben ſie tritt, einen Betrieger fürchten; die das Leben verlaſſen, ohne daß ihr Herz durch etwas Andres in Bewegung gekommen iſt, als durch das Blut, das ihre Adern füllte; die im Tode nichts zu beweinen haben als das Leben, das ſie verlieren; die kein Herz zu-

rücklaſſen, auf keines hoffen, das ſie wiederfinden werden. Iſt der Schmerz, würde ich Julien ſagen, nicht der beſſere Stempel deiner höheren Natur? iſt nicht jede Thräne, welche in dieſem Leben durch nichts abgetrocknet werden kann, der fruchtbare Regen, der die Keime der Hoffnungen für eine beſſere Welt entwickelt und reif macht? Wollteſt du ihn lieber haſſen, unglückliches Mädchen, weil Haß nicht ſo ſchmerzt, wie eine hoffnungsloſe Liebe? Das möchte ich ihr ſagen, wenn nicht ihr bleiches Geſicht, ihre Seufzer mir den Muth zu Allem, außer zu Thränen, nähmen. Ich fühle, daß ich den Himmel anklagen würde, wenn ich ihn gegen ihre Trauer in Schutz nehmen wollte. Mein Herz war zur Freude geſchaffen; warum, ach! warum gab das Geſchick mir ſolches Leiden, oder warum machte es mein Herz nicht ſtärker!

So iſt es! O, lieber Leſer, ſpotte nicht über den Schmerz eines zu weichen Herzens. Biſt du ſtärker, ſo danke dem Himmel dafür!

Guter, heiliger Gott! was iſt der Menſch! Lieber Leſer, was iſt der Menſch! was ſein Geſchick! Noch immer werfe ich die Feder wieder hin, und will hinaus ins Freie. Ich vergeſſe jeden Augenblick, daß ich euch noch etwas ſagen muß; daß ich euch ſchon etwas geſagt habe. Es wird langſam gehen; aber ich will meine Begebenheit vollenden, ſo ſchwer es mir auch jetzt iſt, zu ſchweigen und zu reden. Wo fang ich an? frag' ich mich ungeduldig; wo höre ich auf? — Am liebſten ſagte ich euch in zwei Worten mein weiteres Schickſal, und dann ein kurzes Lebewohl. Aber ich will mir Zeit nehmen.

Etwa einen Monat nachher, als wir hier angekommen waren, wollte mein Louis nach einem anderthalb Meilen von uns entlegenen Dorfe gehen, um einem Volksfeſte beizuwohnen, das einige Gemeinen zum Andenken ihrer erworbenen Freiheit feierten, und von deſſen ſonderbaren Gebräuchen man bei uns viel geſprochen hatte. Auf dem Wege dahin lag

ſeitwärts eine einzelne Hütte, vor der ein Bauermädchen ſtand. Louis ſah, daß ſie mehrere von den vielen Vorübergehenden anredete. Sie ſchien etwas zu bitten; es wurde ihr aber abgeſchlagen. Louis ging ſchon, ehe er an das Haus kam, vom Wege ab, auf ſie zu, um ihr die Bitte, die ihr jetzt immer ſchwerer fallen mußte, zu erleichtern. Sie kommt ihm einige Schritte entgegen, und ſagt: habt Ihr wohl eine halbe Stunde Zeit für einen Unglücklichen? Der Ton ihrer Sprache, ihre Stellung, ihre Schönheit, ihr Anzug — ſie trug zwar die Kleidung einer Bäuerin, aber in einer ſehr reitzenden Form — kurz, der Anblick des Mädchens macht meinen Louis beſtürzt. „Für einen Unglücklichen,“ antwortet er, „habe ich mein ganzes Leben Zeit.“ Sie geht neben ihm her zu der Hütte, und ſagt dabei: mein ſterbender Vater möchte gern noch einmal in die Sonne. Ich bitte Euch, helft mir ihn herausſchaffen. Louis trat hinter ihr in das Haus und in das Zimmer. Ein Greis, der auf einem reinlichen Bette liegt, ſtreckt ihr die Arme entgegen, und ſagt: „iſt endlich jemand

menſchlich genug, einem Unglücklichen noch einmal den Anblick der Sonne zu geben?" Sie faßt lächelnd ſeine Hand, richtet ihn ſanft auf, und trägt einen weichen Stuhl vor die Thür in den Schatten eines Kaſtanienbaumes. Louis hebt den Alten aus dem Bette, umfaßt ihn mit einem Küſſen, trägt ihn ſo hinaus, und ſetzt ihn in den Armſtuhl vor die Hausthüre. Nun ſagt das Mädchen mit einer kleinen Verbeugung: „ich danke Euch, mein Freund. Der Himmel wird ja wieder einen Menſchen vorüberführen, wenn mein Vater hinein will!" Louis geht, blickt aber zurück, und ſieht das Mädchen mit ihrem Vater beſchäftigt. Er kehrt zurück, und hört, daß ſie dem Greiſe nur eine bequemere Stellung gegeben hat. Ich dachte, ſagt Louis, Ihr hättet meine Hülfe nöthig. Und wenn Euer Vater nun gern wieder hinein wollte? Die Luft iſt heute rauh. Mein Geſchäft hat keine Eil. Ich kann ja hier eine Stunde ruhen, auch zwei Stunden, wenn es ſeyn muß. Er ſetzt ſich neben dem Alten unter den Kaſtanienbaum; das Mädchen ſitzt auf der andren Seite, und arbeitet.

Ich habe, fängt der Greis an, ſchon ſeit zwei Stunden auf dieſen Augenblick gehofft. Und wahrhaftig, ſetzt er lächelnd hinzu, Euch kann die Hoffnung Jahre warten laſſen, mich nur Minuten. Es iſt unbarmherzig. Wie Viele haſt du nicht um dieſen Dienſt gebeten, mein Kind! Der Menſch iſt hart, von Natur hart.

„Ich glaube, er iſt mehr unglücklich, als hart," erwiedert das Mädchen. „Hätten die Menſchen nie einen Unglücklichen geſehen, und nun zeigte ſich endlich einer: ſie würden ſich darnach drängen, ihm wohlzuthun. Jeder hat ſeine Laſt ſelbſt; warum ſoll ich, denkt er, noch fremde tragen helfen? Gewiß, der Menſch iſt nicht hart, ſondern unglücklich. Das ſagte ſie in einem feinen Tone, der ihren Worten doppelten Reitz gab, und hatte dabei die Augen auf ihre Arbeit geheftet. Nur von Zeit zu Zeit ſah ſie ihren Vater an, ob er etwas bedürfte. Louis konnte nicht aufhören, ſie zu betrachten.

Es iſt ſeltſam, fing der Alte wieder an; man hat doch n i e zu lange gelebt! Noch immer wünſcht man etwas, wäre es auch nur

eine Kleinigkeit, z. B. noch einmal in der Natur zu ſeyn. Aber Einen Wunſch muß der Tod doch endlich abreißen; der Menſch wird nicht fertig mit Wünſchen.

„Wie mit Hoffen, mein guter Vater. Beides macht das Glück des Lebens aus.“

Wie wenige Wünſche werden erfüllt! ſagte der Greis.

„Was thut es! Man fällt, wie ein Kind, das lange Weile hat, von dem Einen auf das Andre. Dieſe Hoffnung verſinkt, jene ſteigt wieder empor: wie die Sonne auf- und untergeht. Wer noch klagt, wer noch ſagen kann: das habe ich gewünſcht, das wünſche ich jetzt; der iſt nicht unglücklich: aber wer dem Geſchick und den Menſchen eine ruhige Miene, ein Auge ohne Thränen entgegen bringt, weil er aufgehört hat, zu wünſchen; wer ſeine Wunde verhehlt, Allen, welche ſie ahnen, zulächelt, und ſagt: es iſt nichts! — der iſt unglücklich.“

Man ſollte es nie ſo weit kommen laſſen, meine Sophie. Die Menſchen können uns ſtoßen; aber die Menſchheit verſtoßt uns nicht. Das iſt dein Fall wenigſtens nicht?

Sie lächelte. „Gott Lob, mein Vater, nein! Aber man kann den Glauben an die Menſchheit feſt halten, wenn man auch nicht länger auf Hülfe hofft. Es iſt dann der Fall, den ſie eben erwähnten: man hat zu lange gelebt."

Ich glaube, ſagte Louis ſehr beſcheiden und artig, daß dieſer Fall nie eintritt.

„Warum nicht?" ſagte ſie, von ihrer Arbeit aufſehend, und zeigte über den Jura hin. „Wer nun das blutige Haupt ſeines Vaters, oder ſeines Geliebten, oder ſeiner Schweſter, hat fallen ſehen? Ich glaube, der muß fühlen, daß er zu lange gelebt hat."

In dem Augenblicke, ja! erwiederte Louis. Aber der Schmerz wird milder werden, zuletzt vergehen, und endlich vergeſſen ſeyn.

„Wer möchte in dem Augenblick des Verluſtes nur daran denken, daß man vergeſſen kann! Ach, wenn ein Schmerz gerecht iſt, ſo müſſen wir erröthen, daß er nicht ewig währt."

Aber uns auch Glück wünſchen, mein Kind, daß er es nicht iſt.

„Und das kaum!" ſagte ſie ſchnell. „Der

Vergeßliche fühlt jeden kleinen Dorn des Schickſals, die Stacheln an den Roſen, die ihm das Schickſal giebt. Er iſt immer unglücklich, weil er vergißt, daß der Menſch nicht glücklich ſeyn ſoll. Ein langer Schmerz legt um den Menſchen eine Rinde, die ihn gefühllos gegen die kleinen Schläge des Geſchickes macht. Er geht muthiger fort; das Tragen wird ihm leicht, weil er ſo lange getragen hat."

Dann wäre der Gefühlloſe der Glücklichſte, ſagte Louis: und das wollten Sie doch nicht behaupten?

„Nein; das folgt auch nicht. Aber iſt die Tochter, oder der Sohn gefühllos, der am Sarge des Vaters lächelnd da ſteht, der den ſtillen Blick, über den Sarg, über den Tod, über die Zeit weg, in die Ewigkeit richtet, deſſen Leben in der Bruſt von dem Schmerze aufgenagt wird? iſt er gefühllos, wenn die Flamme ſein Haus zerſtört, und er ruhig bleibt, weil ſeine Seele ewig über dem Grabe ſeines Vaters ſchwebt?"

Der Alte ſchien das Geſpräch nicht gern fortzuſetzen. Er fragte meinen Sohn, wer er

wäre. Mein Sohn ſagte: er heiße Simon, ſey ein ausgewanderter Pächter, u. ſ. f., wie wir es verabredet hatten. So lange von der Gegend, von den Bewohnern der Dörfer, und dergleichen die Rede war, ſchwieg das Mädchen; ſo bald aber das Geſpräch den Menſchen ſelbſt betraf, miſchte ſie ſich hinein, und zwar mit Anmerkungen, die nur aus einem zerdrückten Herzen kommen konnten, die ſie aber wieder mit einer ſo ruhigen Stimme und Miene ſagte, als ob ſie auswendig gelernt wären. Nach einer Stunde verlangte der Alte wieder in ſeine Hütte. Louis trug ihn hinein, und legte ihn zu Bette.

Der Alte ſagte lächelnd: ich bin müde, und meine Tochter hat mich verwöhnt; nur bei ihrem Geſange kann ich einſchlafen. Das Mädchen ſang einige ſanfte, beruhigende Melodieen, bis der Alte eingeſchlummert war. Dann winkte ſie meinem Sohne, und Beide gingen hinaus. Louis ſagte, von der ſchönen Stimme bezaubert: wie beneidenswerth iſt der Tod Ihres Vaters! er ſtirbt unter den Tönen des Himmels. „Er ſchläft ſo ein,“ erwiederte ſie, „unter meinem Geſange. Zum Ster-

ben wird er weniger gebrauchen, und ich danke dem Himmel dafür. Ich glaube nicht, daß ich in dieſer Stunde würde ſingen können, ob er es gleich von mir verlangt hat."

Sie ſprachen noch ein wenig; dann nahm mein Sohn Abſchied. Darf ich, fragte er zuletzt, auf meinem Rückwege mich erkundigen, ob Ihr Vater meine Hülfe wieder nöthig hat? Sie verbeugte ſich dankbar, und er ging. Das ſchöne Bild des Mädchens, und ihr lieblicher Geſang begleiteten ihn. Er kehrte, ehe das Feſt noch anhob, zurück, und ſah ſchon von weitem das Mädchen vor der Thüre ſtehen. Sie kam ihm mit einer ſanften Bläſſe in dem ruhigen Geſichte entgegen. „Mein Vater," ſagte ſie, „hat Ihre Hülfe nicht nöthig; aber ich!" Sie führte ihn in das Haus. Louis erſchrak heftig, als er den Greis todt auf dem Bette liegen ſah. Er faßte des Mädchens Hand, um ſie zu tröſten. Bedurfte ſie des Troſtes nicht? Er merkte weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als die Bläſſe ihrer Wangen, und eine weichere Stimme. Sie bat ihn, im nächſten Dorfe einen Sarg und das Begräbniß zu beſorgen. Er eilte mit dieſem

Geſchäft, um am Abend wieder bei ihr zu ſeyn, weil er ſie die Nacht über nicht allein bei der Leiche laſſen wollte. Sie ſaß, als er zurückkam, an dem Bette, auf dem der Leichnam lag. Louis erklärte ihr, daß er die Nacht, und morgen, da ihr Vater begraben werden ſollte, bei ihr bleiben würde; und ſie ließ ſich ſein Anerbieten gefallen.

Er fing an über den Todten, und über ihr Geſchick zu ſprechen. Sie blieb ruhig; nur von Zeit zu Zeit hob ein Seufzer ihre ſchöne Bruſt. Als er nach ihren Ausſichten fragte, lächelte ſie. „Ich kann arbeiten, viel arbeiten, und bedarf ſehr wenig; auch hinterläßt mein Vater mich nicht ganz arm.“ Er fragte nach ihrem Nahmen. Denn, ſetzte er hinzu, in dieſem Stande ſind Sie nicht geboren. — „Auch nicht in einem viel höhern. Mein Vater hieß Pons, und beſaß ein kleines Gütchen in Poitou, das uns aber kaum von den gröbſten Landarbeitern frei machte. In der Jugend war er glücklicher geweſen. Er gab mir in den Stunden der Muße ſeine Bildung. Wir wanderten aus, weil uns die Blutmenſchen beunruhigten. Mein Vater

wollte mich geſichert wiſſen; er rettete wenigſtens einen kleinen Theil ſeines Vermögens. Das ſind meine Schickſale, Herr Simon. Jetzt iſt es mein Wunſch, ſo verborgen wie möglich zu leben. Sie ſind hier mein erſter Bekannter. Ich hoffe, von nun an nie wieder die Hülfe eines Menſchen zu brauchen.“

Das heißt: Sie haben auch meine Bekanntſchaft ungern gemacht?

„Das wäre undankbar, Herr Simon. Kann Ihnen die Freundſchaft meines Herzens, das nur noch den Wunſch des Todes fühlt, etwas gelten, ſo ſeyn Sie mein Freund. Aber dann müſſen Sie mich in meiner Verborgenheit laſſen. Ich würde auch dieſe einzige und letzte Freundſchaft aufgeben, wenn Sie meinen Nahmen irgend jemanden nennten.“ —

Löuis gab ihr die Verſicherung, gänzlich von ihr zu ſchweigen. Er betrachtete ſie mit großer Neugierde, da er nicht begriff, wie das Mädchen mit ſolcher Ruhe neben der Leiche ihres Vaters ſitzen konnte. Und wenn ihr Vater nur auf einen Monat von ihr gereiſt wäre, dachte er, ſo ſollte ſie gerührter ſeyn.

— Ich bewundere, ſagte er ein wenig miß⸗trauiſch, die Stärke, mit der Sie Ihren Ver⸗luſt ertragen. Sie lächelte ſchmerzhaft, und ſchwieg. Als es ſpät wurde, wies Sie ihm ein Kämmerchen neben dem Zimmer an, wo⸗rin der Todte lag. Am folgenden Morgen hörte Louis ein Geräuſch, und ſah durch eine Oeffnung der Thür in das Zimmer. Das Mädchen lag vor dem todten Greiſe auf den Knieen, und benetzte ſeine Hand mit heißen Thränen. So wie ſie aber etwas hörte, trock⸗nete ſie das Auge, nahm ihre Arbeit, und ſetzte ſich neben das Bett. Louis trat gleich nachher in das Zimmer; aber ſchon war jede Spur von Schmerz aus ihrem Geſichte ver⸗ſchwunden, und ſie empfing ihn ruhig. Als der Sarg gebracht wurde, half ſie ihren Va⸗ter mit hinein legen. Louis beobachtete ſie ver⸗ſtohlen, aber genau. Auch jetzt ſah er weiter kein Zeichen des Schmerzes an ihr, als daß ſie beim Zunageln des Sarges ſehr blaß wur⸗de, und einige Male mit den Händen zuckte.

Er fürchtete bei ihr einen verſchloſſenen Schmerz, der nicht hervorbrechen könnte, und wollte den Verſuch machen, ihn in Thrä⸗

nen

nen aufzulöſen. Um ihr Herz zu erweichen, ſetz-te er ſich zu ihr hin, und ſprach mit ihr über den Verluſt, den ſie erlitten hatte. „Kla-gen," ſagte ſie, „heißt ſchon anfangen zu ver-geſſen. Ich hatte Thränen, mein Herr, als ich noch Freuden hatte. Jetzt habe ich nur Einen Schmerz, und jeder neue Ver-luſt kann ihn nicht viel vergrößern. Warum ſollte ich über etwas weinen, das ich mir täg-lich von dem Himmel erflehe?"

Sie ſprach mit einer gewaltſamen Anſtren-gung, bleich und zitternd. Glaube mir, liebe Unglückliche, ſagte Louis, von dem gedul-digen Schmerze überwältigt: glaube mir, du wirſt wieder glücklich werden. (Sie ſchüttelte ſanft den Kopf.) Nur müſſen Sie den Troſt nicht von ſich ſtoßen! — „Das thue ich nicht, Herr Simon, gewiß nicht. Aber welchen Troſt? Hat der Menſch, der auf den Trümmern ei-ner vergehenden Welt ſteht, und um ſich her nichts als Gräber ſieht, einen andren Troſt, als Ergebung? Und mein Herz hat ſich er-geben. Glauben Sie mir!"

So ſtehen Sie nicht, gute Seele, ſo ſtehen Sie nicht. Sie mögen ſehr viel verloren ha-

ben; — „Alles!" ſeufzte ſie dazwiſchen, ohne ihn zu unterbrechen — aber ſo fangen Sie nun eine neue Laufbahn der Freude an. — „Ich bin ganz verlaſſen!" ſagte ſie, gegen den Sarg gewendet. — Und haſt du denn nicht mich? rief Louis, umfaßte ſie, und drehete ſie von dem Sarge zu ſich um. Bin ich denn nicht bereit, Alles mit dir zu theilen? Alles, mein Leben, meine ganze Seele! Er zog ſie an ſeine Bruſt. Sie legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter, und nun drangen Thränen aus ihren ſchönen Augen. Aber nur eine halbe Minute erhob ſich die niedergedrückte Seele an der Bruſt eines Andren und in ihren eigenen Thränen; dann ſank ſie wieder. Das Mädchen ſtand auf, und verließ ſogleich das Zimmer.

Nach einigen Minuten kam ſie wieder herein, und ſprach, bis der Sarg weggetragen wurde, mit großer Gelaſſenheit von den Veränderungen, welche der Tod ihres Vaters in ihrer häuslichen Einrichtung nöthig machen würde. Dann folgte ſie an Louis Seite dem Sarge bis in das nächſte Dorf, und ſah ihn verſenken, ohne daß ſie eine merkliche Bewe-

gung machte. Nachher kehrte ſie mit Louis zu ihrer Hütte zurück, und ging in ſtillem Nachdenken neben ihm her. Er hing mit ſeinen Blicken an dem lieblichen Geſichte, an der edlen Geſtalt. Auf dieſem ſtillen Gange ohne Worte, fühlte er zum erſtenmale Liebe für die von Allem, ſelbſt von ihren eigenen Thränen, Verlaſſene. Das menſchliche Herz wird ja immer dann am weichſten, wenn es einen Unglücklichen vor ſich hat, der ſtumm und geduldig ſeinen Schmerz verbirgt, und keine Thräne weint, es zu rühren. Seine Hoffnungsloſigkeit erregt unſren Stolz, ihm zu helfen. Er weiſt unſer Herz ab, und es umfaßt ihn dann nur noch inniger.

Als ſie vor der Hütte angekommen waren, ergriff Louis des Mädchens Hand, und ſagte: kann denn nichts, nichts dein Herz erweichen, du Unglückliche? nicht die Liebe, die in meiner Bruſt dich umfaßt? Liebten ſie allein dich, die du verlorſt? Siehſt du dieſe Thränen um deinen Gram nicht? Er weinte ſanft. Sie blickte auf, und ſahe ſeine Thränen. Da floß ihr Auge über. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und ſagte leiſe: „vergeben Sie mir.

Ich bin nicht undankbar gegen Ihr Mitleiden; ach, nur zu unglücklich, um getröſtet zu werden. Ich habe Alles, Alles verloren!"

Was iſt das Alles, das du verloren haſt? Herzen, die dich liebten? Hier findeſt du eins wieder, das dich noch unausſprechlicher lieben wird. Er drückte ſie bei dieſen Worten mit ſanfter, inniger Gewalt an ſeine Bruſt. Sie ſah ihn in der Umarmung ſchüchtern an. Ihr Blick leuchtete von Dankbarkeit; aber das Wort „Liebe" in dem Munde eines Jünglings machte ſie furchtſam. Sie wand ſich aus ſeinen Armen, reichte ihm die Hand, und ſagte leiſe, mit niedergeſchlagenen Augen: „ich nehme Ihre Freundſchaft an, Herr Simon." Das Mitleiden hatte Louis Herz gänzlich geöffnet. Freundſchaft? ſagte er. Liebes trauerndes Mädchen, ſtoß dieſes Herz nicht ſo kalt zurück! Ich biete dir, ich gebe dir unausſprechliche Liebe, eine ſtille, feſte Treue, mein ganzes Weſen. Du ſollſt mein ſeyn. Um deinen Schmerz von dir zu nehmen, dich zu lieben, dich zu tröſten, will ich dein ſeyn.

Jetzt ſah ſie ihn auf einmal mit offnen, hellen Augen an. Ihr ganzes Geſicht hatte

etwas feierlich Erhabnes. „Ich ſtoße Ihr Herz nicht weg," ſagte ſie entſchloſſen. „O, wenn Sie den Muth hätten, mich zu lieben, wie dieſes zerſchlagene Herz es allein wünſchen darf! Können Sie das Mädchen vergeſſen, und den Menſchen in mir lieben?" Sie ſah ihn prüfend an. Louis, begeiſtert von der jugendlich erhabnen Idee, reichte ihr ſtolz die Hand. Das kann ich, ſagte er, und will es, meine geliebteſte Schweſter. Lege dein Herz ruhig an dieſe Bruſt; ſie wird nie anders ſchlagen, als von Freundſchaft, von Theilnahme, und reiner, himmliſcher Liebe. Er dachte in dieſem Augenblicke, ſie hätte ihren Geliebten verloren; das wäre die Urſache ihres Leidens.

Sie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, und liſpelte: „mein Bruder! mein Freund!" Louis blieb die Nacht noch da, und am folgenden Morgen erwachte er ſo heiter, wie noch nie in ſeinem ganzen Leben. Er hielt dieſe Heiterkeit für die Folge ſeiner Tugend; aber es war die entſtehende Liebe. So heiter ging er zu dem Mädchen, um Abſchied zu nehmen. Sie faßte ſeine Hand, und ſagte:

„Sie verſprachen mir, mein Freund zu ſeyn. Ich bitte Sie, meine Verborgenheit zu ſchützen und meine unglücklichen Geheimniſſe zu ehren.“ Louis legte lächelnd ſeinen Mund auf ihre Hand. Sey ruhig, liebes Mädchen. Ich bin dein Freund, und habe keine andren Wünſche, als die deinigen. Leb wohl. Ich ſehe dich wieder.

Louis kam endlich wieder nach Hauſe. Wir glaubten Alle, er wäre auf dem Volksfeſte geweſen, und er ließ uns bei dieſer Meinung. Schon nach einigen Tagen ging er wieder zu ſeiner unglücklichen Freundin, und ſie ſchien ſich über ſeinen Beſuch zu freuen. Sie hatte ein junges Mädchen zu ſich genommen, um nicht ganz allein zu ſeyn. Louis ging mit ihr ſpazieren, und ſetzte ſich dann zu ihr unter den Baum vor dem Hauſe. Nun entfaltete ſie ſeinen Blicken einen ſo erhabnen Geiſt, ein ſo reines, edles Gefühl, daß er ſie immer mehr bewunderte. Alles, was ſie that, was ſie ſprach, was ſie dachte, war in die Farbe eines ſtillen, heiligen Ernſtes getaucht. Hätte man ſie reden gehört, ohne ſie zu ſehen, man würde ſie für eine Sterbende gehal-

ten haben, die ihren Blick ſchon auf die Ewigkeit hefte, und ihre helleren Ahnungen erzähle. Sah man ſie, dieſe lieblich erhabne Geſtalt, mit dem blaſſen, ſtillen Geſichte, und hörte ſie, ſo mußte man ſie für eine Unſterbliche halten, die von der Ewigkeit mit menſchlicher Stimme rede. Sie wurde ſogar heiter; aber ihre Heiterkeit war eine Ruhe, eine Stille der Seele, welche die Erde nicht geben kann, und machte ſie heiliger, nicht menſchlicher.

Louis war an der Seite dieſer Unſterblichen unbeſchreiblich glücklich. Seine Gedanken verwirrten ſich oft unter ihren Geſprächen; er glaubte, mit ihr der Erde entrückt, ſchon in einer beſſeren Welt zu leben, wo eine heilige Liebe ohne Begierde das Glück der Menſchen ausmachen wird. Selbſt der Nahme Schweſter war ihm für ſeine Freundin noch zu menſchlich, weil er an ſie nur, wie an eine Unſterbliche, dachte. Alle ſeine Gefühle wurden in ihrer Gegenwart geläutert, und keine Begierde regte ſich in ſeiner Bruſt. Sie theilte ihm ihre Ruhe mit; und dieſe Ruhe gab ihm die Seligkeit des Himmels. Ihre

Liebe ſtieg, ſo oft ſie einander ſahen. Louis brachte ſeine Flöte mit. Beide ſetzten ſich auf die Spitze eines Berges, und ſprachen, ſangen, ſpielten, bis der Abend herankam. Dann führte Louis ſeine erhabne Freundin vor ihre Hütte, ſagte ihr nur ein Lebewohl, eilte durch die Thäler zurück, und kam erſt in der Nacht wieder zu unſrer Wohnung.

In ſeiner ſtillen, hellen Seele regte ſich weiter kein unruhiges Bild, als der Gedanke an den Tod des holden Mädchens. Ihre Geſpräche vom Sterben, von der Ewigkeit, ihr reiner Sinn, ihre Geduld, ihre Gleichgültigkeit gegen das Leben ſchienen ihm Vorboten des Todes, den ſie in ſich arbeiten fühlte, und ſie ſelbſt ſchien ihm eine Geſtalt, die nur noch halb auf der Erde wäre. Schon jetzt ſtrahlte ihm der Glanz der Verklärung in ihrem Auge, und der Widerſchein der Ewigkeit auf ihren Wangen. Sie wurde mit jedem Tage ruhiger, geduldiger, ergebner. Was konnte das anders ſeyn, als das Gefühl des herannahenden Todes! Jedesmal, wenn er ſich ihrer Hütte näherte, und ſie nicht ſogleich ſah, zitterte er, daß er ſie todt finden würde.

Er ſelbſt weckte das Gefühl des zurückkeh- renden Lebens, das in ihrem Auge ſtrahlte, das ihre Wange färbte. Die ſchwarzen Bil- der des Unglücks in ihrer Seele erhellten ſich durch die Zufriedenheit, die ſie in Louis Um- gang empfand. Was ihn quälte, hätte ihn ſollen glücklicher machen. Er ſaß oft, wenn ſie ſo ruhig über das Grab, über die Schick- ſale der Menſchen philoſophirte, mit heimli- chen Thränen an ihrer Seite. O, rief er ein- mal, und legte ſein Geſicht an ihre Wange: giebt es denn keinen Troſt für dich? Willſt du denn ſterben? Sie erröthete. Er ſchwieg, weil er das für Unwillen hielt, was nur Ver- wirrung war. Sie hörte auf vom Grabe zu reden, und verſank in Gedanken.

Es wurde ihm mit jedem Tage gewiſſer, daß ihr Geliebter geſtorben ſeyn mußte. Tauſendmal dachte er: wenn ſie ſtürbe, wür- de ich dann nicht auch ſterben wollen? Und ſie hat ihren Geliebten wohl noch inniger ge- liebt, als ich ſie! Dieſe Vorſtellung von ih- rer ehemaligen Liebe ließ ihn immer unbe- kannt mit ſeinen eignen Empfindungen. Wie hätte er es wagen können an Liebe zu den-

ken, bei dieſem Herzen, das in einer unglück-
lichen Liebe verging? Er ſchwieg, und zitterte
vor dem Augenblicke, da ſie einmal ſagen wür-
de: ich habe geliebt, ich liebe noch, und ſter-
be durch dieſe Liebe. Wenn er ihre Schickſale
nur von weitem berührte, ſo ſchauderte ſie,
und legte ihm die Hand auf den Mund.
Als er einmal den Muth faßte zu ſagen: er-
zähle mir deine Begebenheiten! antwortete
ſie ihm: die Erzählung würde mein Herz zer-
brechen. Nun fragte er nicht wieder. Aber
um einen Geliebten trauerte ſie, das wußte
er, ob ſie es gleich nie geſagt hatte.

Mitten unter den erhabnen Gefühlen
der Ewigkeit, mitten unter den Schauern des
Todes, hob ſich in Beider Herzen die Liebe
mächtig, obgleich unbemerkt, empor. Sie
kleidete ſich in die Farbe der Trauer, in das
Licht des Himmels, in das Gewand einer
Unſterblichen; allein es war dennoch nichts
als die Liebe. Louis fand ſeine Freundin, ſo
oft er zu ihr gehen wollte, auf dem halben
Wege unter einem Gebüſche, wo ſie ihn
ſchon lange erwartet hatte. Sie gingen nun
Hand in Hand zu ihrer Hütte, ſetzten ſich

nicht mehr vor der Thür, ſondern in dem dunklen Zimmer, ſtiegen nicht mehr auf den ſichtbaren Gipfel eines Hügels, ſondern gingen in ein ſtilles, abgelegenes Gebüſch. Da ſaßen ſie ſtumm, ihre Hände in einander geſchlagen, und ſeufzten. Sie ſchwiegen, und dennoch verlangten ſie nicht nach Hauſe. Louis ſetzte ſich noch ſpät, wenn er eben gehen wollte, mit dem Mädchen unter den Baum vor der Hütte, und oft trennte ſie erſt der aufblickende Morgen. Sonſt hatte Louis das Mädchen ſo ruhig an ſeine Bruſt gedrückt; jetzt ſchlang er nur zitternd die Arme um ſie. Seine Bruſt pochte heiß ihrem Herzen entgegen; und ſie — ſie wand ſich in zärtlicher Verwirrung aus ſeinen Armen. Er fühlte ſehr bald, daß ihm das Mädchen mehr ſeyn mußte, als ſeine Freundin; aber er wagte es nicht zu reden: denn er hatte ihr ja verſprochen, nie das Mädchen in ihr zu lieben. Beide ſchwiegen lange. Louis fand einmal um das andere in Sophiens Blicken Hoffnung und Verzweiflung. Er ſah wohl, daß ihr Herz kämpfte; ob mit der Liebe? das wagte er noch nicht zu denken.

Oft vergoß er Thränen in ihren Armen. Dann blickte ſie ihn forſchend an, ſeufzte, wendete ſich ab, und ſchwieg. Dieſer ſüße Wechſel der Empfindungen in ihrer Seele hatte ſchon lange gedauert. Louis fing an zu fürchten, ſie könne ihn nicht lieben. In einem Anfalle von jugendlicher Hitze wollte er ſeine Liebe unterdrücken, wenigſtens ſie ihr verbergen. Er zwang ſich, ſo ruhig zu ſeyn, wie ehedem, ging mit ihr nicht mehr in das dunkle Gebüſch, und ſtieg wieder mit ihr den hellen, luftigen, freien Hügel hinan. Auch ſeine Geliebte hatte jetzt, wie es ſchien, ſeine freiere Empfindung, und war, gleich ihm, heiterer als je. Sie ſprachen von der Freundſchaft. Er faßte ihre Hand, und ſagte, ſeines edlen Sieges gewiß: ſo, wie wir, meine Freundin, lieben ſich die reinſten Geiſter der beſſeren Welt. Sie blickte nach ihm hin, und ein himmliſches Lächeln verklärte ihr Geſicht. Ihr Buſen fing an zu pochen, ihr Auge brannte in der ſtillen Gluth der Zärtlichkeit. Auf einmal warf ſie ſich weinend an ſeine Bruſt, und ſagte leiſe und unbeſchreiblich zärtlich: „ſo lieben ſich zwei glückliche Men-

ſchen!" Als ſie das geſagt hatte, verbarg ſie das Geſicht mit holder Schamröthe an ſeine Bruſt. Wie? rief er entzückt, und ſchlug ſeine Arme um ſie, und zog ſie feſt an ſein Herz: iſt es wahr? liebſt du mich? noch hier? Holdes, edles Mädchen! Ach, ich liebe dich unausſprechlich. Biſt du glücklich? — Sie hob die thränenvollen Augen mit dem erröthenden Geſichte zu ihm auf, und umfaßte ihn inniger. Da drückte er den erſten Kuß auf ihre Lippen, und ſie liſpelte in dem Kuſſe: „ich bin glücklich, mein Geliebter." Nun ſaßen ſie da in feſter, inniger Umarmung, und es rollte doppeltes Leben in ihren Adern, durch ihre Bruſt.

Warum iſt der erſte Händedruck, die erſte Verſicherung der Liebe, der erſte Kuß auf ewige Treue, der ſchönſte Moment des menſchlichen Lebens? Wolluſt macht ihn nicht dazu, obgleich kalte, herzloſe Grübler, oder ausgemergelte Spötter, das ſo gern behaupten möchten. Zwei Menſchen ſchwören ſich ewige Freundſchaft, ſchlagen die Hände in einander, und legen Herz an Herz, Lippe auf Lippe; aber der Feuerſtrom der Seligkeit, die hohe

entzückensvolle Rührung, die das ganze Weſen in Ruhe, in Zärtlichkeit auflöſt, durchbebt ſie nicht, wie bei dem erſten Kuſſe der Liebe. Sinnliche Begierde? Ahnung der Wolluſt? Wer möchte ſo thöricht ſeyn, das zu behaupten! Was ſucht der Jüngling? Was giebt das Mädchen? Liebe um Liebe. Wie würde der Jüngling zürnen, wie das Mädchen erröthen, wenn man ihnen ſagte, ihre Liebe ſey nur Wolluſt! Jedes Herz würde gern dem Genuſſe entſagen, wenn er der Preis der Liebe ſeyn ſollte. An dieſes wundervolle Gefühl knüpfte die Vorſehung die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechtes, an dieſen reinen Strahl einer beſſeren Welt die Erhaltung des Lebens. Tauſend Menſchen befriedigen ihre Wolluſt, den Geſchlechtstrieb, ohne Liebe gefühlt zu haben. Wolluſt kann alſo ohne Liebe gedacht werden: warum nicht auch Liebe ohne Wolluſt? Was iſt das Entzücken des Paares, das da, in inniger Umarmung, in Küſſen, die Seelen wechſelt? — Die Gewißheit, daß Beide ſich lieben, daß ſie für einander das Leben aufopfern würden, daß einer ohne das Glück des andern kein Glück em-

pfinden kann: dieſe Gewißheit hebt ihre Herzen, erweitert ihre Seelen, um den mächtigen Strom der himmliſchen Seligkeit aufnehmen zu können; ſie allein füllt ihre Herzen mit dem ruhigen und allmächtigen, mit dem unbeſchreiblichen Entzükken, für das die Erde und die Zeit zu eng ſind, dem nur das Weltall und die Ewigkeit genügen. Warum verläſtert ihr den einzigen Trieb, der allein für den Himmel, für die Ewigkeit, Größe und Heiligkeit genug in ſich fühlt, und dem der Himmel die Schöpfung des Lebens anvertraute? Die innigſte, die uneigennützigſte, großmüthigſte Liebe ſollte dem Menſchen das Daſeyn geben, wie die ewige Liebe es dem erſten Menſchen gab. Ihr ſpottet dieſer Liebe, weil auch die Wolluſt Leben geben kann? Wenn ihr nicht wüßtet, was Wolluſt iſt; wenn unter den Menſchen nie ein Wollüſtiger eine Unſchuld zerſtört, eine Ehe entheiligt, ein reines treues Herz gebrochen hätte: würde euch dann nicht die Liebe, die Treue, die keuſche Ehe eines Paares das Heiligſte auf der Erde dünken? würde euch dann nicht dieſes Verlangen nach Liebe, nach

Treue, das einzige Göttliche ſcheinen, das dem Menſchen aus Eden geblieben wäre? Und ſollen denn die Laſter, die uns unglücklich machen, auch noch das Gute, das uns beglückt, verſpotten? Nein, wer geliebt hat, fühlte auch, daß der Menſch nicht allein aus Staube geſchaffen iſt; er ſchmeckte die Seligkeit der beſſern Welt.

Das fühlten Louis und ſeine Geliebte; Beide waren durch ihre Herzen über dieſes Leben erhaben. Sie ſtanden auf, ſie umarmten einander aufs neue, ſie ſagten: „mein! dein!" und in dem Augenblicke hatten die beiden Worte: „mein, dein," welche die Erde zertrümmern, für ſie aufgehört. Hand in Hand geſchlagen, Bruſt an Bruſt gedrückt, Auge auf Auge geheftet, und Seele in Seele zerfloſſen, gingen ſie um Mitternacht zurück. „Meine Sophie!" ſagte er; „mein Simon!" ſie, als ſie ſich trennten.

Auf dem Rückwege zu uns überlegte Louis, ob er ſich mir entdecken ſollte. Er hatte Annen Winke von ſeiner Liebe gegeben, und ſie war kalt geblieben. Von mir ſelbſt wußte er beſtimmt, daß ich es für ein Unglück halten

würde,

würde, wenn er ein andres Mädchen wählte, als das ich kennte und liebte. Er fürchtete, da er Juliens Liebe ſchon ahnete, Widerſetzlichkeit von meiner Seite, und beſchloß zu ſchweigen. Was konnte er Sophien ſagen? Daß ſein Vater und ſeine Schweſter ſie mit Unwillen unter ſich aufnehmen würden? Er hoffte auf beſſere Zeiten, und vermied von nun an bei Sophien, der er noch nichts von ſeiner Familie anvertrauet hatte, jedes Geſpräch über ſeine äußeren Umſtände. Sie merkte, daß er dieſes Geſpräch vermied, und lächelte; ſie hatte ja ſein Herz, und wußte gewiß, daß er einmal reden würde.

Eines Tages ging er zu Sophien, und ſie war ihm heute nicht entgegen gekommen. Er eilte, öffnete die Thür des Zimmers, und ſah neben ihr einen jungen Mann ſitzen, in deſſen Geſicht eine ſtille, tiefe Trauer lag. Sophie ſprang auf, eilte in Louis Arme, und rief: „hier iſt der treueſte Freund meines ehemaligen Unglücks!“ Dann ging ſie wieder zu dem Fremden, und drückte ihn an ihre Bruſt. Sie war ganz Liebe, ganz Zärtlichkeit für den Fremden, und erzählte Louis mit immer ſtär-

keren Ausbrüchen der Freude, daß ſie ihren Freund für todt gehalten hätte. Louis fiel auf den Gedanken, daß es ihr ehemaliger Geliebter ſeyn könnte, und erſtarrte.

Der Fremde ſelbſt hing mit unbeſchreibli= cher Innigkeit, und zugleich — wodurch Louis noch argwöhniſcher wurde — mit ſchmerzlicher Trauer, an Sophien. Sie theilte ſich zwiſchen den Fremden und ihren Geliebten, und ſchien ſogar dieſen über jenen zu vernachläſſigen. Als Louis nach ſeinen Begebenheiten fragte, wur= de Sophie ſichtbar ängſtlich. Der Fremde blickte auf, ſah Louis lange an, und ſagte matt: ich bin der allerunglücklichſte Menſch, mein Herr. Verlangen Sie nie, mehr von mir zu wiſſen. O, ich fürchte, — (er legte die eine Hand an die Stirn, und umfaßte mit der andren Sophien) — ich fürchte, der Verluſt dieſer allerletzten Hoffnung wird mich wahnſinnig machen. Jetzt ſtand er auf, hob die Hände gen Himmel, und rief: ach, ſo mußte ich dich finden, um alle Hoffnung, auch die letzte, zu verlieren! Er ſagte das zu Sophien, ohne ſie dabei anzuſehen, und ſie bedeckte die naſſen Augen mit ihrem Tuche.

— Um Gottes willen, Sophie! rief Louis; ſage mir . . .

Sey barmherzig! fliſterte ſie aus ihrem Tuche hervor, und frage nicht. Sie umfaßte den Fremden, zog ihn wieder neben ſich, und liebkoſte ihm. Mein Sohn glaubte, Dolche in ſeinem Herzen zu fühlen, und ging früher als gewöhnlich. Sophie begleitete ihn vor die Thür, und umarmte ihn mit trauriger Zärtlichkeit. Was habt ihr? fragte Louis mißmuthig. „O,“ erwiederte Sophie; „das iſt der edelſte Menſch, den die Erde trägt, und jetzt der unglücklichſte. Ach, er hat eine alte Wunde in meinem Herzen wieder aufgeriſſen! Ich bitte dich Simon, erinnere ihn nie an ſein Schickſal!“

Wird er lange hier bleiben? fragte Louis finſter. „So lange er lebt,“ antwortete Sophie ſchnell; „er wird mich nie wieder verlaſſen.“ (Louis runzelte die Stirn.) „Dieſer Mann . . . Ach, du weißt nicht, Simon, was dieſer Mann mir iſt. Ich war wieder glücklich; und nun! nun! O Simon, Simon, laß mich! Ich muß wieder zu ihm hinein. Du wirſt alles erfahren.“

Louis ging mit nagendem Argwohn im Herzen nach Hauſe. „Es iſt ihr Geliebter, dachte er. Sie hat ihn für todt gehalten; jetzt kommt er endlich zu ihr, findet, daß ſie mich liebt, und iſt unglücklich. Und Sophie? Wird nicht die alte Leidenſchaft die neue verdrängen? Er iſt bei ihr, und ſoll bei ihr bleiben. Wird ſie ſeinen Thränen widerſtehen? wird ſein Elend ſie nicht rühren? Ach, kann er nicht fordern, was ſein war, was ſein iſt? Muß ſie nicht, auch wenn ſie mich liebt, ihm ihre Hand geben? — Alle dieſe Vorſtellungen zerriſſen ſeine Seele die Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch. Endlich beſchloß er, ſein Geſchick abzuwarten, und Sophien nicht an ihr Wort zu erinnern. Er erkannte die Rechte des Fremden an, war edel genug, Sophien nicht kränken zu wollen, und überließ ſein und des Andren Geſchick ihrem Herzen.

Als er wieder zu Sophien kam, fand er alles in derſelben Lage. Sophie ſaß mit dem Ausdrucke des höchſten Mitleidens und der innigſten Zärtlichkeit neben dem Fremden, der in die tiefſte Schwermuth verſunken war. Sie

empfing meinen Sohn mit der zutraulichſten Liebe, mit einer Leidenſchaft, die ihn wunderte, und ihn erbitterte, weil er ſie nicht zu erklären wußte. Er blieb einige traurige Stunden da. Alle Drei ſprachen nur einzelne Worte; der Fremde bloß mit Sophien. Louis hatte ſich vorgenommen, ihn zu lieben; aber er fühlte ſogar Widerwillen gegen den Mann, von dem er ſo nachläſſig behandelt wurde. Er ging, weil er auch Bitterkeit gegen Sophien bei ſich aufwallen fühlte. Dein Freund, Sophie, ſagte er vor der Thür zu ſeiner Geliebten empfindlich, ſcheint meine Beſuche nicht zu lieben. — „Vergieb ihm das!" erwiederte ſie bittend; „er iſt unglücklich." — Darf er mich darum haſſen? fragte Louis ſchnell. — „Haſſen? dich haſſen? Wie meinſt du das, Simon? Iſt es Haß, wenn der Unglückliche ſeine Thränen gern in der Einſamkeit weint?" — Mich dünkt, er weint ſie gern in deinen Armen! Nun, wenn ich ihm läſtig bin, ſo kann ich wegbleiben, ſo lange du willſt. (Er ſah Sophien ſcharf an.) „Darum," erwiederte ſie mit einer Thräne im Auge, „wollte ich dich bitten, lieber Si-

mon. Nur einige Tage, bis der erſte heftige Schmerz vorüber iſt. Unſre Liebe erinnert ihn zu ſtark an ſein Unglück. Ach, ſchone ſeiner, habe Mitleiden mit ihm!"

Sie ſank in ſeine Arme, und Louis ging, beinahe vernichtet. Sein Argwohn wurde die fürchterlichſte Gewißheit. Zwar ſchien Sophie ihm noch bis jetzt treu zu ſeyn; aber — ſie hatte ſich ſeine Beſuche verbeten, und gewiß auf Verlangen des Fremden, der ihm, während daß er nicht da wäre, Sophiens Herz rauben wollte. Die Eiferſucht ſchlug ihre Geierklauen in ſein Herz, und er beſchloß, ſehr lange wegzubleiben.

In dieſe Zeit gehört die Rede, durch welche ich meine Kinder vereinigen wollte; auch unſer Spaziergang an den See, und alle die Begebenheiten, die ich dem Leſer ſchon erzählt habe. Louis hatte nun meine Einwilligung zu ſeiner Liebe. Er wollte den Knoten zerhauen, und eilte am folgenden Tage zu Sophien. Sie und der Fremde waren etwas heiterer. Dieſer bot ihm ſogar die Hand. Louis nahm ſie, ob er gleich dachte: warum haßt der Fremde mich jetzt weniger? Doch

wohl, weil er mich jetzt weniger fürchtet! Der Fremde verhehlte die Innigkeit nicht, mit der er an Sophien hing; und ſie? ſie behandelte ihn mit der ſichtbarſten Liebe. Louis ſtand mit finſteren Blicken da. In ſeiner Seele war Haß gegen den Mann; und doch fühlte er mitten in ſeinem Schmerze, daß dieſer Haß nicht recht war. Er ging hinaus, und warf ſich an dem Baume nieder, unter dem er Sophien zuerſt geſehen hatte. Mitten aus ſeiner Eiferſucht arbeitete ſich das beſſere Gefühl ſeines Herzens hervor. Was haben ſie denn Böſes gethan? ſagte er. Sie ſind nicht ſchuldig; ich bin nur unglücklich. Soll ich das Elend vermehren, das auf allen unſeren Herzen liegt? Nein, armes, unglückliches Mädchen, meine Liebe ſoll nicht deine Marter werden; ich will dich glücklich machen, und ewig leiden. Liebſt du ihn, ſo ſey es! Ich will großmüthiger ſeyn, als er; du ſollſt von meinen Thränen nichts ahnen. Er ſtand langſam auf, um zu ihnen zu gehen, und — vielleicht — ihre Hände in einander zu legen; doch goß die Hoffnung, daß Sophie ihn liebte, einen ſüßen Tropfen Freude für dieſe

groſse Minute in ſeine Seele. Als er kaum aufgeſtanden war, kamen Sophie und der Fremde aus der Hütte. Sophie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen, und ſo blieben ſie Beide vor Louis ſtehen. Seine Hoffnung erloſch; nur Schmerz durchglühete ſeine Seele. Er nahm zitternd Sophiens Hand, und fragte zagend, vergehend, mit leiſen Tönen: Sophie, weſſen von uns Beiden biſt du?

Sie ſah ihm ſtarr und ernſt in das Geſicht. „Simon, warum fragſt du das?" Dann legte ſie einen Finger an die Stirn, dachte einen Augenblick nach, und ſagte ſehr ernſt: „Miſstrauen?" Sie unterbrach ſich, fing aber ſchnell wieder an: „und wenn ich dieſen Mann (ſie drückte den Fremden inniger an ſich), wenn ich ihn nun liebte, was würdeſt du thun?" Louis legte ihre Hand mit heftigem Zittern in die Hand des Fremden, und ſagte ſtammelnd: Gott mache euch glücklich! Lebt wohl! Er wendete ſich langſam um, und wollte gehen. Da umarmte ihn Sophie, da drückte ſie ihn an ihre Bruſt, benetzte mit ihren Thränen ſeine Wangen, und rief in zitternder Eil: „edler Menſch!

Ach, jetzt ſehe ich, du glaubteſt, ich liebte ihn. Und du legteſt meine Hand in die ſeine? Nein, dein Mißtrauen beleidigt mich nicht. Eben das, geliebter Simon, könnte ich für dich thun! Ja, jetzt weiß ich, daß ich dich nicht mehr liebe, als du mich. Aber ich bin dein! ewig dein! Dieſer Mann iſt nur mein Freund. Seine Geliebte war — meine Schweſter. Sie ſtarb auf dem Blutgerüſte." — Wollt ihr mich tödten? rief der Fremde, außer ſich. Louis ſtand in Sophiens Armen. Mein? rief er: du liebſt mich? O, Sophie, Sophie! Er warf ſich ihr zu Füßen. Wann willſt du mein ſeyn? wann? — „Dieſen Augenblick; jede Stunde, welche du willſt," ſagte ſie zärtlich. — Er ſprang auf. Morgen, morgen, Sophie, meine Einzige, meine Geliebte! Mein Vater erwartet dich morgen in der Kapelle Gottes Hülfe; da ſoll uns das Sakrament verbinden. — Sie ſtarb auf dem Blutgerüſte! jammerte der Fremde dazwiſchen, und verhüllte ſein Geſicht. Ich bitte euch, eilt! fuhr er fort; ihr kennt das Schickſal nicht! Eilt, ehe es den Tod zwiſchen euch wirft! Ja, ich will noch einmal ein Paar

glückliche Menſchen ſehen. Seyd glücklich; oder ſeyd demüthig, ſeyd geduldig, wenn ihr nicht glücklich ſeyn könnt. Er umarmte Sophien; dann ſchloß er Louis an ſeine Bruſt.

„Dein Vater?“ ſagte Sophie verlegen. „Warum ſchwiegſt du ſo lange von ihm? Was darf ich von ihm erwarten?“

Ein Vaterherz, meine Sophie. Ich ſchwieg, weil . . . Du ſollſt morgen alles erfahren. Mein Vater wird dich lieben, und du ihn.

„Simon, mir iſt ſo ängſtlich! Wie ſoll ich gekleidet ſeyn?“

So, wie jetzt, Sophie. Ich ſage dir, mein Vater iſt ein ſehr edler Mann.

„In Gottes Hülfe? morgen? Holſt du mich ab?“

Ich finde dich unter der Eiche, wo du mich immer zu erwarten pflegteſt. Morgen früh, Sophie.

Sie umarmten einander, und Louis eilte nach Hauſe, um Anſtalten zu ſeiner Verbindung zu treffen.

Als er mir und Annen ſeine Abſicht erklärte, erſchrak ich heftig; denn ich hatte, ob ich gleich Alles wußte, noch immer

die Hoffnung genährt, daß vielleicht nichts aus der Sache werden ſollte. Anne ſchwieg traurig. Ich behauptete, Julie müſſe nichts erfahren. Wir nahmen nun unſre Verabredungen. Louis ſollte früh ſeine Braut in die Kapelle bringen, ich und Anne eben dahin kommen, und Julie unter einem Vorwande zu Hauſe gehalten werden. Ich ſchrieb noch einige Worte an den Geiſtlichen, und Louis übernahm es, das Billet zu beſtellen, was in einer Stunde geſchehen ſeyn konnte. Louis ſteckte mich mit ſeiner Freude an. Ich vergaß über ſein Glück Juliens Schmerz; und hätte ich Annens Seufzer nicht gehört, ſo wäre ich vollkommen zufrieden geweſen. Anne blieb, als ich mich zur Ruhe niederlegte, noch mit Julien allein. Am folgenden Morgen trank ich mit meinen beiden Töchtern Thee; Louis war ſchon fort. Julie jammerte mich. Sie ſaß ſo traurig ſchweigend da, als ob ſie gewußt hätte, was heute geſchehen ſollte. Anne trug ihr einige kleine Arbeiten auf, und ſagte, noch immer natürlich genug: ſie würde mich nach Gottes Hülfe begleiten, wo ich ein kleines Geſchäft mit dem Geiſtlichen hätte.

Julie ſtand auf, drückte Annen mit Heftigkeit in ihre Arme, und verließ das Zimmer.

Ich hatte nicht den Muth, meine Tochter anzuſehen; nur von der Seite bemerkte ich, daß ſie den Kopf bedenklich ſchüttelte, und die Augen trocknete. Wir gingen endlich. (Es war ein ſchöner heller Oktober-Tag.) „Ach, es iſt ein ſchwerer Gang!“ ſagte ich. „Anne, ich bin nie ſo muthlos, ſo ängſtlich geweſen, wie heute. Wir gehen, fürchte ich, bittern Thränen entgegen, den bitterſten vielleicht, die wir noch geweint haben.“

Ich fürchte, mein Vater, ſagte Anne nach einigen Schritten, Julie weiß, wohin wir wollen. Louis ſprach geſtern Abend ſo laut, und ſie war auf der Hausflur. Ich habe ſie nie ſo bewegt, ſo gewaltſam bewegt geſehen, wie geſtern, als ich zur ihr kam. Sie drückte mich an ſich, als ob ſie mich eben auf ewig verlaſſen wollte. Als Louis von Ihnen ging, eilte ſie aus dem Garten in das Haus, gab ihm die Hand, und ſagte in Tönen, die wie ein ewiges Lebewohl klangen: gute Nacht, Louis! Sie hat nicht eine Minute geſchlafen. Ich habe ihr heimliches Schluchzen die Nacht

durch gehört, und dieſen Morgen war ihr Kopfküſſen ganz von Thränen benetzt. Ja, mein Vater, ich fürchte, ſie weiß, weshalb wir nach Gottes Hülfe gehen.

„Es iſt nun einmal nicht anders, Anne!" ſagte ich langſam. „Wir haben doch wenigſtens den Troſt, daß wir ſchuldlos ſind." Ich ſagte das ſo ruhig, wie ich konnte; aber mein Herz war von einer fürchterlichen Angſt ergriffen. Mich erſchreckten tauſend ängſtliche Vorſtellungen. Ich zitterte, daß Julie entweichen oder ſich tödten könnte, und ſtieg mit bebenden Knieen den Hügel hinan, auf dem die Kapelle ſteht. Der Geiſtliche war ſchon da. Ich warf mich an einem Altare nieder, und flehete die Vorſehung an, das Elend, das ich vorausſah, zu mildern, Julien Faſſung zu geben, oder wenigſtens mich ſterben zu laſſen. Auf einmal hörte ich hinter mir ein Geſchrei. Ich ſah mich um, und Julie lag in Annens Armen. Guter Gott! rief ich ängſtlich; muß mich armen Greis mein Unglück auch hierher verfolgen? in dieſes Haus, o Gott, das von deiner Hülfe den Nahmen führt? Ich ſchwankte auf Julien

zu, und fragte zitternd: was willſt du hier, meine Tochter? — „Hier,“ ſagte die Arme mit bleichen, zitternden Lippen: „hier, wo Louis glücklich werden ſoll, hier will ich noch einmal für ſein Glück und um meinen Tod beten!“ Sie warf ſich heftig auf den Stein vor dem Altare nieder, und beugte die Stirn auf deſſen Stufen. Ich warf mich neben ihr hin, und wollte beten; aber — o, Gott verzeihe es mir! — ich verwünſchte mein Daſeyn. Endlich ſprang ſie auf, und rief: „nun ſchnell!“ Sie ſtürzte in meine Arme. „Leben Sie wohl, mein Vater! denken Sie zuweilen an Ihre Julie!“ Ich fühlte, daß ich ſie halten ſollte; aber ich hatte alle Beſinnung verloren, und konnte nichts als ſeufzen. Jetzt warf ſie ſich in Annens Arme, und rief: „nun, Anne! geliebte, theure Anne, leb wohl! Du kennſt meinen Schmerz. Leb wohl! leb wohl! Wenn ich für m i ch bete, ſo bete ich auch für d i ch. Leb wohl!“ — Anne hielt ſie feſt, und rief: Unglückliche! wo willſt du hin? Nein, du ſollſt, du darfſt nicht fort. Helfen Sie mir die Unglückliche halten, Herr Pater! Der Geiſtliche ſprang hinzu, und hielt ſie.

Julie ſagte ſchmerzhaft lächelnd: „Anne, willſt du denn, daß der Anblick ſeiner Geliebten mich hier zu deinen Füßen tödten ſoll? Hier ſoll ich ihn erwarten? Willſt du das?" — Nein, ſagte Anne immer ängſtlicher. Aber ſo laß uns gehen! Was dein Geſchick auch ſeyn wird, ich will es mit dir theilen.

Ich erholte mich jetzt, und umarmte ſie Beide. Ja, ſagte ich; laßt uns gehen! Wir wollen zuſammenbleiben. Louis iſt glücklich. Er bedarf unſer nicht; aber du, liebſtes Kind, bedarfſt unſrer Thränen. Ich faßte ihre Hand; ſie riß ſich los, und ſagte heftig: „Vater, ich bin entſchloſſen, mich von Ihnen zu trennen. Halten Sie mich nicht; gehen Sie auch nicht mit mir! Gewiß, ſonſt bleibe ich hier. Um Gottes willen, laſſen Sie mich gehen! Er kommt; er muß gleich kommen, und dann. . . .! O, ihr Grauſamen! wollt ihr mich zwingen, hier, hier zu ſterben? Laßt mich! Ich will, ich muß fort!"

Unſre Angſt ſtieg immer höher; unſre Verzweiflung wuchs mit jedem Pulsſchlage. Ich wollte ſie in die Sakriſtei ziehen, die einen Ausgang auf das Feld hat, woher Louis

nicht kommen konnte; aber ſie riß ſich los, umfaßte eine Säule des Altars, und verſicherte noch einmal ſehr heftig, daß ſie entweder allein gehen oder hier bleiben wollte. Der Geiſtliche begriff nicht, wovon die Rede war. Anne lag vor Julien auf den Knieen, und ich ſuchte zitternd ihre Hände von der Säule los zu machen. Jetzt rief der Küſter die ſchrecklichen Worte in die Thür: ſie kommen! In dem Augenblicke ſtürzte Julie durch uns weg, die Stufen des Altars hinunter, gegen die Kirchthür hin. Ich rang die Hände. Anne lag noch auf den Knieen. Da hörten wie Julien ſchreien: „o, barmherziger Gott!“ und ſahen ſie niederſinken. Wir, ich und Anne, wollten die Stufen hinuntergehen; da ſtieß auch Anne einen lauten Schrei aus, taumelte an meine Bruſt, und ſank leblos in meine Arme.

Ich armer alter Mann warf, von dem Allen betäubt, einen Blick vor mich hin, und ſah — ſah meine verlorne Tochter, meine Adelaide, bei der Kirchthür an der Hand ihres Bruders, meines Sohnes. Nein, ich kann dem Leſer meine Empfindungen nicht beſchreiben.

beſchreiben. Ich wollte Adelaiden meine Arme entgegenſtrecken, und mußte doch Annen, die ſterbende Anne, halten. Das Leben ſchien in mir aufzuhören; ich verging.

Adelaide kam langſam näher. Sie ſchlug die Augen auf, erkannte mich, riß ſich von Louis los, ſtürzte — gerade eben ſo, wie in Salins zum Tode — durch die Kirche zu dem Altare hin, und fiel laut ſchreiend zu meinen Füßen nieder. Mit jedem Augenblicke ſchrie ſie lauter; und ich mußte Annen halten, und konnte nichts als Adelaiden mit der letzten Kraft meines Lebens anblicken. Da ſtürzte — o Gott! Gott! war es noch nicht genug! — da ſtürzte Borde herzu, weil er mich erkannte. Als er eben die Stufen hinaufſpringt, erkennt er auch Annen, ruft: Anne! Anne! daß die Kapelle wiederhallt, und reißt ſie mir weg, in ſeine Arme. Nun ſchwankte ich an das Herz meines knieenden Kindes. „Adelaide!" das war Alles, was ich doch endlich zitternd ſtammeln konnte. Ich hielt ſie ſanft an meine Bruſt gedrückt, und meine Thränen rollten über ihre Stirn auf ihre blaſſen Wangen. Jetzt hörte ich auch Annens

Stimme: „Borde!“ rufen. Adelaide machte eine Bewegung aufzuſpringen, als ſie dieſe Stimme hörte. Aber ich ſagte, noch immer zitternd: du biſt mein! und drückte ſie feſt an mein Herz, damit ſie nicht Annen ſehen und mich verlaſſen ſollte. Ich ſah, ich hörte nichts, als mein Kind, mein liebſtes Kind, meine Adelaide. Ueber ſie hin weinend, und ſchluchzend, drückte ich ſie immer feſter an mich. „Wo iſt meine Adelaide?“ rief Anne; „ich habe ſie geſehen!“ Sie ſtreckte, von Borden umfaßt, Adelaiden die Arme entgegen. Borde beugte ſie zu uns hin. Sie knieete nieder, und Borde neben ihr; Beide ſchlugen ihre Arme um uns. Ich rief furchtſam: „Adelaide iſt mein Kind! ſie iſt mein!“ So lagen wir da alle Viere auf den Knieen, und wußten von nichts. Wir würden uns auch dieſer Minute — ſo lange währte der Auftritt nur — gar nicht beſtimmt erinnern können, wenn nicht der Geiſtliche uns nachher davon erzählt hätte.

Louis, der ſich Anfangs mit Julien beſchäftigt hatte, ſieht uns endlich auf den Knieen und einen in des andren Armen liegen. Er lehnt Julien an einen Pfeiler, eilt

hinzu, und ſieht, daß Anne jetzt Borden umarmt, jetzt ihre Schweſter an ſich drückt. Als er die Nahmen „Borde! Adelaide!" hört, wird er bleich. Er wankt endlich zu dem Geiſtlichen, und fragt ihn zitternd: was iſt das? erhält aber die Antwort: noch ſeh' ich nichts deutlich.

Nun nähert er ſich furchtſam, ergreift Adelaidens Hand, und ſeufzt: Sophie! Da ſpringt Adelaide auf, und wir Alle mit ihr. Sie blickt ängſtlich auf Louis, dann auf mich und auf Annen. Auf einmal wirft ſie ſich an meine Bruſt, und ruft: ich bin ſeine Schweſter? — „Ja, Adelaide, mein geliebtes Kind!" antworte ich; „das iſt dein Bruder Louis. Wir ſind jetzt Alle wieder beiſammen! Wir haben dich wieder!"

Ich hatte Alles vergeſſen, und begriff in der That nicht, warum mein Sohn ſo zitternd in der Ferne ſtand und ſein Geſicht mit den Händen bedeckte. „Es iſt Adelaide!" rief ich; „deine verlorne Schweſter, mein liebſtes Kind!" Ich führte ſie einen Schritt auf ihn zu. Sie hob ſich langſam von meiner Bruſt auf, ſah ihn an, ohne mich zu verlaſſen, und

ſeufzte: ich Unglückliche! Erſt jetzt fiel mir alles ein. Ich wurde bleich und ſtarr. „Ach, Anne!" ſagte ich zitternd; „ſo ſind wir glücklich geworden, um noch unglücklicher zu werden! O, wollte Gott, daß ich todt wäre!" Adelaide umfaßte mich ſchnell, mit blitzenden Augen und fliegendem Buſen. Leiſe, aber majeſtätiſch, ſagte ſie: „mein Vater, Sie ſollen glücklich ſeyn." Sie trat auf Louis zu, und reichte ihm die Hand. „Mein Bruder Louis!" dann warf ſie beide Arme um ihn, und ſagte zärtlich: „ſo wie wir, lieben ſich die reinen Geiſter einer beſſeren Welt." Noch ſah er ſie finſter an; doch bald wurde ſein Auge heiterer. Er hob beide Arme, drückte ſie an ſich, und rief: ſo lieben ſich Bruder und Schweſter, meine Adelaide! — „Mein Bruder Louis!" — Meine Schweſter Adelaide!

Wir flogen in ihre Umarmungen, und ich ſegnete ſie. Außer mir vor Freude, umarmte ich ſie einen nach dem andern. Dann warf ich mich an dem Altare nieder, und wollte beten; aber, ach! ich ſprang wieder auf, wenn ich Adelaidens Stimme hörte, und umarmte ſie immer aufs neue. Endlich drang der Geiſtliche, der bisher in einiger Entfer-

nung geſtanden hatte, mit Fragen in uns; und nun erwachten wir aus unſrer frohen Betäubung. Wir erzählten ihm Alle auf einmal, und unterbrachen die Erzählung jeden Augenblick mit zärtlichen Liebkoſungen. Und wer, fragte er mich, weil ihm Alles undeutlich blieb: — wer ſollte denn kopulirt werden? — „Wer?" rief ich: „wer, fragen Sie? Hier meine Tochter Anne, und mein Sohn Borde." Adelaide ging bei Seite, nahm den Kranz aus ihren Haaren, und ſetzte ihn Annen auf. Borde ſtand jetzt bei Julien, die noch immer nicht näher gekommen war, und brachte ſie zu uns. Sie warf ſich erröthend an den Buſen ihrer Anne, und ſchlug die Augen nieder.

Anne fliſterte ihr zu: ſiehſt du, daß wir Ein Schickſal haben, liebe Julie? Wir weinten Beide; wir werden auch Beide glücklich ſeyn. Julie ſchüttelte ſanft den Kopf, und wagte es noch immer nicht, die Augen zu erheben. Adelaide zeigte mir den Brautkranz in Annens Haar. Ich verſtand ſie, führte Borden zu ſeiner Geliebten, legte ihre Hände zuſammen, und ſagte: „Gott ſegne euch, meine Kinder!" Sie mußten vor dem Altare

niederknieen. Wir Alle knieeten hinter ihnen; und nach einigen Minuten waren ſie auf immer vereinigt.

Ich hatte den Wunſch, auch meinen Sohn mit Julien getrauet zu ſehen, und ſagte das Adelaiden. Sie wußte ſchon, daß Julie ihn liebte; Louis hatte es ihr auf dem Wege nach der Kapelle geſagt, um ihr zu erklären, weshalb er nicht eher von mir geſprochen hätte. „Ich wünſchte," ſagte ich, „ſie würden gleich jetzt getrauet, liebſte Adelaide." — Adelaide antwortete: gewiß, mein Vater, Julie wird meines Bruders Gattin. Aber, Vater, wir müſſen ſie nicht erniedrigen. Louis ſoll ſie erſt lieben!

Ich war ſo matt, daß ich zu Hauſe zu ſeyn wünſchte. Adelaide führte mich, Louis Julien, und Borde ſeine Braut. Julie allein war nicht fröhlich; ſie ging ſtumm, und öfters erröthend, neben Louis her. Zu Hauſe trafen wir ſogleich Anſtalten, unſre neuen Gäſte zu beherbergen. Julie und Adelaide bekamen Louis Kämmerchen; Louis ſchlief nun wieder bei mir, und Anne theilte ihr Zimmer mit Borden. Dieſe Einrichtungen zerſtreuten uns ein wenig; wie hätten wir ſonſt unſer

Glück ertragen wollen, ohne zu vergehen? Endlich ſetzten wir uns in einem Kreiſe zuſammen, um zu erfahren, welch ein Wunder Adelaiden und Borden erhalten hatte.

Adelaide erzählte zuerſt. Sie glaubte aus unſren Armen auf das Blutgerüſt zu gehen; man brachte ſie aber in das Gemeindehaus. Die, welche mit ihr dahin geführt waren, wurden einer nach dem andren in das Zimmer vor die Militair-Kommiſſion gerufen. Adelaide ſaß auf dem Saale an einem Fenſter. Sie hatte geglaubt, mit großem Muthe den letzten Weg gehen zu können; doch jetzt erwachte die Liebe zum Leben mächtig in ihrer jungen Seele. So oft die Thür aufging, fuhr ſie zuſammen, und ſah mit dem bleichen Geſichte ſtarr gen Himmel. Endlich näherte ſich ein junger Mann; er blieb vor ihr ſtehen, und ſeufzte mit ſichtbarem Mitleiden. Sie ergriff ſeine Hand, und ſagte: „o, muß ich ſterben?" — Armes Schlachtopfer! ſagte der junge Mann; die Lyoner ſind verloren!

„Aus Lyon bin ich nicht," erwiederte Adelaide, und hielt den ſtarren, Hülfe verlangenden Blick auf ihn gerichtet. — Nicht aus Lyon? fragte er ſchnell. Wer ſind Sie?

Adelaide nannte ſich ihm, und fing an zu erzählen. Er unterbrach ſie ſchnell: „Sie ſind noch nicht vierzehn Jahre alt, und nicht aus Lyon. Ihr Vater hat Ihnen nicht geſagt, wohin er wollte.“ Er drückte ihr die Hand, und warf noch einen mitleidigen Blick auf ſie. In dieſem Augenblick wurde ſie gerufen. Er riß ſeine zitternde Hand aus der ihrigen, und ſagte: „könnte ich für dich ſterben, holdes Geſchöpf! Noch nicht vierzehn Jahre! vergeſſen Sie das ja nicht!“ Sie trat in das Zimmer der Kommiſſion. Man las ihren Nahmen vor, nebſt dem Geſtändniſſe, daß ſie habe auswandern wollen, und fragte dann, ob ſie etwas zu ihrer Vertheidigung anführen könne.

Zitternd ſagte ſie: ich bin nicht aus Lyon ausgewandert, Bürger. Meine Eltern führten mich, ich wußte nicht, wohin. Was ſollte ich es auch wiſſen? ich werde ja erſt in einigen Wochen vierzehn Jahre alt. „Noch nicht vierzehn Jahre?“ ſagte ein ernſter Mann, in deſſen Geſicht ein ſchwerer Kummer lag; „und du biſt nicht aus Lyon ausgewandert?“ — Adelaide erzählte mit Beſonnenheit einen Theil unſres traurigen Schickſals. — Wie li-

ſtig! ſagte ein Menſch mit einem boshaft lächelnden Geſichte. Das Urtheil iſt geſprochen! „Mit nichten,“ erwiederte der Ernſte; „die Strenge des Geſetzes trifft hier die Lyoner, und Menſchen, die ihren Willen gebrauchen können. Dies Mädchen iſt noch ein Kind.“ — Die Tochter eines Adeligen! fuhr der zweite auf. — „Es giebt in Frankreich keinen Adel mehr,“ ſagte der erſte majeſtätiſch. „Sie iſt eine Franzöſiſche Bürgerin, und das Geſetz nimmt ſie in Schutz. Wäre ſie älter, dann müßte ſie ſterben, dann könnte ich nichts, als ſie bedauern.“ — Ob ſie nicht aus Lyon, und nicht über vierzehn Jahre alt iſt: das fragt ſich. — „Die Unterſuchung gehört nach Dijon, Bürger, und nicht vor uns. Ich freue mich, daß ich einmal begnadigen darf.“ Er führte Adelaiden hinaus, rief den jungen Mann, ſeinen Sohn, der noch da ſtand, und ſagte: „mein Sohn, führe das junge Mädchen in ein Zimmer. Sie ſoll nach Dijon vor das Departement. Du haſteſt mit deinem Kopfe für ſie.“ Der junge Mann führte Adelaiden in ein kleines Zimmer, vor dem ein Garde ſtand. „O, Gott ſey Dank!“ rief er, als er mit ihr allein war. „Aber biſt

du auch gerettet?" Adelaide fiel ihm zu Füſſen. Er hob ſie auf. „Schnell! biſt du gerettet? Du ſollſt nach Dijon. Was fürchteſt du da?"

Den Tod! antwortete Adelaide, und ſenkte das bleiche Geſicht auf ſeine Hand. „Dennoch den Tod!" ſeufzte der junge Mann. Auf einmal glühete ſein Geſicht, und ſein Auge funkelte. Er drückte Adelaiden mit Heftigkeit an ſich, und eilte dann zur Thür hinaus. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. „Hier, nimm, nimm!" Er gab ihr Papiere in die Hand. Es war ein Paß nach Pontarlier, und ein mit dem großen Kommiſſions-Siegel verſehener Befehl an die Garden, Vorzeigerin der Schrift im nächſten Dorfe (welches benannt war) in Freiheit zu ſetzen. „Das wird dich retten," ſagte er ängſtlich. „Dich wird es gewiß retten. Hier nimm auch dies." (Er drang ihr ein Päckchen Aſſignate und etwas Geld auf.) „Und nun fliehe dies Land, worin mein Vater ſtirbt, weil er zu morden gezwungen iſt. Leb wohl, unſchuldiges, unglückliches Mädchen, leb wohl!" Sie warf ſich vor ihm nieder, und ſagte: o, retten Sie auch meinen Vater, meine

Schweſter! Er legte ihr aber die zitternde Hand auf den Mund. „Schweig, ich bitte dich, Arme! Wer jetzt Einem das Leben rettet, o! der hat Wunder gethan. Mädchen, weißt du, wie ich dich rette? (Er zeigte auf das Siegel.) Mit einem Todesverbrechen! Leb wohl, und vergiß mich nicht!" Er drückte ihr noch die Hand, und verließ ſie.

Am Abend wurde ſie auf einen Wagen geſetzt, und ein Garde fuhr mit ihr. Im nächſten Dorfe übergab ſie ihren Freiheitspaß. Der Garde ſagte lächelnd: ich weiß ſchon; der junge Garnier hat mir Nachricht gegeben. Wir wollen zum Maire. — Der Maire des Dorfes fand das Siegel richtig, und gab Adelaiden ohne weiteres Bedenken ihre Freiheit. Der Garde ließ ſich von ihm den Vorgang bezeugen, und ging dann weiter nach Dijon. Adelaide blieb bei dem Maire in einem faſt bewußtloſen Zuſtande. Sie wollte am Morgen wieder nach Salins; der Maire, ein guter Mann, ſagte ihr aber: ihr Paß bezeichne einen andren Weg, nach Pontarlier. Er erbot ſich, ſie eine Strecke zu fahren, und fuhr ſie wirklich einige Meilen weit. Nach einer Wanderung von einigen Tagen erreichte ſie,

unter dem Schutze ihres Paſſes, glücklich Pontarlier.

Hier bekam ſie die ſchreckliche Nachricht von unſrem Tode. Ein Bauer erzählte: in Salins wären ein alter Mann und ſeine Tochter erſchoſſen worden. Adelaide beſchrieb meine Geſtalt, Annens Geſtalt, und unſre Kleidung. Der Bauer ſagte, es träfe alles zu. Ach, es fehlte nicht viel, ſo hätte ihr Schmerz ſie hier aufs neue verrathen. Sie verließ endlich das blutige Land, und ſuchte eine finſtre Einöde, wo ſie ihrem Schmerze leben könnte. So kam ſie von einem langen Wege erſchöpft an die Hütte, vor der Louis ſie bald nachher kennen lernte. Sie pochte an. Der alte Graf, der ſchon einmal, als wir unter der Brücke ſaßen, ihr Schutzengel geweſen war, öffnete die Thür, und erkannte ſie. Sie ging zu ihm hinein, und erzählte ihm ihr weiteres Schickſal.

Der Graf ſchloß ſie in ſeine Arme. Komm, mein Kind, ſagte er; du haſt keine Eltern mehr; und ich — ich habe meine Tochter auf ewig verloren. Sey du mir nun alles, ſo wie ich dir alles ſeyn will. Sie blieb bei ihm, und er nannte ſie mit dem Nahmen ſeiner

Tochter: Sophie. Wie Louis ſie kennen lernte, weiß der Leſer ſchon.

„Aber,“ fragte ich: „wie war es möglich, daß du deinen Bruder nicht erkannteſt, Adelaide? Er mußte ſich doch irgend einmal verrathen; oder du mußteſt es.“ (Sie ſeufzte, und Louis ging ſchnell hinaus.) „Ihr kennt einander ſchon ſo lange. Wie war das möglich?“ —

Er hieß Simon, erwiederte ſie; und ich Sophie Pons. Ich hatte ihn ſeit meinem ſiebenten oder achten Jahre nicht geſehen. Er ſprach nie von Ihnen, mein Vater, und auch ich ſchwieg von meinem unglücklichen Geſchikke, weil ich feſt entſchloſſen war, nie irgend einem Menſchen meinen Stand zu entdecken. Ich hielt ihn wirklich für einen ausgewanderten Pächter, und trug um ſo mehr Bedenken, ihm zu ſagen, in welchem Stande ich geboren war. Auch fragte er mich nicht darum. Er hatte meinen Vater todt geſehen, und war nun in einem ſehr natürlichen Irrthume. Ich bemerkte bald, daß er abſichtlich von ſeinen Verhältniſſen ſchwieg, und mochte nicht in ihn dringen, damit er nicht daſſelbe thäte. Als Borde kam, war eine Erklärung noch weniger

möglich; es fehlte an Veranlaſſungen dazu, da Borde vor Gram nicht ſprach, und ich ihn ſchonen mußte, ob ich gleich das Mißtrauen, den Unwillen meines Bruders wohl bemerkte. Kurz, wir waren Beide entſchloſſen zu ſchweigen.

„Großer Gott!" rief ich; „welches Unglück hätte daraus entſtehen können! Wenn wir nicht in der Kapelle gegenwärtig waren, ſo wurdeſt du die Frau deines leiblichen Bruders."

Die letzten Worte hörte Louis noch, der eben wieder in das Zimmer kam. Er näherte ſich furchtſam Adelaiden, die ihr Tuch vor die Augen hielt. Ach! ſagte er, — es waren ſeine erſten Worte: — ach, ich habe viel verloren, aber auch unendlich viel bekommen; eine ſolche Schweſter! Adelaide ſah ihn an. Beide wollten einander an ihr Herz drücken; ſie hoben ſchon die Arme dazu, und ließen ſie erblaſſend wieder ſinken. Louis ging zum zweitenmale aus dem Zimmer. Man ſah, welche Anſtrengung ſeine Lage ihm koſtete.

Nun mußte Borde erzählen. Eben dieſer edle Garnier, hob er an, ein Bekannter von mir, aus Paris her, hat auch mich gerettet.

Als

Als ich auf dem Saale ſtand, und mein Todesurtheil erwartete, ſah er mich an, und ſchien ſich auf mein Geſicht beſinnen zu wollen. Leb wohl, Garnier! ſagte ich, und bot ihm die Hand. „Wer biſt du?“ fragte er. — Erinnere dich der blinden Bettlerin vor dem Hauſe des Miniſters. (Da hatte ich ihn kennen lernen.) „Borde!“ rief er, und warf ſich in meine Arme. Er winkte ſeinen Vater heraus, und ſagte ſchluchzend, auf mich hin weiſend: „Vater, das iſt Borde, der für die Blinde bettelte, mein Freund!“ Der Vater ſeufzte: Gott! auch der?. . Aus Lyon? fragte er dann ſchnell. — Nein, ich bin nie in Lyon geweſen! — Er legte die Hand an die Stirn, zuckte die Achſeln, und ſeufzte: ich kann nicht. Sein Sohn warf ſich ihm zu Füßen. Ich ſtand in der That ſehr gleichgültig da, obſchon über mein Leben unterhandelt wurde. Nun fliſterte der Vater ſeinem Sohne lange etwas ins Ohr, und ging dann. Ich wurde erſt ſpät gerufen. Garnier, der unterdeſſen mit mir ſprach, konnte mich nur mit Mühe bereden, mein Leben zu retten. Als ich in das Zimmer der Kommiſſion trat, ſah

der alte Garnier mich an, und fuhr dann auf mich zu: „Borde? Böſewicht! du ſchändlichſter aller Menſchen!“ Die übrigen Kommiſſaire ſtanden mit Verwunderung auf. Garnier hatte alle Gefangenen mit Güte behandelt, und mit mir machte er eine Ausnahme. „Die Andern,“ fuhr er fort, „haben den Tod verdient; du verdienſt ihn zehnfach.“

Er erbrach ein Paket Papiere, das vor ihm lag, und nahm einen Bogen heraus. „Wilhelm Borde aus Soiſſons?“ Ich bejahete. „Du biſt das Haupt eines Mörder-Klubs in Soiſſons, der ſich verſchworen hat, die Mitglieder des Wohlfahrtausſchuſſes zu ermorden.“ Ich bejahete wieder. Alle ſchrieen laut auf vor Abſcheu. „Nenne deine Verbundenen, Böſewicht!“ Ich lächelte, und ſchwieg. Er ſah ſeine Kollegen an. „Dürfen wir es wagen, ihn hier zu richten?“ Nein! riefen alle; er muß nach Paris! Garnier ſuchte Schriften aus (ſehr unbedeutende, wie ich ſchon wußte), und ſiegelte ſie ein. Er ließ mich wegführen. Erſt nachher gab er den Garden, die mich bewachten, eine Nachricht mit, die mich betraf. Ich wünſchte, den jungen Garnier noch zu ſprechen, bekam aber bloß einen

Zettel von ihm, worin er Abſchied von mir nahm. In Paris wurde ich in ein Gefängniß geſetzt, und blieb ſo lange darin, bis Robespierre fiel. Dann war es mir nicht ſchwer, meine Freiheit wieder zu erhalten. Ich ging nach Salins; aber niemand konnte mir Nachricht von euch geben. Auf der Stelle, wo die Guillotine geſtanden hatte, knieete ich nieder; ich glaubte ja, daß auch Annens Blut dort gefloſſen wäre! Dann ging ich in die Schweiz, Julien aufzuſuchen. Ich fand Adelaiden; nun verlor ich die letzte Hoffnung, euch wieder zu ſehen. Und jetzt . . . — er warf ſich vor Annen nieder — o Seligkeit ohne Maaß!

So erzählten wir nun Alle, was uns begegnet war. O, meine Kinder, rief ich, wollten wir nun nicht Muth haben zum Leben? Was kann uns noch treffen, das ſchwerer wäre, als was wir ſchon ertrugen? Wo iſt ein Unglück, dem wir jetzt nicht die Stirn bieten könnten? Und was hat unſer Schickſal gethan? Uns zu beſſeren Menſchen gemacht. Wir ſind demüthiger, ſtandhafter, einiger geworden, umfaſſen uns mit einer reinern, ſtärkern, innigern Liebe. Auch ſind wir glückli

cher. Ja, ich will es nur geſtehen, meine Kinder, eine immerwährende Aengſtlichkeit — ich wußte ſelbſt nicht, wovor — hat ſonſt mein Leben verbittert. Jetzt aber, meine Kinder, bin ich durch mein Geſchick ſtandhaft und ruhig geworden. Uns Alle, einen nach dem andren, hat das Elend getroffen; aber wir haben es mit Muth, mit Geduld, mit Tugend beſiegt, und Louis . . . — er fiel mir mit dem bleichen, finſtern Geſicht in die Augen — auch du, mein Sohn, wirſt noch glücklich werden. — Ja, rief er laut; gewiß! O, Gott! ich bin es ſchon jetzt. Ja, mein Vater, ja, meine Schweſter, ich bin glücklich! — Adelaide ſprang auf. Beide umarmten ſich zum erſtenmale wieder, und riefen: „Bruder! Schweſter!"

Es entſtand ein lautes Jauchzen im Zimmer. Wir Alle eilten in ihre Umarmungen, und riefen die zärtlichſten Nahmen, welche die Erde hat: „Vater, Bruder, Schweſter, Weib, Mann, Sohn, Tochter!" Die arme Julie ſchlug zum erſtenmale wieder hell die Augen auf, warf ſich in Adelaidens Arme, und ſagte freudig: meine Schweſter! Bald gingen meine drei Töchter, nach einer kleinen

Verabredung, hinaus und arbeiteten zuſammen an einer Mahlzeit von drei Schüſſeln. Bei Tiſche ſchonten wir heute ſelbſt den Wein nicht, und brachten Geſundheiten aus: die erſte dem Retter unſres Glückes. Kein Auge blieb trocken, als Anne ſagte: auf des edlen Garniers Wohl! Wir feierten ſein Andenken mit einer ſtillen Minute, und ließen eine Thräne in unſre Gläſer fallen.

„Auf das Heil unſres Vaterlandes!“ rief ich, und hob mein Glas. Borde und mein Sohn ſtießen feurig mit an; die Mädchen etwas lau. Adelaide ſagte, um mich zu verbeſſern: „allen Menſchen Heil!“ Ich ließ mir aber meine Geſundheit nicht nehmen, und die Gläſer klirrten. — „Die Zufriedenheit aller Ausgewanderten!“ ſagte Anne mitleidig. „Die gebe ihnen Gott!“ rief ich. — „Und gebe ihnen Liebe, Demuth und Geduld!“ ſagte Adelaide; „und laſſe ſie mitleidige Herzen finden!“ ſagte mein Sohn; „und mache Frankreich menſchlich gegen ſie!“ rief Borde. Wir ſtießen ſanft an, tranken in mitleidiger Stille, und ſprachen dann lange von den Unglücklichen. Ach, ſagte ich; wie Viele mögen jetzt im Oktober ohne Ob-

dach, ohne trocknes Brot, ohne einen Tropfen Wein, unter dem kalten Himmel liegen!" Wir Alle ſchoben die Gläſer von uns weg, und ich pfropfte die Flaſche zu; niemand hatte mehr den Muth zu trinken. „Wie viele Liebende, wie viele Eltern und Kinder mögen getrennt ſeyn! wie viele Brüder und Schweſtern mögen . . ." — O, meine Schweſter Adelaide! unterbrach mich Louis; und ich ſchwieg.

O, ſagte Borde, träte doch einer von den Deputirten einmal auf, und zeigte das Elend, in das ſo viele Familien verſunken ſind! Aber dieſe Rede . . .

„Dieſe Rede?" fiel ich ein; „ich will ſie euch vorleſen. Louis unterbrich mich nicht. Sie iſt durchaus ſchön. Ich weiß wohl, ihr könnt nun einmal keinen Geſchmack an ſo etwas finden. Aber eine Stelle müßt ihr hören; ſie paßt auf die Ausgewanderten, als ob ſie jetzt geſchrieben wäre." Ich ließ mich durch die langen Geſichter, die Alle machten, nicht ſtören, ſondern holte meinen Iſokrates, ſchlug den Plataikus auf, und las mit lauter Stimme: „Kann Jemand Unglücklichere finden, als uns? Unſres Vaterlandes, unſres Eigen-

thums, unſres Vermögens beraubt, irren wir als Bettler umher, ohne einen Zufluchtsort zu wiſſen. Verjagt aus dem Vaterlande, durchſtreifen wir ohne Muth, und auf unbekannten Wegen Griechenland; und jedes Haus, das uns aufnimmt, macht uns unglücklich. Nimmt uns der Arme in ſeine Hütte, ſo jammern wir über unſer Elend und über das ſeinige, das wir mit ihm theilen müſſen. Nimmt uns ein Reicher auf, ſo brennen unſre Wunden von neuem wieder. Neid erwacht nicht bei uns; aber wir ſehen in dem fremden Ueberfluſſe, wie viel wir verloren haben. So iſt kein Tag für uns ohne Thränen. Wie, meint ihr, muß uns zu Muthe ſeyn, wenn wir unſre Greiſe, die beſſere Tage erlebt haben, in Mangel und Verachtung ſterben ſehen? wenn unſre Kinder, deren Wiege Glück, Ueberfluß und eine freie Erziehung umgaben, jetzt für ein wenig Brot dienen müſſen? betteln müſſen, um nur ihr Leben hinzuhalten? Ach, der Ruhm ihrer Vorfahren, ihr eigenes unſchuldiges Alter, und unſere Liebe zu ihnen verlangten es anders. Aber das iſt erſt das höchſte Elend, daß wir Alle von einander geriſſen werden, nicht nur Bürger von Bürgern,

ſondern Männer von den Weibern, Kinder von den Müttern, Verwandte von Verwandten. Dazu zwangen uns Hülfloſigkeit und Mangel. Wir bitten nun aber, daß ihr unſer Elend ins Auge faſſen mögt.“ —

Die Stelle iſt ſchön! unterbrach mich Louis; ich kenne ſie, mein Vater. Was nun folgt, gehört wohl nicht mehr dazu; und Sie ſehen, Vater, daß alle unſere Augen benetzt ſind. — Das waren ſie wirklich. „Das Uebrige, ſagte ich, iſt nicht ſchlechter; und ich ſtehe dafür, hätteſt du mich weiter leſen laſſen, ihr würdet noch haben ſchluchzen müſſen.“ — Sollen wir das heute? erwiederte Louis. — Ich machte mein Buch zu. Warum ſollten wir jetzt auch weinen, da wir ſo glücklich waren? — Sie verließen mich nun einer nach dem andren. Als ich mich allein befand, las ich die Rede ganz durch, und zwar laut, als ob ich vor dem Nationalconvent ſtände. Um Mitternacht, als ich damit zu Ende war, legte ich mich ruhig nieder, in dem Gefühle, daß es, wenn ich auch die Rede nicht wirklich gehalten hätte, mir doch wenigſtens nicht an Muth fehle, ſie zu halten. Ich ſchlief die Nacht ruhig und ſanft.

Am folgenden Morgen kam Anne nicht zum Thee. Ich trank mit Julien und Adelaiden allein; denn Borde und Louis gingen weg, Adelaidens Sachen aus ihrer Hütte in unſre Wohnung zu ſchaffen. Erſt nach dem Thee kam Anne. Sie hatte an den jungen Garnier geſchrieben, deſſen Familie ein Gut bei Salins beſaß, und wollte es nun darauf wagen, ob ihr Brief, aus dem ein Herz voll Liebe, voll Dankbarkeit ſprach, in ſeine Hände kommen würde. Jeder von uns ſetzte noch einige Worte hinzu; Adelaide ſchrieb unter heißen Thränen. Wir ſchickten den Brief nach Lauſanne auf die Poſt, und wurden heiterer, weil wir das Bewußtſeyn hatten, eine Pflicht unſrer Herzen erfüllt zu haben.

Adelaidens Sachen wurden gebracht. Wir trafen nun Einrichtungen, und ſetzten noch ein Kämmerchen in Stand. Dann gaben wir einander die Hände, und ſchworen, uns nie zu verlaſſen. Unſer Vermögen reichte zu, uns nothdürftig zu erhalten; Borde und Louis verſprachen überdies, für unſre Bequemlichkeit, für den Ueberfluß zu arbeiten. Wir waren heiter, zuweilen ſogar muthwillig; nur Julie und Louis nicht. Gegen Abend verließ

Adelaide das Zimmer, und Louis folgte ihr bald nach. Ich ſah ſie Beide erſt ſchnell oben auf dem Weinberge auf und nieder gehen, und ſehr eifrig mit einander ſprechen. Dann trockneten ſie ſich die Augen, und kamen den Weinberg herab. Unten an den Tannen ſtanden ſie wieder, und ſprachen aufs neue lange und eifrig. Adelaide ſetzte ſich mit ihm auf Annens Grabhügel. Louis hatte ſeine Hand an die Stirn gelegt; Adelaide wurde immer eifriger, und ich ſah, mit welcher Stärke ſie redete. Endlich fielen ſie einander in die Arme, und blieben lange ſo ſtehen. Dann knieeten ſie nieder (Adelaide zuerſt), und gaben einander, wie verſichernd, die Hände. Louis ſtand heiter auf. Er faßte Adelaidens Hand, küßte ihre Wange, und kam nun mit ihr wieder in das Zimmer.

Als ſie hereintraten, ſah man eine ſanfte heitere Rührung in ihren Geſichtern. Meine gute, liebe Schweſter! ſagte Louis von dieſem Augenblick an immer, ſo oft er ſie anredete; geſtern hatte er ſie, Einmal ausgenommen, immer Adelaide, oder wohl gar Sophie, genannt. Er ſetzte ſich dieſen Abend bei Tiſche neben Julien, und bemühete ſich, ohne ge-

zwungen zu ſeyn, ganz ſichtbar um ihr Ver-
trauen. Ohne Zweifel hatte Adelaide darüber
mit ihm geſprochen; denn unbemerkt trat ſie
zu Louis, und ſagte leiſe: ich danke dir, mein
edler Bruder!

Es dauerte lange, ehe Julie wieder unbe-
fangen wurde; doch endlich ſtellte meines Soh-
nes freimüthiges, zutrauliches Benehmen, das
er nie übertrieb, auch ihre Ruhe wieder her.

Vierzehn Tage nach der glücklichen Wen-
dung unſres Schickſales, öffnete ſich, als wir
eben beim Thee ſaßen, die Thür, und es trat
ein junger Mann herein. „Garnier!" riefen
Borde und Adelaide. Wir ſprangen Alle auf,
und in wenigen Augenblicken lagen ſechs glück-
liche Menſchen zu ſeinen Füßen. Auch er
warf ſich mitten unter uns nieder. Es war
ein ſehr rührender Anblick. „Habe ich Sie
gerettet?" fragte er Adelaiden, die ihn um-
armte, und betrachtete ſie mit flammenden
Augen. „Ja, ſie iſt gerettet!" rief jeder von
uns. Als der erſte Sturm der Freude vor-
über war, ſetzte er ſich zwiſchen Adelaiden
und Annen. Sein Vater war todt; der
Tag, der uns die Freiheit gab, hatte ihm das
Leben gekoſtet. Man beſchuldigte ihn, er ha-

be den Volksauflauf angeſtiftet. Sein Sohn verlor in dem Prozeſſe einen Theil ſeines Vermögens, und lebte ſeitdem zu Salins in der Stille, als ihm Annens Brief gebracht wurde.

„Ach," ſagte er, „als ich dieſen Brief bekommen hatte, als ich wußte, daß ..." — er ſtockte — „daß Sie noch lebten, Mademoiſelle St. Julien: da ſchickte ich den Ueberreſt meines Vermögens insgeheim nach Lauſanne, und folgte nach, um Borden, um Sie" — das ſagte er erröthend — „wieder zu ſehen."

Und — ſagte Adelaide ſchnell — und um bei uns zu bleiben, ewig bei uns zu bleiben, denen ſie das Leben erhielten?

Er ſah ſie lächelnd an. Ohne zu antworten, fragte er mit einer Art von Unruhe: „wer ſind Sie denn alle?" Wir nannten ihm einen jeden. „O," ſagte er jetzt fröhlich zu mir, „darf ich Ihr Sohn ſeyn?" Ich drückte ihn an mein Herz. Wir umarmten ihn einer nach dem andren, und ſo war er unter uns aufgenommen. Anne nannte ihn mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit ſogleich Bruder, und du. Sie alle nannten ihn Bruder; und er ſie: Schweſter und Bruder; aber ſchon

nach einigen Tagen merkte ich, daß er meine jüngere Tochter lieber A d e l a i d e nannte.

Er wurde mit jedem Tage zärtlicher gegen Adelaiden, wie ſie gegen ihn, und hing an ihr mit unbeſchreiblichem Entzücken, das keinem von uns verborgen blieb. „O," rief ich eines Morgens beim Thee, als ich die Meinigen ſo um mich verſammelt ſah: „guter Gott! glücklicher kann ich nicht werden!" — Ja! ſagte Adelaide feurig: das können Sie, Vater; Garnier kann Sie noch glücklicher machen. Sie reichte ihm ihre Hand. O, Adelaide, fragte er; darf ich hoffen? darf ich reden? Da fiel Adelaide an ſein Herz, und rief: ja, edler Menſch, ich liebe dich. Er umfaßte ſie. Ich legte meine Hand auf ihre Stirnen, und — beobachtete Julien.

Julie blickte bei dieſer Scene meinen Sohn von der Seite an; aber er ſah freundlich lächelnd dem Schauſpiele zu. Sie erröthete, und ihr Buſen flog; doch auf ihr Geſicht lagerte ſich eine heilige Ruhe, weil ſie in dieſem Augenblicke fühlte, daß Adelaide ihm nichts mehr als ſeine Schweſter war. Ihr Auge funkelte vor Freude, als Louis zu Garnier trat, ihn mit frohem Entzücken an

ſeine Bruſt drückte, und ihn zärtlich „mein Bruder!“ nannte. Während deſſen lag Adelaide in Juliens Armen. Ich hätte gern geſagt, was ich dachte: „nun fehlen noch Julie und Louis.“ Aber ich ſchwieg, weil Adelaide ſchwieg.

Nach einem Monate ſollte Adelaidens Hochzeit ſeyn. Julie würde immer ſtiller und ſtiller. Sie weinte; aber nur darüber, daß ſie uns Kummer machen mußte. Louis liebte ſie wirklich, und ſie war davon ſogar überzeugt; aber ſie hatte Annen die Verſicherung gegeben, daß ſie es nie wagen könne, ihm zu geſtehen, wie ſehr ſie ihn liebe. Ich fand das albern; meine Töchter fanden es ſehr natürlich, und baten mich, ja zu ſchweigen, als ich ihnen ſagte, daß ich mit Julien ſprechen wollte.

Als Adelaidens Hochzeitstag kam, gingen wir Alle nach Gottes Hülfe, Julie in ſtillem Kummer an Louis Hand. An dem Altare trat Adelaide ernſt vor, und ſagte: „Julie, ich habe geſchworen, mich erſt nach dir trauen zu laſſen.“ Julie erblaßte. „Glaube nicht etwa, daß ich ſcherze! Du ſchworſt einmal bei deinem blutigen Tuche, uns zu retten, und

haſt uns gerettet. Bei eben dieſem Tuche, Julie, ſchwöre ich dir: ich werde nur nach dir getrauet." Julie zitterte. Louis ergriff ihre Hand, und benetzte ſie mit Thränen. Wir Alle umringten ſie; Borde und ich befahlen als ihre Väter. Sie war bleich, zitterte, und ſagte immer jammernd: ach, ich kann nicht. Da trat die ſanfte Anne näher, und bat uns, ihrer zu ſchonen. Julie warf ſich an ihre Bruſt. Louis ſchwieg, faßte ihre Hand, und betrachtete ſie mit zärtlichen Blicken. Adelaide wiederholte: „gewiß, ich werde erſt nach Julien getrauet." Jetzt ſagte Anne weinend: Julie, thu es, wenn du mich lieb haſt. Ich bitte dich.

Uns konnte Julie widerſtehen, doch nicht der ſanften Anne. Sie ging auf Louis zu, und fragte ihn ernſt: verachteſt du mich nicht darum, daß ich dich liebte? Er antwortete mit einer innigen Umarmung. Nun trat ſie mit ihm vor den Altar; dann Adelaide mit Garnier. Wir feierten ein zweites Feſt, an dem wir Alle glücklich waren.

Jetzt iſt es Mitternacht; eben ſind die beiden neuen Paare und auch Borde mit Annen von mir gegangen. Alle hatten Thränen in

den Augen; und ich ſelbſt war unbeſchreiblich gerührt.

Da ſchimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl ſchon hundertmal habe ich meinen Blick von dem Papiere zu den Sternen aufgeſchlagen, und gerufen: ewig, unbeſchreiblich groß iſt die Liebe, die den Menſchen umfängt! Liebe iſt die Grundfeſte der menſchlichen Glückſeligkeit! Hier ſtehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum; und bin durch die Liebe meiner Kinder dennoch ſo unausſprechlich glücklich. Wer liebt und geliebt wird — was darf der fürchten! Einſt fallen die Sterne, einſt vergeht der Himmel; aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menſchen, bleibt.

Seyd glücklich, meine Kinder! rief ich hier noch einmal aus dem väterlichen Herzen. Sie werden glücklich ſeyn; denn ſie lieben einander. Und ſo ſage ich nun dem Leſer fröhlich Lebewohl.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Familiengeschichten

Bd.: 3

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940513-3